Sabinianus

oder

die ersten Apostel Gallien's.

Von

C. Guenot.

Autorisirte Uebersetzung.

Köln, 1865.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Zeitbilder in Erzählungen

aus der

Geschichte der christlichen Kirche.

Die Reihe von Erzählungen, deren zweiten Band wir hier= mit dem christlichen Volke übergeben, schildert demselben die Hauptepochen aus der Gründungs= und Entwickelungsgeschichte der Kirche in Bildern, welche Zeit und Zustände charak= terisiren. Es ist dabei der Gedanke leitend gewesen, daß es nur einer richtigen Kenntniß von dem Wirken und den Geschicken der gottgestifteten Heilsanstalt bedarf, um ihr den Menschenverstand und das Menschengemüth gleichmäßig zu= zuwenden. Unsere „Zeitbilder“ sollen diese Kenntnißnahme bei Solchen befördern, bei denen rein wissenschaftliche Dar= stellungen nicht angebracht sind; sie bieten, wie man dies heutzutage will, ihren ernstern Kern in nicht zu harter Schale.

Das Werden und Wachsthum, das Leiden und Strei= ten der Kirche in Erzählungen darzustellen, ist keine neue Idee. Sie ist, wie aus der Vorrede zur Fabiola zu ersehen, von Cardinal Wiseman angeregt worden, als man den nunmehr Verewigten von der beabsichtigten Herausgabe einer

„Katholischen Volksbibliothek“ in Kenntniß setzte. Der gelehrte Kirchenfürst verstand sich sogar dazu, selbst den Anfang zu machen, und beschenkte so die katholische Literatur mit der genannten, jetzt weltbekannten Erzählung. Der Plan blieb leider unausgeführt. Jetzt ist er von einem Kreise französischer Schriftsteller wieder aufgegriffen worden.

Bei der Verpflanzung dieser Erzählungen auf deutschen Boden, wozu der Verleger die Berechtigung erworben hat, wollte man sich nicht auf eine einfache Uebersetzung beschränken, sondern es wurden auch die in unserm Vaterlande auf dem kirchengeschichtlichen Gebiete gewonnenen Resultate verwerthet. In dieser Gestalt dürfte nun die deutsche Ausgabe ihre Rechtfertigung in sich tragen. Nur wenige Worte zur Begründung des Unternehmens im Allgemeinen wolle man uns noch gestatten.

Die Jahrzehnte sind so lange noch nicht vorbei, wo man mit einer Art von siegesgewisser Eleganz die Zeit als in nächster Nähe bevorstehend erklärte, in welcher die sogenannte Bildung und das naturhistorische Wissen für die Leute aus dem Volke, Politik und Aesthetik für die Gebildeten die Stelle der Religion einnehmen würden. Die Aufklärungs-Propheten sahen Christenthum und Kirche bereits hinschwinden, um neuen, zeitgemäßern Institutionen Platz zu machen. Die einzige Rücksicht, die man noch zu nehmen der Mühe werth hielt, beschränkte sich darauf, die vermeintlichen Ueberbleibsel aus überwundener Zeit in ihrem langsamen Absterben nicht zu belästigen.

Diese Prophezeiung von dem Untergange der Kirche war das traurige Resultat der je länger je mehr von dem wirklichen geschichtlichen Boden des Völkerlebens sich los-

lösenden abstracten Philosophie. Man vergaß, daß die gesellschaftliche Gesittung, deren wir uns im Gegensatze zu den nichtchristlichen Völkern erfreuen, keine Errungenschaft bloßer menschlicher Speculation ist, sondern daß wir sie einer frohen Botschaft von Oben verdanken. Die menschliche Ueberhebung vergißt leicht, weil sie gern vergißt, was ihr geschenkt wird. Zugleich meinte man, diese Gesittung auch dann festhalten zu können, wenn man ihren Ursprung, den lebendigen historischen Christus, leugne, oder sie von Ihm trenne. Man gerieth in diesen Irrthum — als solchen erweist ihn die Erfahrung —, weil das in dem Evangelium uns zu Theil Gewordene die Gesellschaft nach und nach gleichsam durchsäuert hat; weil die Moral des Christenthums der Weltordnung und der Menschennatur so sehr entspricht, daß sie gleichsam die Luft bildet, in der unsere Geister athmen. Man mag es verkennen und leugnen, es ist so: die Ehrlichkeit des Alltagsmenschen hat, ohne daß dieser es eingesteht oder auch nur weiß, ein christliches Gepräge; sie ist eine Frucht der Offenbarung; so manchfaltig die individuellen Vorstellungen von Gott sowie von dem Wesen und den Gesetzen des Weltalls auch sein mögen, sie ruhen alle auf dem Unterboden des Christenthums, mit alleiniger Ausnahme des Materialismus, welcher den Geist und jede sittliche Ordnung in einem Athemzuge leugnet.

Die Bücher der Weltgeschichte wie die Blätter unseres eigenen Herzens — wir lassen uns nur zu gern das etwas peinliche Auseinanderschlagen dieser letztern verdrießen — zeigen uns auf jeder Seite, daß seit das Christenthum als That Gottes in die Welt getreten ist, die Völker wie die Einzelnen tüchtiger oder untüchtiger, glücklicher oder

unglücklicher — dies alles im rechten Sinne verstanden — in dem Grade geworden sind, als sie die frohe Botschaft männlich und freudig und thatkräftig aufgenommen oder von sich gestoßen und unbefolgt gelassen haben. Aber die Prophezeiung, von der wir oben gesprochen haben, ist unerfüllt geblieben; die Religion löste sich nicht auf; die Kirche starb nicht ab. Im Gegentheil: es zeigte sich ein mächtiger Rückschlag gegen die absolute Negation, und jenes Wort erwies sich als wahr, das dem unglücklichen Lenau in den Mund gelegt wird und dahin lautet, daß trotz aller „Verhegelung", trotz aller Weltvergötterung seitens einer verkehrten Philosophie, „das Herz doch nach Gott schmachte." Ernste Geister haben gerade in der letzten Zeit die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Religion tiefer als je erkannt; niemals hat man sich lebhafter mit der Kirche beschäftigt, als eben in unsern Tagen.

Wir hoffen, auch das Verständniß wird sich mehr und mehr einstellen, und dann die Bethätigung des Erkannten im rechten Geiste nicht fehlen. Daß auch unsere „Zeitbilder" etwas zur Erkenntniß der weltgeschichtlichen Mission der Kirche beitragen, dazu gebe Gott Seinen Segen!

Köln, am Osterfeste 1865.

Die Herausgeber.

I.

Antiochia.

Zwölf Jahre waren seit dem glorreichen Tage der Himmelfahrt verflossen. Dem Befehle ihres Meisters folgend, waren die Apostel in alle Welt hinausgezogen, um das Evangelium jeglicher Creatur zu verkünden. Auch Simon Petrus hatte Jerusalem seit fünf Jahren verlassen und war nach Antiochia gegangen.

Diese Stadt, damals auf der Höhe ihrer Blüthe, wetteiferte an Größe und königlicher Pracht mit Rom. Um 301 vor Christus von Seleukus Nikator erbaut, übertraf sie, trotz der manchfachsten widerwärtigen Schicksale, an Reichthum, Ansehen und Bevölkerung bald alle übrigen Städte des Orients. Die reizende Lage zu beiden Seiten des Orontes, mitten in einer fruchtbaren Ebene, das milde Klima, die Prachtbauten, unter deren Trümmern wir heute noch eine colossale, die ganze Stadt umfassende Wasserleitung bewundern, die umliegenden herrlichen Gärten, die Pflege, welche die Wissenschaften bei den Bewohnern

fanden, sowie ein überaus belebter Handel, hatten Antiochia früh zur mächtigsten Stadt Syriens gemacht. Die syrischen Könige, die Seleukiden, wie die römischen Statthalter hatten es der Reihe nach zur Residenz gewählt. Aber zur Kaiserzeit war Antiochia schon tief gesunken; die gepriesenen Haine der Daphne, jene berüchtigten Freistätten des Lasters, wurden mit Sorgfalt unterhalten; aller Sittlichkeit Hohn sprechende Theater und ein prächtiger Circus sorgten hier wie überall in den großen Städten des Kaiserreiches, daß es jenem kaiserlichen Pöbel, welcher außer der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse nur Spiele verlangte, nicht an Unterhaltung fehle.

Unter dieser, der griechisch-asiatischen Verderbniß erliegenden Bevölkerung wirkte Petrus jetzt seit sieben Jahren. Mitten im Kampfe mit den menschlichen Leidenschaften, dem Stolze der Weisen und dem Hasse der Bösen, wuchs die antiochenische Gemeinde um seinen oberhirtlichen Lehrstuhl kräftig heran. Von hier aus lenkte Petrus die jugendliche Kirche. Auf den weiten, über das unermeßliche römische Weltreich ausgedehnten Militairstraßen, jenen wunderbaren Bauten, die, von den römischen Legionen mit vieler Kunst und Mühe ausgeführt, sich wie ein Netz bis weit in die unwegsamen Wälder des Nordens und in die Sandsteppen des Südens hinein ausspannten und an der goldenen Meilensäule am Fuße des Capitols, als ihrem Mittelpunkte, zusammenliefen, waren die kaiserlichen Sendlinge nicht mehr die Einzigen. Auch Simon Petrus empfing zahlreiche Boten, die da kamen, um ihm Kunde von dem Fortschritte des Reiches Jesu Christi unter den Völkern zu bringen, und die da gingen, um seine Weisungen und Mahnungen, seine Trostworte und seine Lehren unter sie

hinauszutragen. Und während die Cäsaren noch beschäftigt waren, immer enger die eisernen Bande ihrer Despotie um die niedergehaltenen Nationen zu schmieden, wie zu ewiger Herrschaft, erkeimte in Petrus bereits der von Gott gesäete Gedanke, den Thron des Reiches Jesu Christi neben dem Cäsarenthrone aufzustellen, um von Rom aus den Völkern das Evangelium der Freiheit Christi zu bringen.

Der Frühling war dem milden Winter gefolgt, und die prächtige Sonne des Orients übergoß mit ihren glanzvollen Strahlen die reichen Gefilde der Ebene von Antiochia.

Es war Abend und kurz vor Sonnenuntergang; da überschritten mehrere Reisende die stattliche Brücke, welche die Seleukiden ehedem über den Orontes geschlagen hatten. Sie gingen der Stadt zu. Ihr Schritt war ernst und gemessen; sie schienen Pilger, die eine religiöse Wallfahrt zu vollbringen hatten.

So war es auch. Die vier Männer kamen von Jerusalem, wo sie der Feier des Paschafestes beigewohnt hatten. Drei von ihnen waren in Italien, der vierte in einer Stadt des nördlichen Galliens geboren. Dort in Senones,*) seiner Vaterstadt, versah Letzterer jetzt die Dienste eines Oberaufsehers im Hause des Victorinus, der zu den vornehmsten Eingeborenen des Landes zählte. Von den untersetztern Gestalten seiner ältern Begleiter unterschied sich Gennorix durch seinen hohen Wuchs, seine blonden Haare, durch seine kleidsame gallische Tracht und die Anmuth seines Wesens. Da er erst sechsundzwanzig

*) Das heutige Sens in der Champagne.

Jahre zählte, so war sein Aussehen frisch und blühend; eine unverkennbare Milde drückte sich in seinen Zügen aus.

Unbekannt in Antiochia, beriethen sich die Fremdlinge, wo sie für die hereinbrechende Nacht ein gastfreundliches Unterkommen finden möchten.

„In dieser großen Stadt müssen doch wohl Juden wohnen; suchen wir irgend eine israelitische Wohnung auf!“ sagte Gennorix.

„Dies würde uns kaum etwas helfen,“ bemerkte Sulpicius, einer der Italiener. Er schien der Aelteste der Gesellschaft; sein Haar war schon theilweise ergraut. „Hast du denn vergessen, daß die Juden keine Freunde von denen sind, die sie als »Heiden« ansehen?“

„Aber sie werden doch zugeben müssen, daß derjenige ihre Religion treu hält, der, wie wir, das Vaterland verläßt, um in ihrem Tempel zu Jerusalem anzubeten?“

„Ich fürchte, daß dieser Hinweis uns nicht viel helfen wird. Die wohlwollende Aufnahme, die wir manchmal bei den Söhnen Abraham's fanden, wird uns in Antiochia nicht zu Theil werden. Sollen wir nicht lieber sogleich uns nach irgend einem Hause umsehen, wo man gegen Bezahlung übernachten kann?“

„In dem Falle,“ bemerkte Gennorix nach kurzem Schweigen, „werde ich unter freiem Himmel übernachten müssen.“

„An Herbergen ist doch wohl kein Mangel?“

„Das freilich nicht. Aber ihr wißt noch nicht, daß ich auf meiner Wanderschaft durch's Gebirge meiner Baarschaft beraubt worden bin. Es ist heute das erste Mal, daß die Sorge, wie ich wieder in meine Heimath zurückkommen werde, leibhaftig an mich herantritt. Wie oft

werde ich noch hungern, wie oft ohne Obdach bleiben müssen!“

Der Gallier sprach die Wahrheit. Von Natur arglos, ja ein wenig unvorsichtig, war er, als er vom Gebirge in die phönicische Ebene hinabzusteigen im Begriffe war, von einem Wegelagerer, der sich ihm als Bettler genaht hatte, ausgeplündert worden.

Die drei Italiener, wahrscheinlich auch nur mit dem Allernothwendigsten versehen, schwiegen. Während sie, in der Stadt angelangt, sich anschickten, eine Herberge aufzusuchen, wanderte Gennorix gedankenvoll hinter ihnen her. Plötzlich fühlte er sich leise angestoßen und sah sich einem Manne von ungefähr siebenunddreißig Jahren gegenüber, einer kraftvollen, schlanken Gestalt mittlerer Größe. Die männliche Schönheit wurde gehoben durch den heitern, ansprechenden Ausdruck des Gesichtes. Dabei war über die ganze Gestalt eine seltene Würde ausgegossen, die durch den dunkeln, bis auf die Brust hinabreichenden Bart noch erhöht wurde. Aus dem schmucklosen Gewande sprach der Ernst des Philosophen.

Er redete Gennorix an. „Sei mir gegrüßt, Fremdling; ich sehe an deinem Aeußern, daß du in Antiochia nicht heimisch bist. Ich würde glücklich sein, wenn ich dir für diese Nacht ein Unterkommen in meinem Hause gewähren dürfte.“

„Wer bist du,“ fragte Gennorix, erstaunt über solche Anrede, „und welches Anrecht habe ich auf deine so zuvorkommende Gastlichkeit?“

„Sind wir denn nicht Alle Kinder desselben Vaters, der im Himmel ist?“ fragte Sabinianus — dies war der Name des Unbekannten — mit sanfter, gewinnender

Stimme. „Alle Menschen sind ja Brüder, und unser Aller Vater befiehlt, daß Einer dem Andern diene in Liebe.“

In seiner Bewunderung über eine solche Sprache und ein solches Benehmen folgte Gennorix dem Sabinianus unwillkürlich. Sie erreichten die drei Italiener wieder, als diese eben in eine Herberge eintreten wollten, die sie gefunden hatten. Der Gallier erzählte ihnen, wie ihm unverhofft für diese Nacht ein Unterkommen angeboten worden sei; er bat sie, andern Tages nicht ohne ihn abzureisen. Diese Zusage gaben sie gern, denn sie hatten Gennorix in der kurzen Zeit, daß sie ihn kannten, lieb gewonnen.

Sabinianus geleitete seinen Gast zu einem Hause von bescheidenem Aeußern und schritt voran in ein Gemach, wo zwei Männer auf einer Bank hinter dem Tische saßen. Schon brannte die Abendlampe; ein Buch lag aufgerollt vor den Zweien. Beim Eintritt der beiden Ankömmlinge erhoben sie sich. Sabinianus grüßte sie mit den Worten: „Brüder, der Friede sei mit euch!“

„Der Friede unseres Gottes sei mit deinem Geiste!“ dankten die Beiden, denen die Worte des Heils gegolten.

„Der Herr, der uns verheißen, was wir unsern Brüdern thun in Seiner Liebe, sei Ihm gethan, hat uns diesen Fremdling geschickt, daß er sich bei uns zur Weiterreise stärke.“

„Der Herr sei gepriesen.“

Verwundert nahm der Gallier schweigend Platz.

Seine Ueberraschung wuchs, als Sabinianus an seine Gefährten — er nannte Potentianus den Einen, und Altinus den Andern, und alle Drei waren fast von gleichem Alter — die Bitte richtete, Wasser herbeizuholen, um dem

Fremdling die Füße zu waschen. Ehrfurchtsvoll gehorchten Beide. Das Wasser wurde herbeigebracht; als aber nun Sabinianus niederkniete, um diesen Dienst selbst zu vollziehen, da sträubte sich Gennorix. Doch mit mildem Nachdruck bestand sein Führer darauf. „Laß mich der Sitte unseres Hauses treu bleiben," sagte er lächelnd. „Ein Größerer, als ich bin, hat sich bis zur Erfüllung dieser Pflicht herabgelassen. Erstaune nicht; mehr würdest du staunen, wenn du die Gründe kännteſt, die mich zu dieser Handlung bewegen!"

„Wenn du mich für einen Mann von Stande hältst, so irrst du. Aus armer Familie...."

„Um so mehr freut es mich, dir zu dienen," fiel Sabinianus ihm in die Rede.

Bei diesen Worten beugte er sich nieder und küßte mit Inbrunst die Füße des Galliers. Potentianus und Altinus traten heran und trockneten sie mit schneeweißem Linnen. Alsdann bereiteten sie den Tisch und trugen für den Gast ein reichliches Mahl auf.

Gennorix wußte sich eine so zuvorkommende Aufnahme nicht zu erklären; er hielt seine Gastgeber für Mitglieder irgend einer jüdischen Secte, welche besonders strenge Gebote über die Gastfreundschaft befolge, und sprach diese Vermuthung offen aus.

„Wohl waren wir früher Diener des mosaischen Gesetzes," erklärte Sabinianus. „Heute aber ist die Beobachtung seines äußern Formenwesens von unsern Schultern genommen. Der Sohn Davids hat uns frei gemacht."

„Wie?" rief der Gallier, „du glaubst, es sei ein auf Erden Geborener stark genug, die Menschen von den Vorschriften der wahren Gottesverehrung zu entbinden?"

Sabinianus suchte seinem Gaste begreiflich zu machen, daß dieses nicht im Sinne seiner Antwort liege. Im Laufe des Gespräches fand er, daß Gennorix den Ereignissen, die sich vor zwölf Jahren in Judäa mit der Person Jesu Christi zugetragen, völlig fremd war und auf seiner Pilgerfahrt nur die alten Verleumdungen und falschen Anschauungen über Den in Erfahrung gebracht hatte, welcher als der verheißene Messias unter den Juden aufgetreten war. Deshalb erzählte er ihm mit dem warmen Gefühle eigener Anschauung in begeisterten Worten dessen Leben und Thaten.

„Ja, Gennorix, jener außerordentliche Mensch, der auf Golgatha den Kreuzestod erlitten, war der ersehnte Gesalbte des Herrn. Er hat nicht, wie dir die Tempelpriester fälschlich erzählten, Moses und die Propheten gelästert oder gar den Namen des Ewigen geschmäht. Jesu Wort und Beispiel redete nur von der Liebe Gottes zu uns, war nur der Ausdruck der reinsten Sittenlehre. Er hat große Wunder gethan, um den Menschen die Göttlichkeit dieser Sittenlehre zu beweisen. Wir sahen Ihn, Gennorix, mit diesen unsern Augen, wie Er die Kranken heilte und die Todten auferweckte."

„Um dann selbst eines schimpflichen Todes zu sterben," fiel Gennorix mit siegestrunkener Miene ein.

„Ja, zu unserer Sühne; und um am dritten Tage die Bande des Grabes zu brechen und die Wahrheit Seiner Lehre und Seiner Sendung zu besiegeln! Ich habe Ihn gesehen, den Erstandenen, mit diesen meinen Augen. Den Aposteln und uns, Seinen Jüngern, erschien Er wiederholt und saß mit uns zu Tische. Und am vierzigsten Tage führte Er uns insgesammt auf den Oelberg, nicht weit von jenem Garten, welcher Zeuge Seiner ersten Erniedrigungen

und Seines Leidens war. Dort übermachte Er uns Seine letzten Anordnungen, segnete uns — und dann erhob Er sich gen Himmel, wo Er in einer Lichtwolke verschwand."

Staunend horchte der Gallier. Sabinianus schilderte den Triumph des Gottmenschen so überzeugend und eindringlich, daß Gennorix an seiner Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln wagte.

„Dein Bericht," bemerkte er, „unterscheidet sich allerdings von dem, was mir die Priester, mit denen ich der Opfer wegen in Jerusalem verkehrte, erzählt haben."

„Was Wunder? Du hast in ihnen nur die Feinde Jesu Christi, die heftigsten Verfolger Seiner Jünger gehört."

„Sie nannten euch Galiläer."

„In Antiochia hat man uns einen schönern Namen gegeben. Man nennt uns hier Christianer."

Der Gallier, von der Neuheit dieser Mittheilungen betroffen, verhielt sich eine Weile still und schien nachzudenken. Endlich begann er wieder: „Hat denn Jesus wirklich das auf dem Sinai gegebene Gesetz verworfen? Hat Er den Gottesdienst, zu dem das israelitische Volk in so feierlicher Weise verpflichtet wurde, für nichtig erklärt?"

„Er hat das Gesetz nicht aufgehoben, sondern vollkommen gemacht."

„Man hat mir versichert, es sei euch verboten, den Tempel zu besuchen und die mosaischen Satzungen zu beobachten."

„Auch darin hat man dich falsch berichtet. Höre, was vorgefallen ist. Die Apostel, unsere Lehrer in den göttlichen Dingen, versammelten sich mit den Aeltesten der

Kirche zu Jerusalem und erließen folgenden Beschluß an die Gläubigen: »Es hat dem heiligen Geiste und uns gefallen, euch keine weitern Stücke als nothwendig aufzulegen, denn folgende: euch zu enthalten von dem, was man den Götzen geopfert, vom Blute, vom Erstickten und der Unzucht.«

„Und das Priesterthum Aaron's laßt ihr ferner nicht mehr zu?“

„Es ist an Andere übertragen.“

„Wo wohnt denn der Oberste der neuen Priesterschaft?“

„Hier in der Stadt selbst, in welcher du bist: in Antiochia.“

„Sein Name?“

„Simon Petrus.“

„Simon Petrus? Man hat mir erzählt von einem Manne dieses Namens, der Fischer in Galiläa gewesen sei. Wäre dies wohl das Haupt euerer Religion?“

„So ist es; ihn hat Christus mit Seiner Vollgewalt bekleidet und in ihm verehren wir Seinen Stellvertreter.“

„Wäre es mir gestattet, ihn zu sehen?“

„Petrus ist abwesend und wird erst nach einigen Tagen zurückkehren.“

Gennorix war mit lebhaftem Interesse dieser umständlichen Erörterung gefolgt. Sabinianus antwortete auf seine Fragen mit all' der Liebe und Zuversicht, die ihm sein Seeleneifer einflößte. Er war einer der zweiundsiebenzig Jünger Christi*) und mit Petrus nach Antiochia gekommen, wo er, mit dem Diakonat bekleidet, segensreich

*) Anonymer Autor bei M. Ch. Barthélémy in seinen »Vies des Saints de France.« tom. I.

wirkte. Schon schien der Gallier neue Fragen stellen zu wollen, — da plötzlich, gleichsam als habe er sich besonnen und wolle unangenehme Gedanken verscheuchen, legte er die Hand an die Stirne und erhob sich hastig. „Genug davon, Sabinianus," sagte er mit erzwungener Entschiedenheit. „Ich habe vor den Priestern zu Jerusalem bei dem Altare des wahrhaftigen Gottes einen Schwur geleistet, nie mein Ohr euern Lehren zu leihen. Deine Worte sind verführerisch, ich merke, ich muß auf meiner Hut sein."

„Und doch wäre es in diesem Falle besser, du ließest dich verführen, als daß du deinen Eid hältst, mein Freund."

„Es ist besser, den Glauben zu bewahren, den man von seinen Eltern ererbt hat."

Offenbar um das Peinliche zu vermeiden, das ein solches Gespräch für Gennorix wie für Sabinianus hatte, begann der Gallier von seiner Heimath, ihren Verhältnissen und den religiösen Anschauungen seines Vaters zu erzählen. Derselbe hatte nämlich bei einer der gallischen Legionen gedient, die in Rom standen. In Rom aber wohnten bekanntlich viele Juden. Um das Jahr sechszig vor Christi Geburt als Gefangene dorthin gebracht, hatte man sie wegen ihrer Unbrauchbarkeit für die meisten Dienstverrichtungen größtentheils freigegeben und ihnen jenseits des Tiber einen Ort zur Niederlassung angewiesen, wo sie eine Synagoge errichteten. Nicht allein, daß man sie in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten nicht kränkte; es machte vielmehr ihr gewissenhaftes und streng sittliches Leben in diesen Zeiten des Verfalls der römischen Staatsreligion auf die Ernstern unter den Heiden einen tiefen Eindruck. Die religiösen Versammlungen der Juden wurden darum

zahlreich und besonders von den römischen Frauen besucht, ihre heiligen Bücher von Manchen gelesen. Wenn auch die Neuheit der Sache allein Viele anzog, so wurden doch nicht Wenige tiefer ergriffen, so daß die Zahl derer, welche zum Judenthum förmlich übertraten, oder doch die Ansichten und Vorschriften desselben annahmen, nicht unbedeutend war.

So war, wie Gennorix weiter erzählte, sein Vater mit der Religion der Hebräer bekannt und Proselyt, das heißt Neubekehrter aus dem Heidenthum geworden. Nach seiner Rückkehr nach Senones hatte er seine letzten Lebensjahre auf den Unterricht seines Sohnes in den Vorschriften des Gesetzes verwandt und ihm sterbend noch die treue Beobachtung derselben empfohlen.

„Und Victorinus, dein Herr," fuhr Sabinianus fort, „ist auch er ein Proselyt, gleich dir?"

„Er folgt leider nur seinem götzendienerischen Aberglauben; der Vesta, welche er besonders verehrt, und welche in meiner Vaterstadt einen prachtvollen Tempel besitzt, bringt er jeden Monat seine Opfer dar. Aber dabei ist mein Herr ein edeler Mann. Nie werde ich einer so reinen Seele, einem so aufopfernden Herzen wieder begegnen; er ist seinen Untergebenen gegenüber mehr ein Vater denn ein Herr. Dabei ist sein Leben tadellos und eingezogen; allen lärmenden und sittengefährlichen Zusammenkünften bleibt er fremd."

„Möge das Licht Christi ihn eines Tages erleuchten!"

Victorinus verdiente in der That dies ehrenvolle Zeugniß seines Freigelassenen. Noch in der Blüthe seiner Jahre, war er ausgestattet mit allem, was sein Leben heiter, seine Zukunft glänzend machen konnte; er hatte große Besitzthümer, reiche Geistesanlagen, Schönheit des Körpers, Ehre

und unbestrittenes Ansehen. Dennoch fühlte sich Victorinus unbefriedigt, unglücklich. Sein Herz konnte inmitten dieses glänzenden Daseins nicht zur Ruhe kommen; es hatte Wünsche, die all' sein Reichthum nicht erfüllen, Fragen, die durch alle Wissenschaft der Heiden, der er nachgeforscht, und alle Geheimnißlehren der Druiden, die er befragt hatte, sich nicht lösen ließen. Zwar hatte Gennorix ihm in diesem schmerzvollen Kampfe und in dieser Unruhe von der Religion der Hebräer, von den heiligen Büchern des Gesetzes gesprochen; aber die Kenntnisse, die er selbst davon besaß, waren zu mangelhaft, als daß sie eine Ueberzeugung bei Victorinus hätten herbeiführen können. Von gleicher Gesinnung waren die Freunde des edeln Senoniers beseelt. Eodald und Serotinus waren, gleich ihm, reich und angesehen unter ihren Mitbürgern; auch sie hatten es verschmäht, den Durst nach Wahrheit mit dem verzehrenden Tranke der Leidenschaften zu stillen und das unbefriedigte Verlangen ihres sehnenden Herzens in jenen Genüssen zu ersticken, die ihr Reichthum ihnen ermöglichte, und denen die vornehme römische Welt fast ganz anheimgefallen war. Bitterlich klagten die drei Freunde oft über die Finsterniß, die sie umgab, und laut riefen alle Wünsche ihrer Herzen nach dem Lichte der Wahrheit. In Stille und Zurückgezogenheit, in der Feuerprobe eines tadellosen Wandels wurden ihre Seelen frühzeitig reif zur Aufnahme der christlichen Lehre.

Aber bei all diesen Mittheilungen über seine Heimath und die Personen, denen er nahe stand, hatte Gennorix manches, was seine eigene Familie betraf, dem Sabinianus verschwiegen. Die Eltern des jungen Galliers lebten nicht mehr; er hatte aber eine Schwester, Excelsa, die als

Priesterin beim Vesta-Tempel seiner Vaterstadt diente. Sie war sechs Jahre jünger als Gennorix. Schon im Alter von zehn Jahren hatte sie ungeachtet der Bitten ihres Vaters, des Andringens des Bruders und selbst der Thränen der Mutter den mosaischen Glauben fest und entschieden zurückgewiesen.

„Was kümmert mich der Glaube fremder Völker?" erwiderte sie. „Warum verlangt ihr, ich solle einen Gott anbeten, den man nicht sieht, der nie zu meinem Volke geredet hat und dessen Tempel sich so fern jenseits der Meere erhebt? Der Vesta, welcher der fromme Sinn der Senonier hier in unserer Stadt das prachtvolle Heiligthum errichtet hat, bleibt meine Verehrung gewidmet."

Später war Excelsa, um allen Bemühungen der Ihrigen ein Ende zu machen, förmlich als Priesterin in den Dienst der Göttin getreten. Schön und voll Majestät waltete Excelsa, mehr noch ein Kind als eine Jungfrau, im Tempel, der ihr gleichsam Vaterhaus geworden war. Unter all' den Herrlichkeiten des vielbesuchten Heiligthums war sie der herrlichste Schmuck. Ernst in ihren Sitten, unerbittlich streng in ihrem Leben, setzte sie ihren Stolz darein, mitten unter zahlreichen Priestern ganz vereinsamt zu leben und sich sogar von den Freunden und ihrer Familie zurückzuziehen. Daher flößte sie trotz ihrer Schönheit weit eher Scheu als Zuneigung ein. Eines Tages glaubte ein Gallier aus vornehmer Familie verwegen nach der Hand der Priesterin streben zu dürfen. Er wagte in ihrer Gegenwart einige Worte von Liebe vorzubringen. Excelsa verwies es ihm derb und drohte mit ihrem Zorne, wofern er sein Bestreben nicht aufgebe. Der Gallier lachte der Drohung und verletzte bei einer öffentlichen Feierlichkeit durch eine ausgelassene

Geberde die Vestalin auf's neue. Zornesröthe stieg in Excelsa's bleiches Antlitz; im selben Augenblicke zog sie den Dolch, den sie stets bei sich zu tragen pflegte, und stieß ihn bis an's Heft in die Brust des Verwegenen. „So mag Jeder enden," rief sie mit stolz verachtendem Blick der betroffenen Menge zu, „der die heilige Scheu vor der Jungfrau der Senonier nicht achtet!"

Gennorix beklagte tief die Verblendung des jungen Mädchens, und vermied es, sie zu besuchen, seit sie im Tempel wohnte. Doch kurz vor seiner Abreise nach Judäa bat er um eine Zusammenkunft, um ihre Bekehrung zum Judenthum noch ein Mal zu versuchen. Excelsa empfing ihren Bruder im Heiligthum der Vesta selbst. Gennorix ging ihr freundlich entgegen, um sie als Schwester zu umarmen. Ein gebieterisches Zeichen gebot ihm Halt.

„Habe Achtung vor der Schutzgöttin unserer Stadt!" rief Excelsa ihm stolz entgegen.

Nach einer Pause, während welcher Gennorix vergebens sich über diesen, ihn betrübenden Empfang zu fassen suchte, fuhr sie in demselben Tone fort: „Was verlangst du von mir?"

„Abschied nehmen wollte ich," entgegnete zaghaft der Bruder. „Ich ziehe nach Palästina. Die Religion, die ich bekenne, macht mir den Besuch des Tempels zur Pflicht."

„Thor! warum verkaufst du die Gottheiten deiner heimathlichen Erde gegen die der Fremde?!"

„Und du," fragte Gennorix gereizt, „thust du nicht ebenso? Dein Vesta-Dienst gehört den Ausländern an, unsern römischen Besiegern. Oder wann hast du jemals aus dem Munde eines Druiden etwas von einer Vesta ge-

hört? Dieser alte gallische Priesterbund lehrt dich andere Götter ehren, als die Vesta der Römer."

Die Priesterin biß sich die Lippen, und es herrschte einige Augenblicke Schweigen; dann fuhr sie in herabgestimmterm Tone fort: „Ich habe feierliche Verpflichtungen übernommen; ich werde ihnen treu bleiben. Uebrigens sehe ich keine Schande darin, die Götter derjenigen anzunehmen, die über den Erdkreis gebieten und in deren Heer unser Vater selbst gedient hat."

Gennorix wollte noch einige Worte beifügen; aber Excelsa, die selbst wohl am wenigsten von dieser Beschönigung ihres Handelns überzeugt sein mochte, wollte nichts mehr hören. Der junge Mann, um sich das Herz seiner Schwester nicht vollends zu entfremden, schwieg und ging.

Gennorix dachte kaum daran, daß er Sabinianus auf dieselbe Weise behandelte, wie Excelsa ihn früher zu seinem größten Schmerze behandelt hatte, indem er sich jetzt den Belehrungen des freundlichen Mannes unter dem Vorwande von Müdigkeit plötzlich entzog. Liebevoll bereitete sein Gastwirth für ihn das eigene Lager. Selbst aber verbrachte der Gefährte des Petrus die Nacht im Gebete; unter Thränen flehte er zum Herrn, daß er die Blindheit des Gennorix verscheuchen möge.

Früh am andern Morgen war der Gallier schon aufgestanden, um von seinen Reisegefährten nicht zurückgelassen zu werden. Sabinianus hatte ihn am vorigen Abende beobachtet und ihm ohne Zweifel die Ursache seiner Mißstimmung abgelauscht; beim Abschiede drückte er ihm still eine Börse mit Geld in die Hand, damit er seine Reise vollenden könne.

„Sei eingedenk der Christen, Gennorix!" bat er. „Er-

zähle auch dem Victorinus, was ich dir als wahr bezeugt habe."

Diese edele Handlungsweise erweichte den Gallier bis zu Thränen. Er warf sich in die Arme des Sabinianus, der ihn lange an sein Herz drückte.

„Eine Stimme in meinem Innern sagt mir, daß wir uns eines Tages wiedersehen werden," sprach gerührt der Diakon.

„Möge der Himmel deine Ahnung wahr machen," antwortete der junge Fremdling.

Einige Augenblicke später hatte er die drei Italiener wieder gefunden; er erzählte ihnen, was ihm begegnet war. Auch sie hatten sich mit Christen unterhalten, und Sulpicius betheuerte, die Lehre Christi sei bewundernswerth. Sie verließen Antiochia, Geist und Herz mit den gemachten Erfahrungen beschäftigt.

II.

Die apostolische Mission.

Einige Wochen später setzte der Apostelfürst einen Bischof in Antiochia ein, verließ Syrien und schiffte sich ein in Begleitung zahlreicher Schüler, unter ihnen Sabinianus, Potentianus, Altinus, Trophimus, Martialis, Austremonius, Gatianus und Valerius.

Petrus hatte seine Ankunft in Rom vorher angekündigt; er fand gastliche Aufnahme im Hause eines frühern Consuls. Bald wirkte die Predigt des Apostelfürsten und seiner Gefährten zahlreiche Bekehrungen; in alle Schichten der Bevölkerung Rom's drang das Evangelium. Selbst

im Palaste des Kaisers, unter den höchsten Beamten des Reiches gab es Christen. Auch mit Galliern war Petrus in den ersten Jahren seines Aufenthaltes schon mehrmals zusammengekommen.

Drusus Claudius war damals römischer Kaiser. Ohne Zucht, größtentheils unter Sklaven und Weibern aufgewachsen, war er am Hofe nur ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung, bis, im Jahre 41 n. Chr., nach der Ermordung Caligula's die Leibwache ihn zum Kaiser ausrief. Aus der Eingezogenheit und dem Drucke plötzlich zur ungemessensten Freiheit gelangt, regierte er anfangs rühmlich. Er rief die Verbannten zurück und gab ihnen ihre Güter wieder, verschönerte Rom und unternahm verschiedene große, gemeinnützige Bauten. Auch den gallischen Provinzen wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Der Kaiser selbst war in Gallien geboren, im Jahre 9 vor Chr. zu Lyon. Blühende Schulen, die weithin berühmt waren, sowie die anerkannte Tüchtigkeit der Gallier im Verwaltungs- und Kriegsdienst hatten ihnen früher schon die Achtung ihrer Besieger gewonnen. Vollends trösteten die Gallier sich über das Joch ihrer Knechtschaft mit der Theilnahme an den höchsten Ehrenstellen und an der Regierung, da ihnen Claudius erlaubte, auch in den Senat zu treten.

Werfen wir einen Blick auf die Verhältnisse Gallien's zur Zeit, als die Boten des Evangeliums ihre Sendung für diese Gegenden empfingen.

Gennorix verfehlte nicht, nach seiner Rückkehr in die Stadt Senones seinen Herrn mit den verschiedenen Vorfällen seiner Reise genau bekannt zu machen. Mit Vergnügen hörte Victorinus seine Schilderungen von der Pracht Jerusalem's und der Herrlichkeit des Tempels, von den feierlichen

Ceremonien des Gottesdienstes und dem erhebenden Gepränge, das die Juden bei ihren Hauptfesten entfalteten.

Als aber Gennorix von seiner Zusammenkunft mit Sabinianus in Antiochia sprach, wußte er seinem Herrn nicht genau genug jede Einzelheit zu erzählen; einen so tiefen Eindruck hatte diese Begegnung in seinem Gemüthe hinterlassen.

„Es ist mir unmöglich," sagte Victorinus, „eine so edele Liebe zu den Menschen und eine so erhabene Selbstverleugnung, wie Sabinianus sie an dir bewiesen hat, auf natürliche Weise zu erklären. Von Natur aus ist der Mensch nicht so hingebend an Andere. Eine solche Handlungsweise kann nur vom Himmel stammen. So handeln weder die heidnischen Priester noch auch unsere Druiden, die für alles Unglück, für die Armuth und das Verbrechen nur den bittern und wohlfeilen Trost der Ergebung in ein verdientes und selbstverschuldetes Geschick haben."

Das größte Interesse erweckte aber bei Victorinus das, was Gennorix von der Geschichte Christi erzählte. Er vermied es, die Verleumdungen der Tempelpriester noch ein Mal vorzubringen; denn er fühlte, daß sein Herr dieselben, als dem Verhalten der Christianer widersprechend, für leere Verdächtigung erklären würde; hatte er doch selbst den Glauben daran längst aufgegeben.

Während dieser Unterhaltung, die im Tablinum, einer offenen Halle des herrschaftlichen Hauses, stattfand, traten Eodald und Serotinus ein.

Sie baten, Gennorix möchte seine Erzählung nicht abbrechen, und horchten mit steigender Verwunderung. Gleich wie dem Victorinus fiel auch ihnen die Großartigkeit der Erscheinung Jesu Christi auf, Seine Tugenden,

Seine Wunder, Seine übermenschliche Lehre. In Allen erwachte das Verlangen, sich über diesen Gegenstand näher zu unterrichten. Aber da in Gallien Niemand diesem Verlangen entsprechen konnte, so gedachten sie, einen Boten nach Antiochia zu senden, um sich von Sabinianus die nöthigen Aufklärungen zu erbitten.

Seit diesem Tage wurde der Besuch des Vesta-Tempels von Seiten des Victorinus und seiner Freunde auffallend seltener. Die Priester wurden besorgt, weniger aus Eifer für die Ehre ihrer Göttin, als weil sie sahen, wie die reichen Opferspenden auf den Altären immer kärglicher ausfielen. Sie machten Excelsa auf diesen Umstand aufmerksam, und bei der Priesterin tauchte der Gedanke auf, Gennorix habe bei seinem Herrn und den vornehmen Galliern vielleicht den Uebertritt zum Judenthum bewirkt. Sie faßte daher eine tiefe Abneigung gegen ihren Bruder; ja, ihr stolzes, rasches Wesen trieb sie bis zum Hasse gegen ihn, und sie erklärte offen, er entehre mit seiner Gottlosigkeit den Tempel der Vesta. Trotz aller Bitten weigerte sie sich lange, ihn zu sehen. Doch ihre Neugierde, den eigentlichen Grund für den verminderten Tempelbesuch von Victorinus, Eodald und Serotinus kennen zu lernen, ließ ihr keine Ruhe, und sie entschloß sich einige Zeit nachher, ihrem Vorsatze zuwider, den Bruder zu sich zu bescheiden.

Gennorix, über ein so ungewohntes Entgegenkommen erstaunt, begab sich alsbald in die Wohnung seiner Schwester. Hochfahrend, mit strenger Miene trat sie ihm entgegen.

„Unglücklicher!“ sagte sie, „was beginnst du? Den Altären deines Volkes selbst abtrünnig, hast du es nun unternommen, schamlos auch die erleuchtetsten Männer dieser Stadt zum Abfall zu bewegen?“

„Ich weiß in der That nicht, wovon du sprichst.“

„Lass' die Verstellung. Ich sehe die Folgen deines treulosen Beginnens. Du wirst dem Zorn der Vesta, die du nicht nur selbst verachtest, sondern auch bei Andern verächtlich machst, nicht entgehen!“

„Statt der Drohungen mit deiner Göttin, an deren Macht ich nicht glaube, sage mir lieber, warum du mich hast rufen lassen.“

„Ich mache dir den Abfall von Victorinus, Eodald und Serotinus zum Vorwurfe. Du hast sie zu deinem Judaismus verlockt.“

„Sie — Anhänger des hebräischen Cultus?! Ich schwöre dir, sie sind keine Proselyten. Aber leugnen kann ich nicht, daß es mich glücklich machen würde, wenn so edele Männer, die meine ganze Achtung und Liebe haben, sich zu meiner Religion bekennen wollten.“

„Wenn dem so wäre, wie du sagst, warum finden sie sich nur so selten im Tempel der Vesta ein?“ fuhr Excelsa nachdenklicher fort.

„Vielleicht ist ihnen der Glaube an die Allgewalt deiner Göttin abhanden gekommen.“

„Ich behaupte also mit Recht, daß du ihnen Verachtung gegen unsere Göttin eingeflößt habest.“

„Um die Wahrheit zu sagen, ich habe sie nie in ihrem Vertrauen an deine Göttin bestärkt. Zudem übt seit einiger Zeit eine andere Lehre als das mosaische Gesetz einen seltsamen Einfluß auf sie aus, der um so unerklärlicher ist, als sie keine irgendwie vollkommene Kenntniß davon haben.“

„Welche Lehre meinst du?“

„Die Lehre Christi, — jenes wunderbaren Mannes,

der vor zwölf Jahren in Jerusalem, der Judenstadt im fernen Osten, unter Pontius Pilatus den Kreuzestod erlitt."

„Wähnst du wirklich, Männer wie Victorinus und seine Freunde würden sich von Märchen bestimmen lassen, die selbst der Pöbel zurückweist?" bemerkte Excelsa, und ein verächtliches Lächeln spielte wieder um ihre Lippen.

„Wie es mein Herr in Zukunft mit diesen Dingen halten wird, weiß ich nicht; Thatsache ist, daß einige Worte, die mir unbedachtsamer Weise über diese neue Secte entfielen, vollständig hinreichten, ihn dafür einzunehmen und seinen Glauben an das Heidenthum bis in die Grundfesten wankend zu machen."

„Also ist meine Anklage gegen dich dennoch begründet!"

„Ich habe dir offen erzählt, was vorgefallen ist; zu meiner Rechtfertigung wiederhole ich, daß ich die Wirkung, welche meine Mittheilungen auf Victorinus und seine Freunde ausübten, nicht beabsichtigt hatte. Die Sinnesänderung meines Herrn mißfällt mir. Ich bin kein Schüler Christi, sondern ein Bekenner des mosaischen Gesetzes."

„Wenn dem so ist," lenkte Excelsa in weniger hochmüthigem Tone ein, „so ist eine Verständigung zwischen dir und mir hinsichtlich der Drei vielleicht noch möglich. Ich muß sie zu dem treulos verlassenen Vesta-Dienst zurückführen."

„Dazu werde ich dir in keiner Weise die Hand bieten; das wäre wider mein Gewissen."

„Habe ich denn schon etwas von dir verlangt? Wenn du nur den Sinn deines Herrn und seiner Freunde von der Religion Christi abwendest, so bin ich zufrieden; das Uebrige überlasse mir."

„Das sei dir versprochen.“

„Und gehalten!“ fügte Excelsa bei; „denn der Tag, wo du dein Gelöbniß vergäßest, würde ein Unglückstag für dich sein.“

„Excelsa,“ sprach der Gallier mit milderer Stimme, und wie eine trübe Wolke zog es über sein Gesicht, „haben wir nicht denselben Vater und dieselbe Mutter?“

„Bin ich es, die dies vergessen hat?“ rief sie aufbrausend.

„Nein, aber warum behandelst du mich denn mehr wie deinen Feind als wie einen Bruder? Warum bin ich dir so fremd geworden?“

„Eine Priesterin der Vesta hat keine Gemeinschaft mit dem Parteigänger fremden Aberglaubens!“ Mit diesen Worten ließ das junge Mädchen ihren Bruder allein.

Kaum war Gennorix fort, als die Priesterin sich zu den Tempelhütern begab. Sie traf dieselben in Gesellschaft mehrerer edeln Senonen; auch der Proconsul Minucius war unter denselben. Beim Anblick dieses Römers fuhr Excelsa zusammen, was dem Proconsul nicht entging. Spöttisches Lächeln um seine Lippen, warf er einen frechen Blick auf sie.

Drei Jahre verwaltete Minucius schon die Provinz, deren Hauptstadt Senones war. Er stand im Alter von ungefähr fünfzig Jahren und war einer jener römischen Beamten, deren unumschränkte Autorität rings Schrecken verbreitete. Jedes Bewußtsein von Tugend oder Gewissen, von göttlichem und menschlichem Rechte war in seiner, in den niedrigsten Leidenschaften versunkenen Seele erloschen; nur Hohn und cynisches Lächeln hatte er für dergleichen. Auf Erden, sagte er oft mit unverkennbarem Wohlge-

fallen, und darin gipfelten alle seine Grundsätze, fürchte er nur den Cäsar, und selbst gegen diesen Herrn wisse er eine sichere Freistadt — den Tod. Die Macht eines römischen Proconsuls war eine fast unumschränkte und bot einem sittenlosen Menschen Mittel und Wege genug, jede Laune und Leidenschaft ohne Bedenken zu befriedigen. Auch Minucius wußte, daß er nur in Rom zur Verantwortung gezogen werden konnte. Mehr als ein Mal hatte er straflos in edele gallische Familien Schande und Entehrung getragen.

Seit einiger Zeit besuchte er auffallend eifrig den Tempel der Vesta. Anfangs pflegte die Priesterin über den „frommen Minucius," wie sie ihn zu nennen pflegte, zu spötteln. Aber bald begriff sie, daß die Huldigungen des Römers nicht ihrer Göttin galten; nur mit Schrecken konnte sie daran denken, wie sie den Verfolgungen dieses zügellosen Menschen so ganz preisgegeben war.

Sie that das Ihrige. Mit Stolz und Würde trat sie seinen Erklärungen entgegen. Aber was erreichte sie damit? Der Proconsul belobte sie lächelnd über ihren Diensteifer und verschob seine Angriffe.

Gerade zu der Zeit, als Excelsa mit ihrem Dolche jenen Verwegenen traf, der sie am Fuße ihres eigenen Altars beschimpft hatte, drang der Proconsul mehr als je auf die Erwiderung seiner verbrecherischen Neigung. Vergebens ließ Excelsa ihn auf das Beispiel verweisen. Minucius, feige wie jeder Bösewicht, wurde zwar in seinem Betragen vorsichtiger, ohne aber sein Ziel aus den Augen zu verlieren. Er beschloß, List anzuwenden. Er bestach die Tempelpriester und hatte eben, als ihn Excelsa in ihrer Gesellschaft traf, ihrer Einwilligung und

Verschwiegenheit für sein Verbrechen sich versichert. Excelsa ahnte nichts von diesen teuflischen Ränken und vertraute dem Schutze der Hüter des Heiligthums. Nichtsdestoweniger trennte sie sich nicht mehr von ihrem Dolche, den sie in einem, ihr langes, weißes Priestergewand schürzenden Purpurgürtel seit dieser Zeit gleichsam zur Schau trug.

Beim Anblick des Proconsuls legte sie bedeutsam ihre Hand an die blinkende Waffe, um ihm zu rathen, auf seiner Hut zu sein. Stolz schritt sie mitten durch, dem Saale zu. Minucius erhob sich; geblendet von dem Zauber ihrer Schönheit und Majestät stand er einen Augenblick betroffen da. Aber seine schlimme Natur gewann alsbald wieder die Oberhand und mit spöttischer Miene rief er ihr nach: „Excelsa, wir schulden dir Dank für diesen liebenswürdigen, leider nur zu kurzen Besuch. Während unsere Vestalinnen in Rom doch von Zeit zu Zeit mit ihren Verwandten und Freunden verkehren und in deren Häusern essen und trinken, führst du ein strengeres Leben als selbst die Unsterblichen da droben."

„Treibe keinen Mißbrauch mit dem Namen der Götter, Proconsul Minucius. Gedenke, wo du bist!"

„Ei, du willst mir einen Verweis geben? Vergiß nicht, schöne Excelsa, daß ich im Lande bin an Cäsar's Statt!"

„Und ich, die Priesterin der Vesta, bin in deren Heiligthum!"

„Dieses Amt macht dich menschenfeindlich und stolz, mein süßes Kind. Erinnere dich, daß du ein Mensch bist, wie unser Einer."

„Mein Amt befreit mich wenigstens von allen Bedenklichkeiten einer elenden Menschenfurcht."

„Dein Muth steht dir wohl an; du würdest eine höhere Stellung würdig ausfüllen.“

„Die meinige genügt mir.“

„Du würdest eine Zierde sein für den Palast, den ich bewohne. Excelsa, wenn du einwilligen wolltest ....“

„Kein Wort mehr, Proconsul Minucius!“ rief die Priesterin, und ihr Auge flammte. „Nie werde ich die Altäre der Vesta verlassen, nie! am allerwenigsten um deinetwillen.“

„Zürne nicht, schöne Excelsa, mein Vorschlag enthält nichts, worüber du erröthen müßtest.“

„Spotte nicht,“ sagte die Priesterin mit Nachdruck und legte ihre Hand fest an den Griff des Dolches. „Es gibt Worte, die mich außer Fassung bringen. Hüte dich, sie auszusprechen.“

„Die Stellung, welche ein Proconsul von Gallien dir anzuweisen vermöchte, wäre nach meiner Ansicht doch nicht gar zu gering anzuschlagen.“

„Dein Weib lebt, Minucius. Welche Stelle sollte ich neben ihr einnehmen?“

Mit den Worten: „Süße Freundin,“ trat Minucius auf Excelsa zu, wich aber vor dem gezückten Dolche der Priesterin bleich und verwirrt zurück.

Hohnlächelnd wandte sie ihm den Rücken. „Feigling! der der rächenden Strafe von meiner Hand nicht einmal werth ist!“ Feierlichen Schrittes verließ sie dann den Saal, mit stolzer Stirne und funkelndem Blicke. In das Heiligthum des Tempels eingetreten, fiel sie nieder auf ihr Angesicht und weinte laut vor Schmerz.

Bald wurde es lichter in ihren Gedanken. Das Benehmen ihrer Umgebung, das Schweigen der Priester,

welches offenbar eine stumme Einwilligung in die Absichten des Minucius war, ließ in ihr den Verdacht aufsteigen und zur Ueberzeugung reifen, daß sie von Feinden umgeben sei, — von Männern ohne Treu und Glauben, welche die Tugend ihrer Priesterin für Gold oder für das huldvolle Lächeln ihres Gebieters verkaufen würden.

Ihr Stolz ließ den Gedanken nicht zu, Gennorix und seine Freunde um Schutz zu bitten. Unbeugsam in ihrem Entschlusse, bis auf's Blut zu widerstehen, fuhr sie fort, den bösen Absichten des Proconsuls zu mißtrauen.

Vier Jahre flossen dahin, ohne an den Wünschen des Minucius noch an dem Widerstreben Excelsa's etwas zu ändern. Gennorix, der wohl halb und halb die wahre Sachlage durchschauen mochte, besuchte jetzt häufiger seine Schwester, ohne sich durch den kühlen Empfang und die Vorwürfe von ihrer Seite abschrecken zu lassen. Er wachte unermüdlich über die Zugänge des Tempels, und ließ nicht ab, das Verhalten des Proconsuls zu beobachten.

Auch in dem stillen zurückgezogenen Leben der Freunde Victorinus, Eodald und Serotinus änderte sich während dieser Zeit nichts. Sie hatten ihre Opfer an den Altären der Vesta gänzlich eingestellt. Weder zur Annahme des Judenthums noch des Christenthums konnten sie sich entschließen; denn das eine sagte den Bedürfnissen ihrer Seele nicht zu, und über das andere wußten sie zu wenig, um sich eine Ueberzeugung bilden zu können.

Mitten in diesem stillen Kämpfen und dem Sehnen nach einer bessern Zukunft, zu dem die Ungewißheit und Unruhe ihrer wahrheitsliebenden Herzen sie trieb, geschah es, daß ein anderer ihrer Freunde durch den Proconsul eine Sendung nach Rom erhielt. Dies war Leodorich, der reiche

und vornehme Sprosse einer der edelsten Senonischen Familien, welcher unter seinen Vorfahren einen „Brenn“ oder gallischen Häuptling zählte. Erst jüngst vermählt, ließ er am heimathlichen Heerde sein Weib im Schmucke der herrlichsten Gaben zurück. Diadumena war eine vertraute Freundin der Vesta-Priesterin. Ihre gallo-römische Abstammung machte sie für Aberglauben leicht empfänglich; sie besuchte häufig den Tempel, wohnte gern einem prächtigen Gottesdienste bei und brachte ihren Lieblingsgöttern die reichsten Opferspenden dar. Sie bestand darauf, daß Leodorich sich nicht aus der Heimath entferne, ohne dem Heiligthume der Vesta ein Andenken seiner freigebigen Huld zu hinterlassen.

Leodorich hatte keinen Geschmack an den religiösen Neigungen seiner Frau; schon lange hatte eine sorgfältige Erziehung ihn die ganze Trostlosigkeit des Heidenthums durchschauen lassen. Sein klarer männlicher Verstand hieß ihn die Götzen wie ihre Priester, deren Betrügereien er einmal öffentlich entlarvt hatte, gründlich verachten. Er fand sich mehr zu den Geheimlehren der Druiden hingezogen, die seiner Ansicht nach der Wahrheit näher führten, als die griechischen und römischen Götterfabeln. Er stand mit dem Priester-Collegium von Carnutum*) in Verbindung. Eingeweiht in deren Mysterien, lebte er gleich ihnen in der Erwartung großer Ereignisse.

Es war im Jahre 46 nach Christus, als Leodorich in Rom ankam. Nach Verlauf weniger Tage hatte er sich seiner Botschaft entledigt und die Befehle seines Fürsten in Empfang genommen. Eben mit den Vorbereitungen zu

*) Das heutige Chartres.

seiner Abreise beschäftigt, wurde ihm ein Fremder gemeldet. Ein Mann in schlichtem Gewande, mit leutseligem, heiterm Wesen, trat in sein Gemach.

„Sei mir gegrüßt, Leodorich," redete der Ankömmling mit milder Stimme ihn an.

„Wer bist du?" fragte erstaunt der Gallier.

„Dein Freund!"

„Wie kannst du mein Freund sein, da du mich doch nicht kennst?"

„Wir Alle sind Brüder und Freunde; alle Menschen sollen sich lieben als Kinder des einen Vaters, der im Himmel ist."

Diese Sprache erinnerte Leodorich lebhaft an alles das, was er von Gennorix in Betreff der Christen hatte erzählen hören.

„Bist du ein Schüler Christi?"

„Du hast es errathen."

„Und was verlangst du von mir?"

„Wenn du mir folgen willst, so wirst du Dinge erfahren, die für dich und dein Vaterland Gallien von hoher Wichtigkeit sind."

Leodorich schwankte einen Augenblick. Aber die Züge des Besuchers waren so einnehmend und unterstützten dessen Bitte so nachdrucksvoll, daß er sich entschloß, ihr Folge zu geben. Gefragt, nannte der Unbekannte sich Altinus.

„Altinus? .... Ein Römer bist du augenscheinlich nicht. Hast du etwa früher in Antiochia gewohnt?"

„Früher wohl; seit vier Jahren wohne ich in Rom."

„Und deine Gefährten sind auch hier, Sabinianus und Potentianus?"

„So ist es. Aber woher kennst du diese? Wer hat dir von ihnen erzählt?"

„Einer meiner Landsleute, Gennorix mit Namen, gedenkt noch immer dankbar der edeln Gastfreundschaft, welche ihm im Hause des Sabinianus in Antiochia einst zu Theil wurde.“

„Wenn du mir folgest, Leodorich, so wirst du Sabinianus sehen. Er wird sich freuen, von Gennorix zu hören.“

Altinus schritt dem Gallier voran nach dem Vicus Corneliorum, der Straße der Cornelier, so genannt von der erlauchten Familie dieses Namens, die hier wohnte. An der Thüre eines stattlichen Hauses, welches dem Senator Cornelius Pudens, dem vornehmen Gastfreunde des Simon Petrus gehörte, stand Altinus still und klopfte. Der Sklave, welcher die Thüre öffnete, war, der damals unter den Römern fast allgemein herrschenden Sitte zuwider, nicht angekettet, sondern frei. Auch an seiner Miene sah man's: er war nicht der Hund, sondern der Freund im Hause seines Herrn.

Im Atrium, der vordersten großen bedeckten Halle des Hauses, angekommen, wandte sich Altinus an seinen Begleiter mit den Worten: „Sammle dich wie zum Gebete; du sollst einer hohen Geheimnißfeier beiwohnen.“

Schweigend folgte ihm der Gallier weiter, und er fand sich nunmehr am Eingange eines weiten Saales, voller Männer und Frauen, die auf den Knieen lagen. Im Hintergrunde erhob sich ein einfacher Altar mit brennenden Lichtern.

Altinus wandte sich zu Leodorich und flüsterte: „Sei aufmerksam auf alles, denn du sollst Zeugniß ablegen deinen Landsleuten von dem, was du gesehen.“

Nach diesen Worten traten sie in den Saal, durch welchen Altinus hindurchschritt und in einer Seitenthüre

verschwand. Bald darauf trat ein prächtiger Zug aus dieser heraus und feierlich zum Altare hin. Vorauf schritten Männer in der Vollreife des Mannesalters, angethan mit reichen Gewändern; unter ihnen waren Sabinianus, Potentianus und Altinus. Dann folgte der Apostelfürst selber, Simon Petrus. Wie er vorwärts schritt, in der ganzen Würde seines Amtes als Stellvertreter Christi, verneigten sich die Gläubigen, und er segnete sie. Er warf sich vor dem Altare nieder, und die Feier begann.

Zuerst kniete Sabinianus vor den Apostelfürsten hin. Dieser legte ihm die Hände auf, salbte sein Haupt mit Oel, legte ihm einen Ring an den Finger, gab ihm den Hirtenstab in die Hand und erhob ihn so zur Würde eines Bischofs. Dann empfing Potentianus dieselbe Weihe. Als hierauf Altinus und mehrere Andere zu niederern Aemtern befördert worden waren, erhob Petrus seine Stimme und sprach: „Wir haben so eben unsern theuern Bruder Sabinianus, den der Herr einst selbst sich auserwählt, zum Bischofe geweiht. Morgen schon wird er diese Stadt verlassen und seinen Weg nach Gallien nehmen. Er wird seinen Stuhl in der berühmten Stadt der Senonen aufrichten. Potentianus und Altinus werden ihn begleiten.“

Durch die Versammlung ging ein leises Schluchzen. Sabinianus und seine beiden Gefährten waren ganz besonders von den Gläubigen geliebt. Auch der neue Bischof vergoß stille Thränen, denn sein Herz betrübte sich bei dem Gedanken an eine Trennung vom Statthalter Christi. Doch nur wenige Worte von Petrus, und diese opferwilligen Seelen waren getröstet, da nur eine Sehnsucht sie erfüllte: den Namen ihres göttlichen Meisters zu verherrlichen.

Die Feier der heiligen Geheimnisse ging weiter. Bischöfe, Priester und Gläubige empfingen den Leib des Herrn unter der weißen Brodhülle der heiligen Eucharistie. Nach der Danksagung zog sich dann Jeder zurück.

Unter dem tiefen Eindruck des Schauspiels, dessen Zeuge er so eben gewesen, verweilte Leodorich unbeweglich, in tiefes Sinnen versunken, am Eingange. Aus seinem Nachdenken wurde er von Altinus geweckt, der ihm leise auf die Schulter klopfte und ihm zuflüsterte: „Folge mir!“

Wie im Traume folgte der Gallier seinem Führer nach einem kleinen Gemache, wo Sabinianus und Potentianus bereis seiner warteten. Der neue Bischof, ein Mann noch in kräftigen Jahren, obgleich sein Haar schon zu bleichen begann, reichte Leodorich freundlich und zuvorkommend die Hand. „Du reisest, wie wir aus dem Hause des Kaisers gehört haben, nächstens nach Gallien ab?“ fragte er.

„Schon morgen werde ich in meine Heimath aufbrechen.“

„Wenn es dir nicht unangenehm ist, so reisen wir zusammen.“

„Ich werde mich glücklich schätzen, den Weg in deiner Gesellschaft machen zu können.“

„Und kennst du auch den Zweck meiner Sendung?“

„Zum Theile wohl; doch ist es möglich, daß ich den Sinn der Worte, die euer Oberhaupt an euch richtete, nicht vollkommen verstanden habe.“

„Du wirst ihren Sinn begreifen zur Stunde, die dem Herrn gefällt.“

Der Gallier schien die letzten Worte, deren Doppelsinnigkeit ihm hätte auffallen können, überhört zu haben.

Trotz seiner heidnischen Vorurtheile zog es ihn unwiderstehlich zu diesen außergewöhnlichen Menschen hin, deren Handlungen und Worte, deren ganze Haltung ihm eine innige Hochachtung einflößten.

Am folgenden Tage begab sich Leodorich mit dem Apostel Senonien's auf den Weg. Er ahnte nicht, daß diese Männer, die er in sein Heimathland geleitete, das Angesicht desselben erneuern würden.

III.

Der Tempel der Vesta.

Sabinianus und seine Gefährten hatten, ohne irgendwo längern Aufenthalt zu nehmen, mit Leodorich schon die Alpen überschritten; rasch zogen sie durch das südliche Gallien. Erst in Ferrières, einer größern Stadt, beschlossen sie, einige Zeit zu verweilen. Leodorich, den der Befehl Cäsar's zur schleunigen Weiterreise nach Senones drängte, übernahm es, seinen Freunden ihre Ankunft anzukündigen.

Auf die Nacht, die der Abreise Leodorich's folgte, fiel die Jahresfeier der Geburt des Herrn. Sabinianus und seine Gefährten hatten in einem bescheidenen Hause in Ferrières gastliche Aufnahme gefunden. Als nun der Tag sich neigte, schlossen sie sich ein in ihr ärmliches Zimmer. Da, während sie bei einander wachten und beteten, wurden sie verzückt im Geiste; sie sahen den Herrn in seiner ärmlichen Krippe liegend, und vernahmen den Chor der himmlischen Heerschaaren vom Frieden, der bescheert wird allen Menschen guten Willens."

Hingerissen von diesem Schauspiele in seiner Seele,

und das Gesicht als Zeichen deutend, daß Gott ihr Unternehmen segnen wolle, und aus dem kleinen Senfkörnlein ihres Wortes der Baum der frohen Botschaft ersprießen werde, um ganz Gallien zu überschatten, rief Sabinianus: „Wahrhaftig, hier ist Bethlehem!“ Gleich am andern Tage begannen die Glaubensboten ihr Werk. Auf die Einladung des Bischofs kamen die Bewohner der Stadt und Umgegend, um seine Predigt zu vernehmen. Viele, darunter auch die Bewohner des Hauses, dessen Gastfreundschaft die christlichen Pilger genossen, nahmen die Kunde des Heils bereitwillig auf.

In den folgenden Tagen begann man, auf Bitten des Sabinianus, eine Kapelle zu bauen, welche er einen Monat später zu Ehren des neugeborenen Heilands und Seiner Mutter feierlich einweihte. Diese Erstlingsgemeinde vertraute Sabinianus dem Altinus an.*)

Gerade an dem Tage, da Leodorich von Ferrières nach der Heimath aufbrach, wurde im Vesta-Tempel zu Senones ein außergewöhnliches Opfer dargebracht. Die uns bekannte Priesterin, welche die Ceremonien leitete, war zur Feier des Tages mit ihrem herrlichsten Festgewande bekleidet. Schöner als je erschien sie und zog die Blicke Aller auf sich. Auch Diadumena war in Begleitung ihrer Frauen bei der Feier erschienen. Selbst Victorinus und seine Freunde hatten sich auf Bitten des Gennorix eingefunden, nicht um die Göttin zu ehren, sondern um den Proconsul zu überwachen.

Das Opfer begann. Das Opferthier wurde geschlachtet; die Priester rissen die Eingeweide heraus, um aus

*) Anonymer Autor nach alten Legenden.

ihnen, wie es die Sitte verlangte, die Zukunft zu erkennen. Sie entdeckten nur beunruhigende Zeichen.

Unwillkürlich richtete sich der drohende Blick der Priesterin auf Minucius. „Die Göttin zürnt," rief sie, „denn nicht alle Anwesenden sind rein."

„Was willst du damit sagen?" murmelte der Proconsul, den diese Anspielung verletzt hatte.

„In euerer Mitte," fuhr Excelsa in kaltem, scharfem Tone fort, „weilt ein Mann, der es gewagt hat, die Göttin zu verspotten, und das zu verlachen, was euch das Heiligste dünkt."

„Wer ist der Frevler?" ertönten viele Stimmen aus der Versammlung.

Einige Augenblicke herrschte lautlose Stille. Gennorix erzitterte ob der Kühnheit seiner Schwester. Minucius heftete einen herausfordernden Blick auf die Priesterin, und diese, dadurch in ihrem Entschlusse sich zu rächen, bestärkt und gereizt, erhob ihre Stimme zu dem lauten Rufe: „Senonier! Hier unter euch steht der Feind der Göttin! Im Vertrauen auf seine unumschränkte Gewalt in dieser Stadt wagt er es, den unsterblichen Göttern zu trotzen."

„Nenne ihn! Wer ist der Verächter der Götter?" erscholl es von allen Seiten.

„Minucius ist's, der Proconsul!"

Bei diesen Worten der Priesterin brach die Menge in ein lautes Wuthgeschrei aus und stürzte unter wildem Toben auf den Proconsul zu. Aber des Römers Leibwache bildete eine schützende Mauer gegen die andringende Menge, und ermöglichte es ihm, durch eine Seitenthüre den Tempel zu verlassen.

Excelsa erhob sich von ihrem Sitze und schritt siegesberauscht zum Altare. Sie untersuchte auf's neue die Eingeweide des Opferthieres und erklärte, die unheilvollen Vorzeichen seien verschwunden.

Diadumena, noch zitternd von dem Schreck über die voraufgegangene Scene, beschwor ihre Freundin, sich unverweilt durch irgend welche Maßregeln gegen die Wuth des Proconsuls zu schützen.

„Ich fürchte ihn nicht," entgegnete ruhig die Priesterin; „was sollte Minucius wider mich vermögen?"

„Du fragst, was Grausamkeit, Rachsucht und Unversöhnlichkeit vermag, wenn sie die Gewalt in Händen hat? Ist er nicht allmächtig in Senones?"

Diadumena sagte das nicht, als ob sie erwartet hätte, ihre stolze Freundin zu irgend einer Vorsichtsmaßregel gegen einen so furchtbaren Feind zu bestimmen. Es war ihre Besorgniß um die geliebte Freundin, welche ihr gegen alle Hoffnung auf Gehör diese Worte über die Lippen trieb.

Unterdessen hatte Minucius bereits seine Rachepläne gefaßt. Kaum in seinem Palaste angekommen, begann er, die in der Stadt und Umgegend zerstreuten Soldaten zusammenzuziehen. Da er Diadumena, als eine Vertraute Excelsa's, für die Mitschuldige hielt, beschloß er, auch an ihr Rache zu nehmen. Beide Frauen wollte er einstweilen durch seine Soldaten aufheben lassen.

Am zweiten Tage nach dem Opferfeste im Tempel der Vesta berief der Proconsul gegen Abend die Hauptleute der Cohorten, die in der Stadt lagen, zu sich und erklärte ihnen, daß eine Verschwörung gegen die kaiserliche Regierung auszubrechen drohe. Zwei Frauen ständen an der Spitze des Complots, die Priesterin Excelsa

und Diadumena. „Diese beiden Schuldigen," so lautete sein Befehl, „müssen binnen wenigen Stunden in meiner Gewalt sein, wofern nicht die Stadt, vielleicht gar die Provinz, der Gefahr einer weitgreifenden Aufwiegelung ausgesetzt werden soll."

Die Officiere versprachen pünktliche Befolgung seiner Befehle.

„Vor allen Dingen aber," fuhr Minucius fort, „schont das Leben der beiden Frauen. Excelsa besitzt eine seltene Verwegenheit. Betreffs ihrer empfehle ich euch ganz besondere Vorsicht. Sie wird sich zur Wehr setzen; ihr wißt, sie scheut es selbst nicht, von dem Dolche, den sie stets bei sich trägt, Gebrauch zu machen."

Zwei Stunden später umzingelten die Hauptleute an der Spitze ihrer Mannschaften den Tempel und das Haus des Leodorich. Diadumena ließ sich ohne jeglichen Widerstand nach dem Palaste des Proconsuls abführen. Letzterer befahl, sie nur zu bewachen, ohne ihr ein Leid zuzufügen, ohne sie einzusperren oder zu fesseln.

Excelsa aber floh, als sie der Soldaten ansichtig wurde, deren Absicht errathend, in das innerste Gemach ihrer Wohnung. „Zurück!" rief sie den hereinstürmenden Trabanten des Proconsuls zu. „Entweiht nicht diese heilige Stätte, wo im Dienste der Göttin eueres Volkes eine Schuldlose ihr Leben verbringt!"

Als die Soldaten, die Warnung verachtend, Miene machten, sie zu ergreifen, zückte sie, sich mit dem Rücken gegen die Mauer lehnend, ihren Dolch auf die eigene Brust und rief entschlossen: „Die Absicht des Proconsuls ist, mich zu entehren; lebend soll er mich nicht in seine Gewalt bekommen. Wagt es nur Einer unter euch, noch einen

Schritt näher zu kommen, so würde dieser Stahl mich befreien und vor Schande bewahren."

Der Centurio, der die Schaar anführte, wollte nichts unversucht lassen, die Jungfrau, wie Minucius es befohlen, lebend in seine Gewalt zu bekommen. Er legte seine Waffen ab und meinte Excelsa zur gutwilligen Unterwerfung bereden zu können.

„Bedenke, dein Widerstand ist fruchtlos. Minucius hat seine Gewalt von Cäsar; wir Alle müssen gehorchen."

„Minucius mißbraucht seine Gewalt."

„Darüber sind wir nicht Richter."

„Dann seid ihr Schergen."

Der Centurio trat vor; aber in demselben Augenblicke, wo er die Hand nach Excelsa ausstreckte, bohrte sich, mit willenskräftiger Hand geführt, der blanke Stahl in deren Brust.

Abergläubischer Schrecken ergriff Alle, selbst den Centurio, als sie das weiße Kleid der Priesterin sich mit Blut färben und diese selbst leblos zusammensinken sahen. Sie flohen und ließen Excelsa auf dem marmorgetäfelten Boden zurück.

Minucius durchlief in ungeduldiger Spannung über den Ausgang seines Wagnisses einen der Säle des Prätoriums nach dem andern. Bestürzung faßte ihn, als er den Hauptmann, welchen er mit der Verhaftung der Priesterin beauftragt hatte, mit verwirrter Miene sammt seinen Leuten, aber ohne Excelsa zu sich eintreten sah.

„Wo ist sie?" rief er dem Kommenden entgegen.

„Todt," war das einzige Wort, welches der Hauptmann über die Lippen brachte.

„Elender!" schrie der Proconsul fast außer sich, „du hast sie ermordet? Du hast es gewagt, gegen meinen Befehl...."

„Ich that ihr nichts zu Leide," stammelte der Geängstigte. „Sie hat sich selbst den Tod gegeben."

Minucius fiel auf seinen Sitz zurück und legte die heiße Stirn in beide Hände. Daß so die Dinge kommen konnten, hatte er nicht geahnt. Jetzt war wirklich ein Aufstand in der Stadt zu befürchten; denn daß man nicht anstehen würde, ihm dieses Verbrechen zur Last zu legen, darüber konnte er keinen Zweifel hegen.

Der Eintritt einer andern Schaar weckte ihn aus seinem Brüten; es waren die Wächter, denen er Diadumena anvertraut hatte. Gebieterisch verlangten diese Helden zweierlei: ihre Belohnung für die Herbeischaffung der Frau, und Entbindung von weiterer Bewachung derselben. Sie erklärten, sie seien keine Gefangenwärter; habe die Frau etwas verbrochen, so möge der Proconsul sie in den Kerker schicken; sei sie ohne Vergehen, so möge er sie frei geben.

Der Proconsul hätte sich ohne Zweifel gegenüber dem rebellischen Andringen der Soldaten zu einem unklugen Acte der Strenge hinreißen lassen, hätte nicht der Eintritt eines Mannes, der so eben vor dem Palaste vom Pferde gestiegen war, plötzlich die Scene verändert.

„Leodorich!" rief die inmitten ihrer Häscher stehende Diadumena.

„Leodorich!" wiederholte kaum hörbar der erschreckte Minucius.

„Leodorich!" erscholl es lauter aus Aller Munde.

Gatte und Gattin lagen sich in den Armen. Keiner vermochte ein Wort hervorzubringen. Da erraffte sich der Gallier aus dem Taumel der Freude über das Wiedersehen und warf einen ernsten Blick um sich. Er ahnte, was vorgefallen; fest schritt er auf den Proconsul zu und sah

ihm mit durchbohrendem Blicke in's Auge. „Verantworte dich, Elender! Hast du's gewagt, ein freies, edeles, gallisches Weib in Abwesenheit ihres Gatten zu beschimpfen?"

„Wer gab dir das Recht des Urtheils über die Handlungen eines römischen Proconsuls?" Dann zu den Soldaten gewandt: „Bemächtigt euch dieses Mannes!"

„Minucius hat kein Recht mehr, hier Befehle auszutheilen," rief laut der Gallier, zu den Soldaten gewandt. „Hier, schau' Minucius, Claudius Cäsar hat deine Entsetzung ausgesprochen." Hiermit entfaltete der Gallier das Document des kaiserlichen Befehls, der Minucius von seinem Posten abrief und ihn zur Verantwortung nach Rom vorlud.

„Wen hat der Kaiser zu meinem Nachfolger bestimmt?"

„Mich selbst," antwortete Leodorich.

Wie vom Blitz getroffen, sank Minucius in sich zusammen. Mit einem Schlage war er vernichtet, und entblößt von aller Gewalt in dem Augenblicke, wo sie ihm Rache schaffen sollte. Ja noch mehr: sein Vermögen, selbst sein Leben stand auf dem Spiele bei der Ungnade eines Gewalthabers wie Claudius, dessen besseres und königliches Bewußtsein bisweilen aus dem Taumel der Leidenschaften erwachte, um dem Rechte oder der hintergangenen und verhöhnten Macht desto furchtbarer und rücksichtsloser Geltung zu verschaffen, je länger es geschlummert hatte.

Endlich hatte der abgesetzte Proconsul sich einigermaßen gefaßt. „Bin ich in dieser Stadt noch frei?"

„Bis zu deiner Abreise wirst du unter Aufsicht bleiben."

„Und wenn ich Senones zu verlassen gedenke, um unverzüglich nach Rom abzureisen?"

„So werde ich dich durch meine Wache bis zur Grenze der Provinz geleiten lassen.“

Der jetzige Ex-Proconsul war so verhaßt, daß die Soldaten fast mit Freuden gehorchten, als Leodorich, der neue Präfect, ihnen den Befehl gab, dem Minucius in keiner Weise zu gestatten, daß er aus dem Palaste sich entferne, es sei denn, um sich auf den Weg nach Italien zu machen.

Schon am folgenden Tage reiste Minucius mit der von seinem Nachfolger ihm bestimmten Begleitung ab.

Diadumena, auf so unvorhergesehene Weise frei geworden, erzählte ihrem Gatten, was in den letzten Tagen vorgefallen war. Als sie ihm ihre Befürchtungen in Betreff Excelsa's mittheilte, ließ sich der in ihrer Nähe befindliche Centurio von ihrer Unruhe und Aufregung bewegen, den traurigen Vorgang im Hause der Priesterin zu erzählen.

Der Eindruck, welchen diese Schreckenskunde auf Diadumena machte, war unbeschreiblich. Sie beschwor Leodorich, ihr zu gestatten, daß sie ihn in den Tempel begleite. „Vielleicht,“ sagte sie, „athmet meine Freundin noch, und mir ist es vorbehalten, sie zu retten.“

In Begleitung seiner Frau und mehrerer Officiere begab sich Leodorich sofort zum Tempel. Hier herrschte Bestürzung und Aufregung. Alle Priester und Wächter liefen wild durcheinander. Während der Eine Vorbereitungen traf, um zu fliehen, standen Andere flüsternd zusammen und besprachen sich; keiner, der nicht verstört darein gesehen hätte.

Die Entsetzung des Minucius war bereits bekannt geworden. Diejenigen, welche demselben bisher mehr, als

ihr Gewissen und ihre Pflicht verstattete, zu Willen gewesen waren, hatten Grund genug, zu fürchten, von seinem Amtsnachfolger wegen der Bedrängniß der priesterlichen Jungfrau zur Verantwortung gezogen zu werden.

„Wo ist Excelsa?“ fragte Leodorich.

Niemand antwortete.

Auf die wiederholte Frage wies ein Tempeldiener mit der Hand nach dem Gemache der Priesterin. Der Präfect stürzte in dasselbe. Aber zu seinem größten Erstaunen bemerkte er nur noch einige Blutspuren auf den Marmorplatten. Excelsa selbst oder ihr Leichnam war nicht zu entdecken. In dem Gedanken, man habe sie nach der Wohnung ihres Bruders gebracht, eilte er sammt Diadumena zum Hause des Victorinus.

Dieser trat dem Kommenden freudig entgegen. Er vermuthete im ersten Augenblicke nicht anderes, als derselbe eile, ihm seine glückliche Rückkehr von Rom zu melden. Aber bald merkte er an dem verstörten Blicke seines Freundes und an Diadumena's aufgeregtem Wesen, daß irgend ein Unglück vorgefallen sein müsse.

„Was gibt's? Was ist euch, meine Freunde?“ rief er erschreckt.

„Wo ist Excelsa?“ fragte Leodorich dagegen.

„Die sucht ihr hier in meinem Hause, das sie, obgleich ihr Bruder in demselben wohnt, noch nie betrat?“

„Wo ist Gennorix?“

Victorinus ließ diesen, welcher beschäftigt war, den Abschluß der Tagesgeschäfte zu besorgen, sofort rufen. Der Präfect berichtete ihm das Vorgefallene und daß jetzt ihr Leib weder lebend noch todt aufzufinden sei. Gennorix liebte seine Schwester ungeachtet ihres abstoßenden Be-

tragens aufrichtig und treu. Ein Strom bitterer Thränen machte dem ersten Schmerze Luft; dann beeilte er sich, alle Anstalten zu treffen, um eine Spur von der Verschwundenen aufzufinden. Leodorich versprach, ihn zu unterstützen mit aller Macht, über die er kraft seines neuen Amtes verfügen könne.

Was aber auch geschah, alle Anstrengungen blieben vergeblich. Man brachte nur in Erfahrung, daß zugleich mit Excelsa ein Tempelpriester verschwunden sei, ohne daß man Auskunft über die Richtung, die er bei seiner Flucht genommen, hätte geben können.

„Wer konnte denn Interesse daran haben, den Leichnam des Mädchens auf die Seite zu schaffen?“ fragten sich der Präfect und seine Freunde.

„Offenbar Minucius, welcher die Spuren seines Verbrechens vertilgen wollte,“ bemerkte Victorinus.

„Welchen Helfers kann er sich aber hierbei bedient haben?“ warf Leodorich ein. „Die Soldaten wenigstens gaben von dem Zeitpunkte meiner Ankunft an seinen Befehlen keine Folge mehr.“

„Sei dem, wie ihm wolle; seit dem Morde Excelsa's ist einer der Priester verschwunden. Wahrscheinlich war er vom Ex-Proconsul für andere Dienste bestochen; und er wird ihm dann diesen letzten erwiesen haben, um sein Sündengeld wenigstens einigermaßen abzuverdienen.“

Diese Vermuthung schien nicht grundlos und der Präfect beschloß, sie als Ausgangspunkt seiner Untersuchungen zu benutzen. Sofort sandte er Boten über die ganze Provinz hin, um die Nachforschungen in's Werk zu setzen.

In den folgenden Tagen mußte Leodorich seinen Freunden die Erlebnisse seiner Reise nach Rom erzählen.

Er hatte dieselbe auf Veranlassung seines Vorgängers Minucius unternommen. Dieser war bei Claudius Cäsar des Unterschleifs angeklagt worden, und hatte deshalb den Leodorich zum Kaiser abgesandt, um seine Sache in Rom mit allen Kräften zu vertreten. Leodorich aber fand den Kaiser so eingenommen gegen den Proconsul von Senones, daß jeder Versuch, eine Umstimmung zu bewirken, nur zu Ungunsten des Proconsuls ausschlagen mußte. Von schwachem Verstande, wenn auch nicht ohne eine gewisse Bildung, machte Claudius nun einmal Anspruch darauf, selbstständig zu regieren, und es hielt schwer, ihn von dem, was er einmal beschlossen, abzubringen; der geringste Widerspruch konnte ihn zu der beklagenswerthesten Grausamkeit reizen.

Der Vater des Leodorich hatte schon unter Tiberius hervorragende Aemter in der Provinz bekleidet. Aber die Weigerung, am Cultus der Staatsgötter Theil zu nehmen, hatte ihm bald den Verdacht, als sei er der Römerherrschaft wenig zugethan, und damit die Ungnade seines kaiserlichen Herrn zugezogen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in gänzlicher Zurückgezogenheit von allen öffentlichen Geschäften.

Bei der tiefen Trauer, mit welcher der Greis die untergegangene Freiheit seines Vaterlandes beklagte, suchte er Trost in einer hingebenden Anhänglichkeit an die Religion der Druiden, als dem letzten Bollwerke der gallischen Nationalität. Oefters im Jahre begab er sich nach dem Gebiete der Carnuten und machte dort, nach alter Sitte die heiligen Gebräuche mit. Den Römern war der Druidencult ein Greuel. Die geschlossene Stellung der Priestercaste und deren durchgreifender Einfluß auf das Volk erfüllte

sie mit Furcht und veranlaßte das erste Verfolgungsedict unter Tiberius. Die Druiden hielten sich standhaft, und die Verfolgung diente nur dazu, ihre Herrschaft über die Gemüther tiefer zu begründen. Dann trachtete Claudius wieder danach, jede Spur des Druidenthums in Gallien zu vernichten, welches nun seinen Sitz in die nördlichen Seeprovinzen des Landes, in die verödeten Haideſtrecken Armorika's verlegte, aber weit verzweigte Verbindungen rings im Lande sorgsam unterhielt. Den kaiserlichen Edicten zum Trotz scheuten die Priester weder Mühe noch Gefahr, in der Stille ein immer festeres Band um all' diese geheimen Verbindungen zu schlingen, und nach mehrern Jahren hatten sie Kraft genug, einen verzweiflungsvollen Aufstand gegen Rom zu wagen.

Es war allgemein bekannt, wie entschieden der neue Statthalter allen Ueberlieferungen seines Volkes, auch der alten Religion anhing, und nur dem Bestreben des Claudius, die mächtige gallische Aristokratie durch Ehrenbezeugungen aller Art zu gewinnen, um sie dann gegen das Druidenthum zu benutzen, verdankte Leodorich seine unerwartete Erhebung. Die Haltung seiner Freunde Eodald, Serotinus und Victorinus in diesen Dingen war weniger klar und bestimmt. Sie neigten ihrer ganzen Geistesrichtung nach viel mehr zum Zweifel an Allem. Sie hatten zu Gunsten der Vielgötterei, als der officiellen Religion Rom's, auf das Druidenthum ohne viel Bedauern Verzicht geleistet, ja sich mit Ausnahme Eodald's sogar dazu verstanden, ihren Namen römischen Klang zu geben. Man müsse, dachten sie, da Gallien einmal unterjocht sei, die Hand zur Verschmelzung beider Völker bieten. Als nun der Kaiser ihrem Volke gnadenvoll entgegen kam, schien es

ihnen ein Gebot der Klugheit, die dargebotene Huld nicht zu verschmähen. Jetzt waren Victorinus und seine Freunde über Leodorich's Erhebung aufrichtig erfreut. Ein geheimes Vorgefühl sagte ihnen, die proconsularische Gewalt der Provinz werde in seiner Hand die Geschicke ihres Vaterlandes fördern.

Leodorich war mit dem entschiedenen Vorsatz in sein Vaterland zurückgekommen, heimlich und so viel es immer möglich sei, die Druiden und die Verehrung der nationalen Gottheit zu begünstigen. Er wußte, wie tiefe Wurzel diese alte Religion in den Gemüthern der Massen geschlagen, wie hartnäckig das Volk seinerseits an der alten Sprache, den Sitten der Väter und an dem ererbten Glauben festhielt, während die reichen und vornehmen Gallier im Wetteifer um Rom's Gunst buhlten, die lateinische Sprache mit Vorliebe gebrauchten und vor den officiellen Staatsgöttern die religiösen Gebräuche des Vaterlandes zurücktreten ließen. Leodorich wollte sich dem Volke willfährig zeigen, und, ohne es mit dem Cäsar zu verderben, gedachte er, die strengen Gesetze gegen die gallischen Priester und ihr Wirken, soweit sie noch in Kraft waren, zu mildern oder sie ganz außer Wirksamkeit setzen zu können.

Der Präfect theilte diese Willensmeinung seinen versammelten Freunden, die ihn beglückwünschten, offen mit. Seine Absichten fanden deren lebhaftesten Beifall.

„Auch werde ich," fuhr Leodorich in der Darlegung seiner Pläne fort, „alle Sorgfalt darauf verwenden, zu erfahren, was aus dem Leichname der unglücklichen Excelsa geworden ist. Ich will, daß der Jungfrau der Senonen ein ehrenvolles Begräbniß werde. Ihre strenge Tugend verdient öffentliche Anerkennung."

Leodorich fand auch hierin allseitige Zustimmung. Einer

der Anwesenden meinte sogar, selbst ein Schüler Christi würde dem reinen Leben und der muthvollen That Excelsa's, die ihre Ehre sogar mit dem Herzblut erkaufte, seinen Beifall nicht versagen können.

„Nun, was die Ansichten der Christusjünger über diesen Punkt betrifft, so kannst du dich bald aus erster Quelle darüber unterrichten. Wir werden in allernächster Zeit einige Schüler Christi in unsern Mauern sehen."

„Wie, Leodorich, du sprächest die Wahrheit?" riefen wie aus einem Munde Victorinus und die Uebrigen.

„Nichts ist zuverlässiger. Die Boten des Oberhauptes dieser jüdischen Secte, welches in Rom wohnt, sind von dorther mit mir in Gallien angelangt. Ich verließ sie in Ferrières, wo sie mit der Predigt ihrer Lehre begannen und von wo sie ohne Säumen unsere Stadt aufsuchen werden."

„Ich nehme hiermit die Ehre in Anspruch, sie bei mir zu beherbergen," fiel Einer der Anwesenden ein.

„Niemand von uns, edeler Victorinus, darf dir diese Auszeichnung streitig machen." Mit diesen Worten schloß Leodorich die Unterhaltung.

IV.

Die Druiden.

Drei Monate nach Leodorich's Rückkehr nach Senones — es war im Frühlinge des Jahres 47 nach Christus — verließen bei hereinbrechender Nacht mehrere Männer heimlich die Grotten in der Nähe der alten Stadt der Carnuten und schlichen geräuschlos hin längs den Abhängen des Berges, auf dessen Gipfel einer der geheiligten Haine lag,

welche seit Jahrhunderten bei den Bewohnern des Landes in hoher Verehrung standen. Nicht weit von dem Gipfel des Berges blieben die Männer stehen, und Einer nach dem Andern verschwand unter einem Gewölbe, dessen Eingang sorgfältig durch dichtes Strauchwerk verdeckt war. Sie setzten sich auf rohe, aus Baumwurzeln gezimmerte Bänke, welche den Wänden des Gemaches entlang in geheimnißvollem Zirkel, dem Symbole der Gottheit, aufgestellt waren.

Drei Lampen brannten in der Höhle. Die Dreizahl galt, wie bei andern heidnischen Völkern, so auch bei den Druiden von Alters her für eine heilige. Das spärliche Licht ließ in dunkeln Umrissen einen steinernen Altar erkennen, auf dem eine gleichfalls steinerne Bildsäule aufgestellt war. Die Statue, offenbar von ungeübter Hand gefertigt, stellte eine Jungfrau dar, die in ihren Armen ein Kind hielt.

Auf dem Sockel las man:

Virgini pariturae Druides.*)

Sobald die Reihen vollzählig waren, erhoben sich die Anwesenden von den Sitzen. Jeder legte einen weißen Mantel um und richtete das Antlitz ehrfurchtsvoll dem Altare zu. Dann ergriff der auf erhöhtem Platze dem Heiligthume zunächst Stehende, welcher der Angesehenste und Oberste der Versammlung zu sein schien, das Wort und sprach: „Priester Gallien's, Bewahrer und Wächter der heiligen Geheimlehren der Druiden, höret mich! Es hat mich verlangt, euch, meine Brüder, alle um mich zu sehen, um euch mitzutheilen, welche Gedanken in meinen Geist gekommen sind in den Stunden des einsamen Gebets und unabläßigen Betrachtens der Geheimnisse der Gottheit."

*) Der Jungfrau, welche gebären wird, weihen diesen Ort die Druiden.

„Deine Worte sind uns ehrwürdig. Sprich, Ker=Gwidion!“ scholl es dumpf im Kreise.

„Gerade an diese heilige Stätte habe ich euch zu mir beschieden, damit meine Worte sich um so tiefer euern Herzen einprägen möchten.“

„Den Altar der Jungfrau zu besuchen und hier der Verheißungen gotterleuchteter Männer zu gedenken, war stets unser Aller Lust,“ unterbrach den Oberpriester ein Greis in dessen Nähe. Ein langer weißer Bart wallte nieder auf seine Brust, und die Last der Jahre hatte ihm den Rücken gekrümmt. So stand er da, das Angesicht zur Erde niedergebeugt.

„Hadden,“ wandte sich der Oberpriester zu dem Sprechenden, „du stehst unter uns als ein Zeuge der dahingeschwundenen Zeit.“

„Ich sah eine lange Reihe von Tagen, und der guten waren nicht viele darunter. Die jetzigen aber sind die schlimmsten; noch nie hat die Wuth der Verfolgung uns so getroffen, wie gegenwärtig.“

„Die Weisen dulden und verzagen nicht,“ tröstete Ker=Gwidion und fuhr dann in gehobenem Tone fort: „Es sind jetzt hundert Jahre und wieder fünfzig verflossen seit der heiligen Nacht, wo der Oberpriester, den unsere Väter sich erkoren, die Druiden des Landes um sich versammelt hatte. Sie standen, wie ihr, hier in diesem Heiligthume; unter ihnen war Priscus, der damals über die Carnuten gebot, so wie die vornehmsten Häuptlinge des Landes. Der Oberpriester opferte die vorschriftsmäßigen Gaben von Brod und Wein, flehend dabei zum Herrn des Himmels mit gehobenen Händen, aus diesem Opfer möge Heil und Segen kommen über das ganze Volk. Und der Geist der Gottheit

kam über ihn und erleuchtete seine Seele mit dem Lichte prophetischer Weisheit. Wenn, verkündete er, noch zwei Mal werde geschnitten sein die heilige Mistel im sechsten Monde von dem dreißigsten Jahre des neuen Jahrhunderts, dann werde einer Jungfrau Sohn geboren sein, der Segen über die ganze Welt bringe. So haben die, welche vor uns waren, gehört von den Lippen des Weisen, und sie haben den Trost bewahrt in ihrem Herzen und ihn vererbt ihren Schülern. Und wenn wir hätten ablassen können von der Hoffnung, so würde dieser Altar, den ihr sehet und den man damals errichtete, das Bild der Jungfrau mit dem Kinde in ihren Armen, das auf ihm thront, es würde unsere Vergeßlichkeit gestraft haben. Feierliche Gebete wurden damals gleichfalls angeordnet, die in Zukunft in dieser Grotte abgehalten werden sollten. Die Hoffnung erlosch nicht und die Gebete wurden nicht unterlassen. Den Verfolgungen der Römer haben wir getrotzt. Aber zwei Mal schon seitdem schnitt unsere Gemeinde im sechsten Monde von dem dreißigsten Jahre des neuen Jahrhunderts den Zweig der Mistel von der heiligen Eiche, ohne daß uns von der Erfüllung der Verheißung Kunde geworden ist. Dennoch aber dünkt mich, der Sohn der Jungfrau müsse geboren sein."

„Ker-Gwidion, ich glaube wie du; meine Augen haben den noch gesehen, durch dessen Mund uns die Ankunft des Erwarteten versprochen wurde. Die Zeit ist gekommen. Mein Gebein ist alt geworden und meine Augen schwach; aber meine Hoffnung ist nicht erstorben, die Erfüllung zu sehen, ehe ich in die Grube fahre."

„Aber Hadden, wie kommt es, daß wir nichts von dem Kinde erfahren, nicht einmal den Ort, wo es geboren?"

Hadden schwieg auf diese Frage, und der Oberpriester fuhr fort: „Wir haben das höchste Wesen durch irgend ein schweres Vergehen erzürnt. Schon seit langen Jahren haben wir die Opfer unterlassen."

„Es wäre schlimm, wenn du Recht hättest," versetzte Hadden nachdenklich. „Wir haben die Opfer unterlassen, aber...."

„Ich erkenne darum in meiner Unwissenheit die Mahnung, im heiligen Haine die Uebungen unserer Vorfahren von neuem zu begehen. Wollt ihr, daß die Stiere geopfert werden?"

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Hadden allein senkte traurig das Haupt: „Ich weiß nicht, ob du damit der Gottheit dienest," bemerkte er.

„Ein Menschenopfer wäre allerdings vorzuziehen," war die Meinung des Oberpriesters.

„Täusche dich nicht, Ker-Gwidion!" rief der Greis mit erregter Stimme. „Du begehst Verrath an der Gottheit, welche ihre Kinder alle liebt, wenn du das Blut eines Menschen vergießest. Noch nie haben diejenigen unserer Priester, die wahrhaft in die ererbten Geheimnisse eingeweiht waren, mit Menschenleben die Altäre entweiht!"

„Wahnwitziger, drückt die Last der Jahre auf deinen Geist?" rief der Oberpriester, und der Zorn erstickte fast seine Stimme. Seine Züge waren verzerrt, seine Augen sprühten Flammen.

Hadden blieb ruhig. Mit freundlichem, wenn auch etwas bewegtem Tone entgegnete er: „Mir dünkt nicht, daß meine Worte unklug waren und meine Rede schlecht."

„Wie magst du mich aber der Unkunde der vom Munde der Väter zu den Ohren der Kinder uns überkommenen

Lehre zeihen? Dein Gedächtniß, ich wiederhole es, ist dir nicht treu geblieben. Unsere Ueberlieferungen erzählen doch, daß die Vorfahren bei wichtigen Anlässen Menschenopfer dargebracht haben."

„Bei wichtigen Anlässen, das weiß ich wohl, haben Krieger sich freiwillig zu einem solchen Tode hergegeben, sei es, um irgend etwas Wünschenswerthes von der Gottheit zu erlangen, etwa um einen gefangenen Freund zu retten, sei es, um sich ein rühmliches Andenken an ihre Frömmigkeit zu sichern. Auch geschah es, daß Sklaven auf den Gräbern ihrer verstorbenen Herren erdrosselt wurden —"

„Du übergehest die Verbrecher," unterbrach der Oberpriester den Alten.

„Der Tod von Verbrechern darf nicht als ein Opfer für die Gottheit bezeichnet werden. Man wollte durch die bei ihrer Hinrichtung beobachteten religiösen Ceremonieen nur andeuten, daß sie für ihren Frevel am göttlichen Gesetze die verschuldete Strafe erlitten. Uebrigens haben die Druiden, die vor uns in diesen Räumen sich versammelten, nie geglaubt, solche Schlächtereien seien dem Herrn des Weltalls willkommen."

„Vielleicht," bemerkte der Oberpriester spöttisch, „haben wir in diesem Augenblicke schon die Strafe für solche Fahrlässigkeit zu dulden. Indeß ziemt uns nicht Streit. Ich will die Versammlung befragen; sie mag entscheiden, was zu thun ist."

Die Mehrzahl der Anwesenden sprach sich für Darbringung des Opfers aus. Man kam überein, die Feier schon in der nächstfolgenden Nacht zu begehen, und zwar auf dem Opfersteine der mitten in dem heiligen Haine auf

der Höhe des Berges aufgerichtet stand. Zuvor aber sollten, um allenfallsige römische Spione fern zu halten, die vorzüglichsten Zugänge mit Wachposten vorsichtig besetzt werden.

Nachdem die hierzu nöthigen Anordnungen getroffen waren, bemerkte noch einer der Druiden, ein Mann von ernstem Aeußern: „Nach alter Gewohnheit muß eine Jungfrau bei der Opferhandlung gegenwärtig sein, aber wir haben keine Druidin mehr unter uns.“

Der Oberpriester erwiderte mit geheimnißvoller Miene: „Wir werden die Gebräuche unserer Väter in Ehren halten. Ueberlasse mir die Sorge dafür, daß dies geschehen kann.“

Danach ging die Versammlung auseinander.

Hadden lenkte seine Schritte gegen den Saum des Haines hin nach seiner Hütte, die aus mit Lehm verbundenem Schilf und Brettern zusammengefügt war. Uralte Bäume, deren Blattwerk sich dicht in einander schlang, zogen sich kreisförmig wie ein Wall um die dadurch ganz verdeckte Wohnung. Der Greis stieß an eine niedere Thür und trat ein. In der Nähe des Heerdes saß ein Mann im kräftigsten Mannesalter und hielt sinnend sein Haupt auf beide Hände gestützt. Der Schein einer eisernen Lampe, die von der Decke herabhing, erhellte das Gemach nur dürftig. Beim Erscheinen Hadden's erhob sich dessen Gast, kam dem Druiden entgegen und fragte lebhaft: „Nun, Hadden, was war der Zweck der Versammlung?“

„Der Oberpriester befürchtet, die Gottheit habe die gegenwärtig wieder lebhaftere Verfolgung der Römer gegen unsere Anhänger deshalb über uns verhängt, weil wir seit Langem die feierlichen Opfer der Stiere unterlassen hätten. Er will dadurch bessere Tage herbeiführen, daß er

das Versäumte nachholt.“ Der Greis brach hiermit kurz ab und dem Fremdlinge verbot das Gastrecht, weiter in seinen Freund zu dringen. Er zeigte ihm an, daß er gesonnen sei, andern Tages abzureisen.

„Warum denn diese Eile?“ fragte Hadden. „Ist dir meine Hütte auf einmal zu enge? Warte nur noch einen Tag; die Nacht, welche darauf folgt, wird mich vielleicht in den Stand setzen, deine Nachforschungen zu unterstützen.“

„Hast du denn in Betreff meiner Schwester irgend eine Entdeckung gemacht?“

„Das nicht, lieber Gennorix; aber dennoch sagt mir eine geheime Ahnung, daß sich die sonderbaren Umstände, von denen Excelsa's Tod und das Verschwinden ihrer Leiche umgeben war, aufklären werden. Bleibe also noch die kommende Nacht, wofern ich dir anders nicht den längern Aufenthalt durch sonst etwas verleidet habe.“

„Wie magst du solches reden, würdiger Mann? Du weißt ja, wie ich gern alles thuen will, um mir Gewißheit über den Verbleib der Leiche meiner unglücklichen Schwester zu verschaffen. Aber sollte ich dir länger, als hierzu Aussicht ist, zur Last fallen und so deine Gastfreundschaft mißbrauchen?“

„Klage nicht, Gennorix, tröste dich mit dem Schicksale Anderer. Einst drängte sich um diesen Heerd eine zahlreiche Familie; aber jetzt ist dies Haus zur Wüste geworden. Von dem stolzen Baume meines Lebens hat Tod und Verfolgung alle Blätter und Zweige abgerissen; nur der nackte, kahle Stamm ist stehen geblieben. Die mir die Gottheit gelassen, haben die Römer von meiner Seite vertrieben.“ Bei diesen Worten schlich eine halb unterdrückte Thräne an Hadden's durchfurchten Wangen herab. Gennorix versprach,

um durch den Wechsel der Rede die trüben Erinnerungen seines Freundes zu verscheuchen, die folgende Nacht und was sie ihm an Aufklärung vielleicht bringen könnte, in Hadden's Hütte noch abzuwarten.

Am andern Morgen verließ der Priester-Greis die Hütte; erst gegen Abend kehrte er zurück und erzählte nun seinem Gaste während des Mahles, daß das beschlossene Opfer schon während der bereits hereinbrechenden Nacht statthaben würde.

„Ich möchte gern dabei zugegen sein," bemerkte Gennorix, etwas zaghaft wegen des Eindrucks, den dieses Verlangen auf Hadden machen könnte.

„Versuche das nicht," mahnte dieser ernst. „Todesstrafe trifft den Uneingeweihten, der dabei getroffen wird, und für dich würde bei den bis zum Fanatismus aufgeregten Gemüthern kein Erbarmen sein."

„Ist denn die Priestergemeinde der Carnuten grausamer, als selbst die im Norden des Landes, an den Meeresküsten von Armorika? Und bin ich denn nicht auch ein Kind der gallischen Erde?"

„Du hast die Religion deines Vaterlandes aufgegeben — laß mich ausreden, Gennorix, ich mache dir ja keine Vorwürfe darüber, aber — ich beschwöre dich, verzichte auf dein Vorhaben."

Gennorix schwieg. Aber das geheimnißvolle Dunkel dieser Feier reizte ihn, er wußte selbst nicht recht warum, dergestalt, daß er selbst mit Gefahr seines Lebens dabei zugegen sein wollte.

Beim Beginn der Nacht entfernte sich Hadden. Der jüdische Proselyte erhob sich von seinem Lager, verließ die

Hütte und schlich behutsam längs dem Saume des Haines hin bis zu der Stelle, wo, wie er erfahren hatte, gewöhnlich die Opfer dargebracht wurden. Er sah sich vorsichtig um und verbarg sich dann in einem alten ausgehöhlten Baumstamme.

Ringsum herrschte lautlose Stille. Nur spärlich drang das gelblichfahle Mondlicht durch die Zweige der mächtigen Eichen.

Bald bewegte sich ein schweigsamer Zug langsam an ihm vorüber. An seiner Spitze schritten Druidenpriester, zwei milchweiße Stiere führend, deren Hörner noch kein Joch getragen hatten. Hinter ihnen zogen die Barden, welche mit verhaltener Stimme die heiligen Opfer-Hymnen sangen. Auf die Sänger folgten drei ehrwürdige, in diesen Verrichtungen ergraute Druiden; unter ihnen auch Hadden. Der erste trug eine Schüssel mit Eicheln, der zweite ein Gefäß mit Wasser, und der dritte einen langen Speer. Den Zug beschloß der Oberpriester mit den übrigen Eingeweihten; in ihrer Mitte schritt ein Mädchen, das eine goldene mit Ginster umwundene Ruthe trug.

Zitternd fuhr Gennorix zusammen und hielt nur mit Mühe einen Schrei der Ueberraschung zurück: das Mädchen war seine Schwester Excelsa! Ja, sie war es. Er konnte sie deutlich erkennen. Die Todtgeglaubte zog ganz nahe an der Eiche vorbei, wo ihr Bruder sich versteckt hielt. Als Druidin trug sie ein kurzes Unterkleid ohne Aermel, um die Hüfte mit einem ehernen Gürtel geschürzt. Eine hohe Krone, aus Eisenhart und Tangelmoos gewunden, umhüllte den obern Theil ihres Hauptes, während ihr dunkeles Haar aus diesen Blüthen und Blättern wallend auf Brust und Schultern fiel. Eine Schärpe hielt an doppelt gewun-

denem Kranze aus Eichenblättern eine kleine goldene Sichel, die man während ihres Gehens an ihrer linken Seite funkeln sah.

Plötzlich blieb das junge Mädchen stehen, erhob ihre Hände, klopfte mit ihrer Ruthe drei Mal auf die alte Druideneiche und rief jedes Mal der „Eichenmistel“ einen Gruß hinauf. Es war deutschen und keltischen Völkern gemeinsam, dieses Gewächs für heilig zu halten. Allheilkraft wurde ihm zugeschrieben. Ohne das Laub der Eiche und der auf ihr wachsenden Mistelstaude begingen sie keine religiöse Handlung, ja von dem griechischen Namen des Baumes scheint der Name der Druiden herzukommen. Nicht von Menschen wird sie gesäet, und sie säet sich nicht selbst, sondern von den Vögeln, in deren Magen der Same erst zur Reife gelangt, auf die Eiche gestreut, wächst die Staude fort. Und selten ist ein solcher Zweig zu finden, gesucht werden durfte er nur von demjenigen, der sich an dem Tage der Speise und des Trankes enthalten, und gebrochen werden nur am sechsten Tage nach dem Neumond.

Auf das Klopfen Excelsa's trat eine neue Schaar Druiden zu der ersten Gruppe, und nun ordnete sich ohne Zögern kreisförmig in weitem Bogen der ganze Zug um die alte Eiche, auf welcher die mit Ehrfurcht begrüßte Mistel wuchs. An dem Fuße des Baumes bemerkte man noch einen Altar von Rasen, der wahrscheinlich von frühern Opfern zurückgeblieben war. In einem langen, wallenden weißen Gewande trat nun der Oberdruide vor. Seine Stirne umgab eine kostbare, mit Sternen geschmückte Binde, über der ein einfacher Kranz aus Eichenblättern befestigt war. Er nahm von der Druidin die goldene Sichel und stieg auf den Baum, indeß zwei Priester am Fuße eine

Decke von weißer Seide ausbreiteten, um damit den herabfallenden Zweig aufzufangen.

Der Ast wurde gebrochen; die Druidin nahm ihn aus der Decke, brach ihn in Stücke und theilte diese an die Anwesenden aus, welche sie mit großer Ehrerbietung in Empfang nahmen.

Nun traten mehrere Eubagen vor und schlachteten die Opferthiere; das Blut wurde in großen Becken aufgefangen und am Fuße des heiligen Baumes ausgegossen, an dessen knorrigem Wurzelwerk entlang es in manchfachen Windungen sich weithin ergoß.

Wenn die Barden den Gesang ihrer Hymnen unterbrachen, ruhte Todesschweigen auf der Versammlung; nur das lang anhaltende durchdringende Gestöhne der verendenden Thiere erhöhte noch das Unheimliche der Scene. In würdevoller Ruhe stand Excelsa in der Nähe des Opfers und beobachtete aufmerksam die nähern Umstände, unter denen der Tod der Thiere erfolgte, um aus ihnen den Willen der Gottheit zu erforschen. Sobald die Stiere verendet waren, stieg Excelsa auf den Dolmen. Dies war in dem Cultus der Druiden der Sitz der Priesterin bei der Verkündigung der Zukunft. Derselbe bestand aus drei aufrechtstehenden Steinen, über welche in horizontaler Richtung ein vierter gelegt war. Dieser letztere, welcher den eigentlichen Sitz bildete, war mit einer runden Oeffnung versehen.

Auf dem Throne sitzend, ließ Excelsa ihren Blick über den Kreis der Priester schweifen und wollte eben ihre Stimme erheben, als ein Druide, den Gennorix sofort als den nach dem Selbstmorde der Priesterin verschwundenen Tempelpriester der Vesta wiedererkannte, an die Jungfrau

herantrat. Er flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, indem er mit der Hand auf den Ort hinwies, wo Gennorix verborgen war.

Welcher Art das Gefühl war, welches hiernach in der Miene der Priesterin Ausdruck fand, ist schwer zu sagen. War es Unwille, daß der unheimliche Geselle sie unterbrach, war es erwachender Zorn über die Eröffnung, welche derselbe gemacht? Doch hören wir, sie beginnt zu sprechen: „Gallier, höret die Priesterin, durch deren Mund der Himmel zu euch spricht. Der Tod, dieser unerbittliche Herrscher, verlangt ein Menschenopfer von uns. Ehe drei Tage vorbei sind, wird der Geist flammend in die geheiligte Weide fahren und das Opfer suchen ... In euerer Mitte befindet es sich ... Ein Fremdling ist es, der diese heilige Geheimnißfeier entweiht hat ... Erhebe sich ein Jeder, ihn zu ergreifen ... oder der Fluch des Himmels über euch Feiglinge!“

Gennorix merkte sofort, daß er entdeckt war, sprang hervor und versuchte zu entfliehen. Aber gerade das Geräusch, welches dadurch entstand, verrieth den Ort, wo er war. Die Druiden setzten ihm nach und hatten ihn bald eingeholt. Gefesselt wurde er vor die Jungfrau gebracht.

Beim Anblicke ihres Bruders gerieth die Druidin in Verwirrung; ihr Gesicht entfärbte sich und ihre Lippen bebten. Aber schnell gewann sie ihre Fassung wieder. Ihr angeborener Stolz und der Haß gegen die Religion ihres Bruders triumphirten über die natürlichen Gefühle ihres Herzens. Auf einen herrischen Wink von ihr band man den Gefangenen an den Fuß einer schweren Eiche, in welche von Alters her für die Stieropfer ein starker eiserner Ring eingelassen war.

Die Druiden begannen ohne Verzug einen hohen Holzstoß aufzutragen, den ein Geflecht aus Weiden krönte, in welches das Opfer eingeschlossen werden sollte.

Unterdessen war Hadden, voll Schmerz über das düstere Schauspiel, das sich vor seinen Augen zu vollziehen begann, an Ker-Gwidion und die Priesterin herangetreten.

„Dieser Mann, an dem ihr Gewaltthätigkeit üben wollet, ist mein Gastfreund," sprach der Greis in entschiedenem Tone.

„Er muß sterben," erwiderte eben so fest der Oberpriester. „Du weißt, daß auf die Entweihung unserer Geheimnisse Todesstrafe gesetzt ist."

„Aber du begehst einen Frevel an der heiligen Gastfreundschaft. Wann ist jemals im Lande der Carnuten ein Gast gekränkt worden?"

„Leider haben wir bisher die Gesetze unserer Ahnen schlecht beobachtet; aber hierin sind sie unabänderlich."

„Dieser Mord, den ihr, blind im Geiste, mit kaltem Herzen Namens unserer ehrwürdigen Tradition zu begehen im Begriffe steht, wird die Rache des Himmels auf uns herabziehen."

Der Oberpriester gebot Hadden zu schweigen.

Dieser wußte nur zu wohl, daß gegenüber dieser leidenschaftlichen Aufgeregtheit seiner Genossen das Schicksal des Gennorix nicht mehr abzuwenden sei. Traurig sein Haupt schüttelnd und in den Augen Thränen des Schmerzes über die Verblendung, welche die Gottheit mit Menschenblut zu sühnen glaubt, schlich er hinweg.

In dumpfer Entschlossenheit erwartete Excelsa den schrecklichen Augenblick, wo sie den eigenen Bruder zu einem so schrecklichen Tode weihen sollte. Die Eubagen banden

Gennorix los und trieben ihn den Holzstoß hinan. Die entschlossene Seele des Galliers hatte die Furcht nie gekannt in seinem Leben; aber angesichts des Holzstoßes befiel ihn Zittern. Da faßte er seine ganze Kraft zusammen, wandte sich um gegen den Oberdruiden und rief mit lauter Stimme: „Höret mich, ihr Druiden, ich bin im Besitz von Geheimnissen, deren Enthüllung für euch von großer Wichtigkeit ist.“

„Ei, seht den feigen Spion! Jetzt hat er Furcht vor den Flammen!“ höhnte der frühere Vestapriester, der sich ganz in der Nähe des Scheiterhaufens aufgestellt hatte, um sich an den Qualen des Unglücklichen zu weiden.

„Du elender, doppelter Verräther willst wohl zu mir auf diesen Holzstoß steigen?“ donnerte Gennorix diesem zu. „Wie wär's, wenn ich deine Schande hier enthüllte? Aber ich will dich nicht zum Genossen, weder im Leben noch im Sterben. An deines Gleichen habe ich meine Worte nicht gerichtet.“

„Sprich, was hast du uns zu sagen?“ rief Ker-Gwidion und winkte dem Tempelpriester, bei Seite zu treten.

„Habt ihr nicht ein Heiligthum, in welchem ein Altar mit dem Bildnisse einer Jungfrau aufgerichtet ist, die gebären soll?“

„Seht den Frevler, der sich in alle unsere Geheimnisse einzudrängen wußte!“ rief auffahrend der Großdruide.

„Es bedarf keines Eindringens in diese Dinge,“ erwiderte Gennorix. „Dieselben sind in ganz Gallien bekannt.“

„Sprich weiter. Was wolltest du uns sagen?“

„Der Sohn der Jungfrau, den ihr erwartet, muß euern Ueberlieferungen gemäß schon längst erschienen sein. Nichts desto weniger habt ihr noch keine Kunde davon.

Ich bin glücklicher als ihr; ich weiß wo der Erwartete zur Welt kam."

„Sprich deutlicher," drängte der Oberpriester.

„Es sind Fremdlinge in unserm Vaterlande erschienen, welche vorgeben, Abgesandte des Sohnes der Jungfrau zu sein."

„Du willst uns täuschen, um dem Tode zu entgehen!"

„Ich rede Wahrheit."

„Und welchen Beweis vermagst du uns dafür zu geben?"

„Gib mich frei und ich werde dir sofort den Aufenthalt der Männer, von denen ich gesprochen habe, nennen. Ich schwöre, daß ich euch nicht hintergehe."

Alle Anwesenden drängten sich näher um den Gefangenen, auf jedes Wort seines Mundes begierig.

Der Oberpriester war unterdessen auf die Seite getreten und besprach sich halblaut mit den Häuptern der Versammlung. Nach wenigen Augenblicken kehrte er zu Gennorix zurück und kündigte ihm mit ernster Stimme das Resultat ihrer Berathung an: „Wir haben beschlossen, deinen Tod aufzuschieben. Wir werden dich aber hier zurückhalten, bis die Wahrheit deiner Aussagen geprüft ist. Möchten sie sich dir zum Heile bestätigen! Theile uns nun mit, wo sich die Boten des Sohnes der Jungfrau aufhalten."

„Ich werde schweigen, bis ihr mir versprochen habt, mich in dem Augenblick, wo ihr im Besitze meiner wahrheitsgetreuen Mittheilungen seid, frei zu geben."

Ker-Gwidion gab diese Zusage.

„Ich muß," fuhr Gennorix fort, „in unserm beiderseitigen Interesse noch eine Bedingung beifügen."

„Sprich!“

„Du darfst nur die Erfahrensten unter euch zu Boten wählen, um die Wahrheit meiner Angaben zu prüfen; vor allem mußt du diesen abtrünnigen Vestapriester von der wichtigen Botschaft ausschließen.“

„Dies Verlangen sei dir gewährt.“

Alsdann erzählte Gennorix, was er von Sabinianus und seinen Gefährten bei seiner Zusammenkunft mit ihnen in Antiochia in Erfahrung gebracht und vervollständigte es durch die Mittheilungen des Leodorich. Er sagte, sein Herr, welcher mit Sabinianus und seinen Gefährten die Reise von Rom nach Gallien gemacht, habe diese in Ferrières zurückgelassen. Dieselben seien aber Willens gewesen, von da ohne Zögern nach Senones aufzubrechen. Die Bestimmtheit und Einfachheit dieser Nachrichten verfehlte nicht, dem Großdruiden Vertrauen in die Aufrichtigkeit des Gennorix einzuflößen. Er beschloß, trotz der lebhaftesten Einsprüche des abtrünnigen Vestapriesters, Gennorix solle einstweilen unter Hadden's Hut und Verantwortlichkeit in dessen Hütte zurückgehalten werden, bis die Boten zurückgekehrt seien.

Der Holzstoß wurde von den, den Opferdienst verrichtenden Eubagen abgetragen, und die Versammlung schied in Erwartung der Dinge, die kommen würden.

Während das Schicksal ihres Bruders entschieden wurde, hatte sich Excelsa von der berathenden Gemeinde abgesondert. Als aber der Oberpriester seinen Entschluß angekündigt hatte, flog ein Zug innerer Befriedigung über das ernste Antlitz der stolzen Jungfrau; sie schien jetzt leichter zu athmen. Bibulus, der mit ihr von Senones geflohene Priester, schien allein über diesen Ausgang miß-

vergnügt; allein er vermochte nichts gegen den Rath und Beschluß aller Uebrigen und schlich still von dannen.

Schon seit langer Zeit haßte dieser Mensch den Bruder Excelsa's bis auf den Tod.

Gennorix und Bibulus waren Altersgenossen. Sie hatten beide denselben Unterricht, dieselben jugendlichen Freuden getheilt. Beide waren in der Lehre der Druiden-Religion erzogen worden; Gennorix aber hatte sich, wie wir wissen, unter dem Einflusse seines Vaters bald dem Judenthum angeschlossen. Bibulus jedoch, dessen erwachende Leidenschaften sich schlecht mit den strengen Sittenvorschriften des mosaischen Gesetzes vertrugen, trat offen gegen seinen Jugendgefährten auf. Er wich ihm aus wie einem Besessenen.

Ein Jahr später verstand sich Bibulus dazu, verlockt von der täuschenden Hoffnung raschen Emporkommens, mit dem nicht selten die damalige römische Verwaltung den Bruch mit dem, der Romanisirung des Landes entgegenstehenden Druidenthum belohnte, öffentlich den alten Cultus Gallien's abzuschwören. Er fand Aufnahme unter den Priestern am Tempel der Vesta. Gennorix brandmarkte mit aller Entschiedenheit ein solches Benehmen. Daher der Haß des Abtrünnigen. Aus Rachsucht mißbrauchte er die freundschaftliche Stellung, in der er noch immer zur Familie seines alten Freundes stand, und es gelang ihm, die Einbildungskraft der jungen Excelsa für den prächtigen Cult seines Götzendienstes, der dem Stolz des jungen Mädchens schmeichelte, zu entflammen. So war er es, der bei ihr den Entschluß, als Priesterin in den Tempel der Vesta einzutreten, gegenüber dem täglichen Andringen der Ihrigen, sich dem Judenthum anzuschließen, zur Reife brachte.

In dem stillen aber erbitterten Kampfe zwischen Gennorix und Bibulus, der sich seit diesem Tage entspann, gelang es dem Letztern durch seine Ränke nur zu gut, dem ehemaligen Freunde den tiefsten Kummer zu bereiten. Nichtsdestoweniger erheuchelte er einmal, es war in dem Jahre, das den eben erzählten Vorfällen voranging, wieder versöhnliche Gesinnung. Gennorix begegnete ihm abwehrend, überzeugt, daß das veränderte Benehmen des Bibulus von Hintergedanken eingegeben sei.

Und wirklich, der Elende strebte, von der Schönheit Excelsa's berauscht, nach der Hand der Priesterin. Er kannte ihren unbeugsamen Stolz, und hatte deshalb zu einer offenen Werbung nicht den Muth. Durch Gennorix als Mittelsperson wollte er sie ausforschen, um auf den dann ihm geeignet erscheinenden Wegen die Ausführung seines Plans zu fördern. Bei einer passenden Gelegenheit machte er mit scheinbarer Offenherzigkeit dem Gallier den Vorschlag, ihre gegenseitigen Mißhelligkeiten zu vergessen. Während er früher stets die Priesterin gegen ihren Bruder aufgestachelt hatte, arbeitete er nun, zur größten Verwunderung Excelsa's, an einer Annäherung zwischen Beiden. Doch bei der Einen wie bei dem Andern stieß er auf einen unerwarteten, unbeugsamen Widerwillen gegen seine Absichten. Die Priesterin schlug es ihm geradezu ab, die geschwisterliche Freundschaft mit Gennorix wieder anzuknüpfen, für die ihr stolzes Herz keinen Raum mehr hatte.

Gegen Gennorix war Bibulus offener mit seinen Plänen hervorgetreten, hatte aber auch hier eine so deutliche Zurückweisung erfahren, daß er jeden Versuch, jeden Gedanken, auf diesem Wege zu seinem Ziele zu kommen, aufgeben mußte.

„Lieber wollte ich meine Schwester in den Armen des Todes sehen, als in den deinigen," hatte ihm Gennorix erklärt. „Jetzt erkenne ich klar, was ich bei deinem Versuche zu einer Wiederversöhnung zwischen uns nur ahnen konnte. Die Niedrigkeit deiner Gesinnung ist größer, als ich gedacht, und nicht einmal meiner Verachtung werth."

Wuthkochenden Herzens hatte Bibulus ihn verlassen; er schwor Gennorix den Untergang. Dieser wußte, wessen man sich von einem Menschen wie Bibulus zu versehen habe, und war auf der Hut. Es gelang ihm, die Absichten seines Feindes, der selbst offene Mordanschläge gegen ihn nicht scheute, stets zu vereiteln. Seine Körperkraft, sein Muth und seine Vorsicht retteten ihn aus allen ihm gelegten Schlingen.

Bibulus war gleich nach der von den Soldaten versuchten Gefangennahme der Priesterin in deren Gemach getreten. Er eilte auf den regungslos daliegenden Körper des Mädchens zu und bemerkte, daß noch Leben in ihm sei. Er untersuchte die Wunde genau, stillte das Blut, und es gelang ihm, Excelsa aufzurichten. Mit Hülfe eines Tempeldieners brachte er sie in das Haus eines seiner Freunde, welcher in einem entlegenen Stadttheile wohnte. Zwei Tage später schaffte er sie heimlich fort in's Land der Carnuten. Vor den Druiden heuchelte er tiefe Reue über seinen frühern Abfall, und sie gewährten ihm nicht nur die edelste Gastfreundschaft, sondern nahmen ihn auch wieder in ihr Collegium auf und gaben ihm eine Stelle unter den Wächtern des Heiligthums der Jungfrau.

Was Excelsa anlangt, so hatte das Attentat des Minucius einen zu schmerzlichen Eindruck in ihrer Seele hinterlassen, als daß sie sich wieder nach Senones hätte zu-

rückwünschen sollen. Dazu kam die Treulosigkeit und Feilheit ihrer frühern Umgebung, sowie der unglückselige Einfluß des Bibulus, den dieser bei der jetzigen Verlassenheit Excelsa's noch mehr geltend machen konnte, als früher; dies alles bewog sie, zur Religion ihrer Kindheit zurückzukehren und Druidin zu werden.

V.

Die Villa des Victorinus.

Die Abgesandten des Oberdruiden, unter ihnen auch der alte Hadden, begaben sich nach Ferrières. Dieser Ort war mehr ein umfangreiches Dorf als eine Stadt, ohne ausgedehnte Gebäude und ohne künstliche Befestigung. Aber schon ehe sie den Ort selbst erreicht hatten, gewahrten sie an Land und Leuten einen merklichen Unterschied gegen die Bewohner der andern Gegenden Gallien's, sowohl derer, welche sie eben durchreist hatten, als derer, die sie von früher kannten. Der Friede und die Fröhlichkeit, die sie rings unter dem Volke bemerkten, sagte ihnen, es müsse eine tiefgreifende Umgestaltung aller Verhältnisse vorgegangen sein. Nicht nur, daß sie keine Schädel erschlagener Feinde gewahrten, wie die heidnischen Gallier sie an dem Halse der Pferde oder an den Häusern aufzuhängen oder bei den Mahlzeiten als Trinkgeschirr zu gebrauchen pflegten; auch in Hinsicht des sonst so gelockerten Familienlebens und des Mißbrauchs der geistigen Getränke war eine allgemeine Besserung leicht erkennbar. Dieses augenscheinliche Eingehen der Leute in neue Lebensgewohnheiten forderte die Verwunderung der Druidengesandten um so

mehr heraus, als sie aus eigener Erfahrung wußten, welcher Widerstand, von derselben Seite aus, der von den Römern beförderten materiellen Civilisirung des Landes allerwärts entgegengesetzt worden war.

Auf die Fragen der Druidenpriester nach den Fremdlingen, welche zur Verbreitung einer neuen Religion von Rom gekommen seien, wußte man ihnen nicht genug von diesen „göttlichen Männern“ und ihrer „himmlischen Lehre“ zu erzählen. „Nur ein Einziger von ihnen,“ klagte man, „ist bei uns geblieben.“

Auf ihre Bitte brachte man die drei ehrwürdigen Druiden vor Altinus, den Sabinianus zur Vollendung und Pflege seines apostolischen Werkes in Ferrières zurückgelassen hatte.

Seltsam bewegt erschienen sie vor dem Schüler Jesu Christi, dessen mildes, freundliches Entgegenkommen sie erstaunen machte. Sie verbeugten sich tief vor ihm und baten ehrfurchtsvoll, ihm einige Fragen vorlegen zu dürfen.

„Sprecht ohne Furcht, meine Pflicht ist es, euch anzuhören,“ ermunterte sie Altinus.

„Wir kommen aus der Ferne, um etwas von dir zu hören über das von der Jungfrau der Welt geborene Kind, auf welches vor mehr als hundert Jahren ein ehrwürdiger Priestergreis unseres Stammes uns vertröstet hat.“

Altinus, ergriffen von dem Wahrheitsdurste und von der kindlichen Freude, welche die Gallier an den Tag legten, als er ihnen Auskunft zusagte, erzählte ihnen einfach und schlicht in warmen und tief empfundenen Worten von dem Sohne Maria's, Seinem Wandel auf der Erde, Seinem Leiden für die Wahrheit, Seiner Botschaft und Seinem Triumphe über den Tod. Inständig baten die Druiden,

die Schüler Christi möchten doch eines Tages auch zu ihnen kommen. Altinus versprach ihnen, ihre Bitte dem Sabinianus vorzulegen, dem der in Rom wohnende Stellvertreter des gottgesandten Messias zur Leitung Seiner Kirche die Obergewalt über ganz Gallien übertragen habe.

Schon am folgenden Tage traten die Druiden den Heimweg an, um ihren Genossen das Ergebniß ihrer Sendung zu überbringen. Hadden vor Allen war voller Freude, weil er damit seinem Gaste die Freiheit brachte.

Sabinianus befand sich unterdeß auf dem Wege nach Senones, der Stadt, die ihm von Petrus bezeichnet worden war, um in ihr den Keim des Evangeliums einzusenken. Victorinus, ungeduldig, den wunderbaren Mann zu sehen, von dem ihm Gennorix und Leodorich erzählt hatte, sandte ihm einen seiner vertrautesten Diener entgegen, um ihn gastlich in sein Haus einzuladen.

Der vornehme Gallier bewohnte einen Theil des Jahres eine großartige Villa vor den Thoren von Senones auf dem jenseitigen Ufer der Icauna.*) Dieselbe war mit allem Luxus ausgestattet, welchen das weltbeherrschende Rom kannte und von dem Sitze der Regierung aus durch die Statthalter, die Kaufleute, Wechsler und Staatspächter in die unterjochten Provinzen des Reiches übertrug. Das Schloß lag auf dem Abhange eines bewaldeten Hügels. Mit Geschmack angelegte Baumgruppen brachten Leben und Wechsel in die, den Bergvorsprung umgebenden Matten. Kunstvolle Wasserwerke zierten die Gärten, und freundlich hoben sich aus dem dunkeln Grün der Bäume und dem hellern des Rasens die blendendweiße Marmor-

*) Der jetzt Yonne genannte Nebenfluß der Seine.

Einfassung der Bassins und die hier und da aus den Gebüschen hervortretenden Statuen. Das Innere der Wohnung zeugte nicht minder von dem Reichthume ihres Besitzers. Werthvolle Gemälde und Tapeten, sowie die feinsten orientalischen Teppiche bedeckten die Wände und den Boden der Wohngemächer. Zahlreiche Sklaven waren jedes Winkes ihres Herrn gewärtig.

Der Senonier hatte, mehr der Sitte als seiner eigenen Neigung folgend, eine Art Hauskapelle eingerichtet, in der die Statuen der Penaten und anderer, in der römischen Staatsreligion verehrten Götter aufgestellt waren. Bei der Nachricht von dem bevorstehenden Eintreffen des Sabinianus aber gab er Befehl, die Bilder und alles zu entfernen, was an den heidnischen Götterdienst, vor dem er täglich größern Widerwillen empfand, erinnern konnte.

Es war gegen Ende April. Victorinus lustwandelte am Nachmittage in einer der dichten Eichenalleen, die sich rings um das Wohnhaus erstreckten. Sein Auge schweifte träumerisch weg über die sonst so warm bewillkommneten ersten Boten des Frühlings: die Veilchen und Primeln, und über die im ersten frischen Grün prangenden Wiesengründe. Man konnte es merken an den schnellen Schritten, mit welchen er nun schon stundenlang die Allee durcheilte, ohne kaum ein Mal den Blick aufzurichten, daß ernste Gedanken seine Seele beschäftigten. Er wurde denselben entrissen durch das Erscheinen eines Sklaven, welcher ihm meldete: der Bote, den Victorinus nach Ferrières gesandt habe, sei mit zwei Fremdlingen zurückgekehrt.

„Endlich sind sie da!“ rief freudig Victorinus und eilte schnellen Schrittes mit dem Sklaven in's Haus.

Der Anblick des Sabinianus und seiner Gefährten überraschte ihn sichtlich. Solche Männer, mit so viel Majestät bei so viel Einfachheit und Anspruchslosigkeit, hatte er noch nie gesehen. Der Ernst und die Würde ihrer ganzen Haltung geboten Ehrfurcht und forderten Liebe zugleich.

„O seid willkommen an meinem Herde," rief Victorinus ihnen entgegen, „und habt meinen Dank, daß ihr nicht an meinem Hause vorübergegangen seid, das euch und euere himmlischen Segnungen so lange ersehnt hat."

Rasch war für die ermüdeten Gäste nach des Hausherrn Befehl ein fürstliches Mahl bereitet. Victorinus wollte eben mit den üblichen Libationen beginnen, als ihm Sabinianus mit der Hand freundlich davon abwinkte. Der Gallier erröthete und entschuldigte sich mit den Sitten seiner Väter.

„Sage lieber: der Römer," bemerkte Sabinianus, „denn diese haben die Sitte nach Gallien gebracht, einige Tropfen Wein über den Tisch zu sprengen, wie zu einer Opferspende für die Götter. Glaubst du," fuhr der Bischof in festerm Tone fort, „noch an die Idole des Heidenthums?"

„Ich bekenne, seit langer Zeit ist dieser Glaube, wenn er jemals diesen Namen verdiente, in mir erschüttert."

„Nun, so gestatte mir, das Mahl nach Christen-Sitte zu beginnen!" Sabinianus machte über die Speisen das Kreuzeszeichen und bot sie freundlich dem Victorinus. Trotz der weiten Strecke, welche die beiden Missionäre zurückgelegt hatten, aßen sie nur wenig; den Wein berührten sie kaum. Ihre Bescheidenheit, ihre Zurückhaltung und Nüchternheit, sowie der weise und milde Ernst ihrer Worte machten sichtbar einen tiefen Eindruck auf das Gemüth

des Galliers. Er hatte nicht erwartet, daß der Zauber ihrer Gegenwart so unwiderstehlich sein ganzes Wesen ergreifen würde, so groß auch die Vorstellungen waren, die seine hoffende Seele sich von den Boten der neuen Religion gemacht hatte.

Er ließ nicht ab, sie zu beobachten und sie insgeheim beobachten zu lassen, ob nicht vielleicht ihr ganzes Auftreten vor ihm nur Schein und Blendwerk sei. Aber was er von seinen Sklaven über die Fremdlinge erfuhr, erfüllte ihn fast mit Schrecken vor ihrer Strenge. Sabinianus und Potentianus verbrachten einen Theil der Nacht auf den Knieen in inbrünstigem Gebete; sie schliefen auf einem einfachen Teppiche auf dem Fußboden ihres Gemaches und übten oft die härtesten Bußwerke an ihrem eigenen Leibe.

Woher kam das fröhliche Aussehen, die heitere, ungetrübte Stimmung, jene unerschütterliche, vollendete Ruhe, die sie nie bei allen ihren Handlungen und Worten verließ?

Einige Tage verstrichen unter manchfachen Wanderungen, die Sabinianus und sein Gefährte in der Umgegend von Senones machten, um den Schauplatz ihrer künftigen Thätigkeit näher kennen zu lernen. Als ihnen Victorinus einen Besuch bei Leodorich vorschlug, verwehrte es seltsamerweise der Bischof, und der Gallier, in der Meinung, Sabinianus habe früher mit Leodorich andere Absprache getroffen, redete nicht weiter davon. Sabinianus wollte, ehe er Senones betrete, erst die Bekehrung des Victorinus vollenden, all' seine Liebe und sein Entgegenkommen mit himmlischer Gnade lohnen.

Nach einem vierzehntägigen persönlichen Verkehre mit dem Bischofe und seinem Gefährten fühlte Victorinus sich so durchdrungen von der Wahrheit der von ihnen verkün-

deten göttlichen Offenbarungen und ihren heiligen Vorschriften, daß er inständig um die Taufe bat. Sabinianus bedeutete ihm, sich noch eine Woche zu gedulden, indem er auch seine Sklaven, sein ganzes Haus, nachdem sie, gleich ihm, vollständig unterrichtet seien, zu Kindern Christi zu machen hoffe.

Der stolze Gallier beugte sich vor dem Willen des Sabinianus und brachte die Zeit in stiller Zurückgezogenheit mit Gebet, Fasten und sonstigen guten Werken zu.

Am Vorabende des feierlichen Tages fand die letzte Ermahnung zur Selbstprüfung und Selbstentscheidung Statt. Victorinus warf sich in dem kleinen Betzimmer, das er dem Bischofe eingerichtet hatte, vor diesem nieder und empfing in tiefer Rührung zum Abschied den Segen des Dieners Christi. Als er sich erhob, standen Thränen stiller Herzensfreude in seinen Augen.

„Also morgen endlich wirst du mich in die Kirche aufnehmen?“

„Ja, mein Sohn, morgen sollst du wiedergeboren werden zum Leben. Deine Freunde und alle die Deinigen sollen Zeugen deines Glückes sein! Lass' Serotinus und Eodald bitten, bei der Feier gegenwärtig zu sein. Sie schwanken noch. Wenn sie dein Glück sehen, wird ihnen der Entschluß leichter werden. Auch vergiß nicht zu sorgen, daß Leodorich kommt und seine Frau, von der ihr Mann mir vieles erzählt hat. Ihrer reinen Seele wird die hohe Bedeutung unserer Gebräuche nicht verborgen bleiben.“

Bald waren die Boten an Leodorich, Serotinus und Eodald auf dem Wege.

Ehe die Nacht noch vollständig hereingebrochen war, fanden sich schon Leodorich und Gennorix im Hause des

Victorinus ein. Sie verlangten dringend den Herrn des Hauses zu sprechen. Der Präfect drückte seinem Freunde unumwunden seine Ueberraschung aus über den übereilten Entschluß, wie er es nannte, und glaubte ihm keine der bedenklichen Folgen vorenthalten zu dürfen, die sich daran knüpfen würden. Victorinus fühlte sich über diese Warnungen anfangs schmerzlich betroffen; er faßte sich jedoch bald und erklärte ruhig dem Präfecten, er habe die neue Lehre geprüft, indem er deren Sittenvorschriften gehalten; er fühle, daß sie aus Gott sei.

„Aber ich bitte dich, Victorinus, schiebe die Vollziehung deiner Taufe wenigstens auf. Nur morgen nicht!“ drang Leodorich in den Freund, dessen beide Hände erfassend.

Victorinus war um so bestürzter und trauriger, als er wußte, wie wohlgemeint die Rathschläge des ihm in wahrer Freundschaft zugethanen Präfecten waren. Vergebens suchte er nach Gründen, um sich dies, für ihn so schmerzliche Auftreten Leodorich's zu erklären. Er fand sie um so weniger, als er meinte, an dem Abende müsse alle Welt mit ihm glücklich sein. Der Präfect sah, was in seiner Seele vorging; er hoffte auf Erfolg und drang noch mehr in ihn.

„Du bist jung, reich, angesehen in der Stadt: warum willst du dir durch diesen Schritt allen Zutritt zu höhern Aemtern abschneiden? warum dir das Mißfallen des Kaisers zuziehen? warum deine Freunde und dein Volk von dir stoßen?“

Als Victorinus dieses hörte, flog eine leichte Röthe über sein Antlitz, ein verklärtes Leuchten durch sein Auge. Er schien sich wiedergefunden zu haben.

„Leodorich,“ rief er, „ich kenne dich nicht wieder!

Meinst du, der Kaiser könne meinem Herzen Ruhe geben? Warum erinnerst du mich an Ehre und Ruhm, die ich nie gesucht, nun, wo ich es als meinen einzigen Ruhm erkoren habe, die Wahrheit, da sie mir in so tröstlicher Weise geboten wird, mit der ganzen Kraft meiner Seele zu erfassen? Ach, Leodorich," fuhr Victorinus nach einer Pause fort, und eine Thräne glänzte in seinem Auge, „es gab eine Zeit, wo du um kein Gut der Welt, nicht um den Thron des Cäsars selbst, die Stimme deines Herzens mit solchen Bedenken beschwichtigt haben würdest! Warum willst du mir diese Stunde so schwer machen? Warum .."

Leodorich gleichfalls bewegt, als er den Schmerz des Victorinus sah, fiel ihm in die Rede: „Nicht um dein Glück zu trüben, sage ich das; du weißt es. Es ist treue Freundschaft, die dir nur zur Vorsicht, zur Klugheit räth."

„Sabinianus hat alles verlassen, was ihm theuer war, um der erkannten Wahrheit willen, und mir damit die Lehre gegeben, daß der Herzensfriede nicht käuflich ist um solche Klugheit. Ich fühle in mir eine Kraft, die es mir leicht machen würde, meine Güter, ja mehr als das, selbst mein Leben hinzugeben für das, was ich einzutauschen im Begriffe bin, — und du räthst mir zur Vorsicht?"

Leodorich fühlte recht wohl, daß ihm auch die aufrichtigste Freundschaft kein Recht zu weitern Vorstellungen mehr gebe; er schwieg.

Gennorix hatte alsbald nach der Rückkehr der nach Ferrières geschickten Druiden seine Freiheit erhalten und war am Vorabende des für die Taufe des Victorinus bestimmten Tages noch zeitig genug in Senones angekommen, um sofort mit dem Präfecten nach der Villa

sich zu begeben, in der Absicht, den Letztern in dem Bestreben, das Vorhaben seines Herrn rückgängig zu machen, zu unterstützen.

Abgesehen von dem judaistischen Stolze, der sich dagegen sträubte, einem Herrn zu dienen, welcher der, seinen eigenen Glaubensgenossen verhaßten Christenlehre folge, hatte Gennorix Einsicht und Erfahrung genug, um das Schicksal einer Religion und ihrer Bekenner vorherzusehen, deren Sittenvorschriften laut die Schandthaten und Verbrechen verdammten, an denen die römische Gesellschaft in den Provinzen kaum weniger als in der Weltstadt krankte. Er wußte, das Christenthum werde nicht zum Siege kommen und nicht zum Sterben, ohne daß Ströme von Blut flössen, ohne daß die Welt ihr Wuthgeschrei erhebe. Aber von solchen und ähnlichen Vorstellungen hoffte er gegenüber seinem Herrn nicht das Mindeste. Die aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit an ihn und der Schmerz über den beabsichtigten entscheidenden Schritt desselben gaben ihm aber einen andern Rath ein, der, wie er meinte, wenn überhaupt einer, von Wirksamkeit sein müßte.

Gennorix blickte seinen Herrn fest an und begann ohne alle Umschweife: „Ich habe Excelsa wiedergefunden und zwar nicht ihre Leiche, — sie selbst, lebend als Druidin im Carnuten-Lande. Sie dient bei dem Heiligthume der Jungfrau, die gebären soll. Ich bringe gute Nachrichten für dich.“

„Für mich?“ fragte Victorinus erregt.

„Ja, für dich. Wie du weißt, schlug sie deine Bewerbung aus zwei Gründen aus: weil du den Tempel der Vesta nicht mehr besuchtest und weil du, trotzdem daß dir ihr feindlicher Sinn gegen mich nicht unbekannt war,

mir deine Freundschaft nicht versagtest. Diese beiden Hindernisse bestehen nicht mehr: ich bin, so weit dies möglich ist, mit ihr ausgesöhnt und sie hat den Dienst der Göttin für immer aufgegeben."

„Sie willigt also darein, meine Gattin zu werden?"

„Ich zweifele nicht daran; aber eine Bedingung wird sie stellen und nicht davon abgehen: du darfst nie ein Schüler Christi werden."

„Ist das gewiß?" fragte Victorinus langsam in scharfer Betonung.

„Vollkommen."

„Nun dann sei Excelsa vergessen! Ich muß auf sie verzichten. Ich bin Christ und werde nur eine Christin heirathen."

Gennorix hatte seinem Herrn eine solche Entschiedenheit und Seelenstärke nicht zugetraut; er wollte eben andere Einwendungen versuchen, als die Gestalt des Sabinianus am Eingange des Saales, wo die Unterredung stattfand, sichtbar wurde. Der Bischof grüßte mit ernster Stimme.

Gennorix fuhr zusammen; der Klang dieser Stimme war ihm bekannt. Seine Ueberraschung wuchs, als der Bischof seinen Blick auf ihn heftete, gleichsam als wollte er in seinen Zügen ein in der Erinnerung schwindendes Bild wieder auffrischen. Gennorix suchte seine Verwirrung durch eine grüßende Verbeugung gegen den Eintretenden der Aufmerksamkeit desselben zu entziehen; aber der Bischof wendete sich, nachdem er Leodorich freundlich die Hand gedrückt, auf's neue gegen ihn: „Freund, sind wir nicht alte Bekannte? Bist du nicht in Antiochien mein Gast gewesen?"

Gennorix bejahte durch ein stummes Nicken.

„Ich freue mich, dich wiederzusehen. Hat der liebe Gott uns vielleicht deshalb wieder zusammengeführt, damit wir das in Antiochia abgebrochene Gespräch wieder aufnehmen sollen?“ fuhr der Bischof mit freundlichem, aber bedeutsamem Lächeln fort.

„Das Wiedersehen freut mich,“ erwiderte Gennorix. „Nichtsdestoweniger muß ich gestehen, daß ich kein Bedürfniß fühle, mich weiter über den Glauben zu unterhalten, in dem mein Vater mich nun einmal erzogen hat.“

Die unverkennbare Bitterkeit, mit der die letzten Worte gesprochen wurden, machten für Sabinianus die Wiederaufnahme der Unterhaltung unmöglich. Mit Höflichkeit wandte er sich auf's neue zu Leodorich, welcher sich verabschieden wollte, und lud ihn zu der auf den folgenden Tag anberaumten Taufhandlung ein. Im Atrium, der bedeckten Vorhalle des Hauses, fand Leodorich seine Sklaven, die ihn erwarteten. Er bestieg seine Sänfte und kehrte nach Senones zurück.

Am andern Morgen prangte die Villa im Festschmucke; die Sklaven hatten ihre Festkleider angelegt und empfingen von Gennorix, der im Atrium stand, um die Gäste zu empfangen, ihre Aufträge.

Leodorich und Diadumena erschienen zuerst und wurden von Gennorix auf den Ehrensitz geleitet, der, etwas erhöht, am Eingange der umgewandelten Kapelle errichtet war. Victorinus befand sich schon knieend vor dem Altare. Nach und nach fanden sich auch die Männer und Frauen des Hauses ein und ordneten sich zu beiden Seiten ihres Herrn. Eodald und Serotinus nahmen bei dem Präfecten auf dem Ehrensitze Platz.

Bald erschien auch Sabinianus, geschmückt mit den

Abzeichen seiner bischöflichen Würde, den apostolischen Hirtenstab in der Hand. Potentianus folgte ihm zu dem Tische, der als Altar diente. Sie knieten nieder und verharrten einige Augenblicke im Gebete. Dann wandte sich der Bischof zur Versammlung, ermahnte mit einfachen herzlichen Worten die Katechumenen zur Sammlung und Andacht, sprach von der Nothwendigkeit der Taufe, von ihren Wirkungen und von der erforderlichen Vorbereitung auf dieselbe. Dann vollzog er den Act der Wiedergeburt an Victorinus und allen seinen Hausgenossen mit alleiniger Ausnahme des Gennorix, indem er Jedem aus einer Schale Wasser über das Haupt goß und sie unter Gebet mit geweihtem Oele salbte. Die Worte des Bischofs, noch mehr aber das rührende Schauspiel, wie Herr und Sklaven nebeneinander sich demüthig vor dem Bischof niederwarfen, um dieselben geheimnißvollen Gnaden zu empfangen, machten auf Leodorich, auf dessen Gemahlin Diadumena, sowie auf Eodald und Serotinus einen solchen Eindruck, daß alle Voreingenommenheiten gegen die neue Religion aus ihren Herzen schwanden. Sie ahnten, es müsse etwas Großes sein um eine Menschenseele und ihr Heil, da sie vom Christenthum auch im niedrigsten Sklaven so geehrt werde.

Nach der Feier in der Kapelle kehrten die Freunde des Victorinus nach Senones zurück, ohne an dem weitern Feste des Hauses Theil zu nehmen; sie fühlten ihre Seelen zu bewegt, zu sehr bestürmt von den großen bei ihnen noch der Lösung harrenden Fragen des Menschenlebens. Doch schon am Abende fanden sich Eodald und Serotinus wieder ein und verlangten nach dem Bischofe. Unter Thränen warfen sie sich vor ihm nieder und verlangten Christen zu werden.

Seit diesem Tage genossen sie täglich den Unterricht des Sabinianus. Zur Taufe waren sie bald vorbereitet; aber darauf beschränkte sich der Bischof nicht, als er ihren Eifer gewahrte und sie täglich in der Frömmigkeit wachsen sah. Er erkannte würdige Helfer in ihnen für sein Amt, und ertheilte ihnen nach ihrem Verlangen die Weihe der Diakone.*)

Sabinianus dankte Gott für all' den Trost und all' die Freude, die seinem priesterlichen Herzen Tag um Tag aus solchen Erstlingsblüthen seiner Mission erwuchs. Er wollte nun auch nicht länger auf der Villa bleiben, sondern nach Senones übersiedeln, um in dieser alten Stadt selbst das Evangelium zu verkünden und dem einzig wahren Gott Tempel zu errichten an den Stätten, wo bisher den inhaltlosen Götzen gedient worden war. Durfte er nicht die besten Hoffnungen hegen auf günstigen Erfolg? Ehe er noch die Stadt betreten, hatte er mehrere ihrer angesehensten Bewohner für Christi Lehre gewonnen! Ihr Glaube sollte seiner Sache Zeugniß sein, ihr Beispiel sein Wort unterstützen. Es war gegen Ende des Sommers, als Sabinianus dem Victorinus seinen Entschluß ankündigte. Dieser letztere besaß ein Haus in der Vorstadt Vivus, in der Nähe des Tempels der Vesta. Dieses bot er dem Bischof zur Wohnung an, wenn anders derselbe die Nachbarschaft der Götzen nicht verschmähe.

Der Bischof lächelte. „Gerade da ist mein Platz," sagte er. „Der Stuhl Petri steht mitten unter den römischen Götterbildern, ja er selbst trägt in Elfenbein ge-

*) Anonymer Autor in der Legende zum Brevier für das Fest des h. Sabinianus.

schnitzt die Großthaten des phantastischen Herkules! [1]) Der gewaltige Gott muß sich dazu bequemen, dem armen Fischer aus Galiläa zu dienen!“

Victorinus gab sofort Befehle, alle Vorbereitungen auch für seine Abreise zu treffen, denn er wollte sich von seinem väterlichen Freunde nicht mehr trennen. Eine sonderbare Unruhe und Schüchternheit schien ihn, je näher die Stunde der Abreise kam, in der Gegenwart des Sabinianus zu befallen; er hatte offenbar noch ein Geheimniß vor ihm. Am Abende vor der Abreise faßte er sich ein Herz und gestand dem Bischofe seine Liebe zu Excelsa, der heidnischen Priesterin; nur die Furcht, der Bischof möge seine Neigung tadeln, habe ihn zurückgehalten, sie ihm früher zu gestehen. Milde tröstete ihn der Bischof: „Aber warum sollte ich denn deine Gefühle tadeln? Verletzen sie das Gesetz Gottes? Bete für die Bekehrung des Mädchens, und wenn euere Vereinigung zu deinem und ihrem Heile sein wird, so wird dein Gebet nicht fruchtlos bleiben, und der Herr wird euch zusammenführen.“

VI.

Eine Doppelweihe.

Am andern Tage siedelten Sabinianus und seine Gefährten von der Villa nach Senones über. Nachdem sie die über die Icauna führende Brücke überschritten hatten, standen sie vor dem Thore der Stadt. Anstatt jedoch einzutreten, drückte hier Sabinianus seinen Begleitern

[1]) Vermischte Schriften von Nicolaus Cardinal Wiseman. Köln 1859. Dritte Abtheilung. S. 100.

den Wunsch aus, sie möchten mit ihm um die Stadt wandern, wie einst die Israeliten um Jericho; „nicht," fügte er lächelnd bei, „um die von den Römern aufgeführten Mauern zu stürzen, sondern um durch unser Gebet jene ehernen Bande zu sprengen, welche Leidenschaft und Unwissenheit und Elend um so viele Seelen, auf die Christus hofft, geschlungen haben."

Und so zogen sie dann des Weges, als der Erste Sabinianus. Als sie den bedeutungsvollen Umzug vollendet hatten und wieder an das Thor gekommen waren, von dem sie ausgegangen, bezeichnete der Bischof einen Stein des Eingangs mit dem Zeichen des Kreuzes, gleichsam als weihe er die Stadt zu einem Tempel. Und siehe, die Härte des Steines wurde wie weiches Wachs und nahm in tiefer Einprägung das heilige Zeichen auf und bewahrte dasselbe.[1])

In einer siebenjährigen, reichgesegneten Wirksamkeit zu Senones erschütterte Sabinianus den Bestand des Heidenthums und der Druidenlehre.

Die Erfahrung, daß die verkehrten Meinungen der Menschen und ihre Welt- und Sinnenlust sich nicht ohne Kampf entthronen lassen, sollte den Glaubensboten aber nicht erspart werden. Wenn man auch, Dank dem wirksamen Wohlwollen Leodorich's, gegen die junge Gemeinde und ihren Bischof keinen offenen Anschlag wagte, so hoffte man doch, ihnen durch geheimes Gegenwirken um so sicherer schaden zu können.

Zu Senones gab es, wie in allen größern Städten des römischen Reiches, wie überall und zu allen Zeiten,

[1]) Vie des saints de France par M. Ch. Barthélemy.

eine Sorte von Menschen hoher und niederer Abkunft, die in der frechen Leugnung des Gewissens und seiner ewigen, trotz aller Unterdrückung sich doch immer wieder geltend machenden Rechte, die Beschönigung ihrer Zuchtlosigkeiten zu finden vermeinten. Es ist das jener sinnlich versunkene Pöbel, der nur der rechten Führer und der rechten Stunde wartet, um mit seinem ganzen Hasse gegen das Christenthum schlagfertig aufzutreten.

Diese Leute bildeten damals in Senones eine große Zahl; bei der Auflösung und Zersetzung aller religiösen Begriffe wurden sie täglich um so einflußreicher, als sich, sobald es gegen die junge Christengemeinde ging, auch alle Jene zu ihnen schlugen, deren Interessen beim Aufschwunge der neuen Religion verletzt wurden, wie die Zauberer, Wahrsager, Künstler und ganz besonders die heidnischen Priester.

In Senones hatten die Vesta-Priester schon lange dem massenhaften Abfall des Volkes in tiefer Erbitterung zugesehen, aber sich dennoch nie recht dazu verstehen können, mit der Hefe des vornehmen und gemeinen, gebildeten und ungebildeten Volkes in der Agitation gegen die Christen gemeinschaftliche Sache zu machen. Aber da kehrte plötzlich Bibulus aus dem Lande der Carnuten zurück, und die Sachlage wurde eine andere. Man organisirte ein förmliches Complott und berief eine geheime Zusammenkunft in den Vesta-Tempel, bei welcher Bibulus präsidirte.

Er begann mit einer Entschuldigung für sein langes Wegbleiben von Senones. Es sei, gab er vor, aus Haß gegen die Schüler Christi geschehen, deren Anblick er nicht ertragen könne.

„Lieber verbannt, lieber ausgestrichen aus der Zahl

der Lebendigen," rief er leidenschaftlich, „als in der Nähe dieser verfluchten Menschen und inmitten ihres Aberwitzes leben! Darum bin ich ihnen aus dem Wege gegangen. Ich floh zu den Druiden, weil ich auf eine Verbindung mit der frühern Vesta-Priesterin hoffte. Aber ich weiß nicht, welch' geheimnißvolle Macht mir Excelsa entfremdet hat; ich zweifele jedoch nicht, daß die Christen daran schuld sind."

„Hast du Grund zu dieser Annahme?" unterbrach ihn einer der Anwesenden.

„Ich weiß bestimmt, daß Victorinus, einer der eifrigsten Anhänger der neuen Lehre, nach der Hand Excelsa's strebt."

„Bibulus hat Recht," bestätigte ein vornehmer Senone, Namens Sedatus, dessen innere Verworfenheit sich in seinen Zügen ausprägte. Er war der beständige Genosse des frühern Proconsuls bei dessen ausschweifenden Gelagen gewesen, bis Leodorich Präfect wurde und Minucius zu seiner Verantwortung nach Rom mußte.

„Euere Versicherung genügt uns," schrieen Mehrere aus dem Haufen. „Was bedarf es der langen Rede! Die Christen sind unsere Todfeinde. Ihre ganze Sittenreinheit ist nur ein eiteles Brüsten, um uns als den Auswurf der Stadt erscheinen zu lassen."

„So ist es," stimmten Andere bei. „Seit diese Heuchler in der Stadt sind, hat alle Lust ein Ende. Man zeigt mit Fingern auf die Leute, welche sich nichts von ihnen vorschreiben lassen wollen. Wo man uns früher zujubelte, macht man jetzt ein saueres Gesicht und weicht uns aus, als wären wir Pestkranke. Das ist unerträglich! Das muß anders werden!"

„Ja," provocirte Bibulus, „das soll auch anders werden! Brauchen wir Mittel und zwar energische Mittel, so lange Sabinianus und seine Anhänger noch nicht allgewaltig in der Stadt sind! Es möchte sonst bald zu spät sein."

„Pah," platzte Sedatus heraus, „Jedermann weiß, daß der Präfect ein Freund der Christen ist und daß seine Gemahlin sogar, wenn sie auch diesen Glauben noch nicht öffentlich bekennt, den Versammlungen der Christen häufig beiwohnt. Ueberdies unterschätze Keiner das Ansehen des Sabinianus! es ist größer als ihr denkt. Wir könnten bei den Gewaltstreichen, die Bibulus vorschlägt, den Kürzern ziehen. Ich rathe, unsere Klagen in Rom anzubringen."

„Um abgewiesen zu werden!" unterbrach ihn Bibulus. „Ich weiß, wie Claudius Cäsar den Leodorich achtet."

„Aber der Kaiser ist allen Neuerungen abhold. Er wird uns Gehör geben. Der Kaiser ist ein Schwachkopf, der an den Leodorich längst nicht mehr denkt, und noch mehr als eine empfindliche Stelle hat, bei der wir ihn packen können. Ihr wißt, wie er das Druidenthum haßt. Nun, wie wär's, wenn wir den Präfecten eines geheimen hochverrätherischen Bündnisses mit den Druiden zum Sturze der kaiserlichen Macht in Gallien beschuldigten?"

„Aber die Beweise für diese Behauptung?"

„Die sind beizubringen. Was hindert uns zum Beispiel, Leodorich's häufigen Umgang mit den Druiden, das Außerachtlassen der ihre Verfolgung anordnenden Staatsgesetze, das in Rom wohl noch nicht vergessene Verhalten seines Vaters, seine Stellung zu den Christen und Aehnliches zu unserm Zweck zu erklären und auszudeuten?"

„Freilich treffen wir in Rom den Minucius," bemerkte,

als er die allgemeine Billigung des Planes in der Versammlung bemerkte, nun auch Bibulus. „Minucius wird uns durch seine Freunde allerdings eine Audienz beim Cäsar auswirken können."

Unter allgemeiner Zustimmung wurden nun der frühere Vesta-Priester und Sedatus als diejenigen bezeichnet, welche die Anklage gegen den Präfecten und die Christen in Rom betreiben sollten.

Gegen Mitte September reisten die Beiden nach Massilia [1]) ab. Täglich gingen bei dem lebhaften Verkehr zwischen dieser Stadt, Italien und dem fernern Orient Schiffe nach diesen Gegenden. Massilia war im Jahre 537 von dem griechisch-asiatischen Phocäa aus durch Ansiedler, die vor dem Perserkönige Cyrus flüchteten, gegründet worden. Durch diese, von fortdauernden Nachzügen verstärkte Colonie hatte sich die griechische Sprache besonders im Süden Gallien's so verbreitet, daß selbst die Schriftstücke des gewöhnlichen Lebens in derselben abgefaßt wurden. Hierdurch war den christlichen Glaubensboten, die aus dem mit Griechen erfüllten Palästina und von dem gleichfalls halbgriechischen Rom kamen, der Weg bereitet worden.

Bibulus und Sedatus trafen gegen die Mitte des Octobers in Rom ein. Sie suchten sofort den Minucius auf. Sie fanden, daß er sich im behaglichen Genusse der großen, in der gallischen Provinz zusammengescharrten Reichthümer über die Ungnade des Kaisers zu trösten wußte. Freundlich empfing er seine beiden frühern Genossen und erkundigte sich sofort nach dem Zwecke ihrer Reise.

„Wir wollen zum Kaiser Claudius, um eine Anklage

[1]) Marseille.

gegen deinen Nachfolger zu Senones vorzubringen. Zu einer Audienz wirst du uns...."

„Wie!" fiel Minucius dem Bibulus in's Wort, „ihr seid, wie ihr sagt, schon am zweiten Tage in Rom und wißt nicht, daß Claudius Cäsar todt ist? — todt war vielleicht schon bei euerer Ankunft, ohne daß freilich bis gestern irgend eine Seele in der Stadt eine Ahnung von dem jähen Ende hatte. So lange blieb die Sache geheim unter den Leuten seiner nächsten Umgebung...."

„Und einigen Andern vielleicht, die an diesem Verbrechen betheiligt sind," fiel ihm Bibulus in die Rede, gereizt über den schadenfrohen Ton, mit dem Minucius eine Thatsache erzählte, die danach angethan schien, ihren ganzen Plan zu vereiteln.

„Verbrechen!" hohnlachte Minucius. „Ich dächte, einen Menschen, wie Claudius, von der Weltbühne verschwinden zu lassen, sei, vernünftig betrachtet, eine Wohlthat für die Menschheit. Doch hört, wie die Sache zusammenhängt. Ihr wißt vielleicht, wie die erste Gemahlin des Claudius, von der er den jungen Britannicus hatte, die etwas gar lustig lebende Messalina, mitten in ihren Vergnügungen von ihrem Freigelassenen Narcissus aus Privatrache ermordet wurde. Bald nachher drang sich dem schwachen Kaiser seine Nichte Agrippina [1]) nicht nur zur Ehe auf, sondern sie bewog ihn auch, ihren Sohn zweiter

[1]) Agrippina war eines der greuelhaftesten Weiber, deren die Weltgeschichte gedenkt. Ihre edele Mutter, die mit hohen Tugenden geschmückte Agrippina, Frau des trefflichen Cäsar Germanicus, hatte sie Letzterm in Köln geboren, das von ihr seinen Namen Colonia Agrippina erhielt und welches sie sehr erweiterte.

Ehe von Domitius Aenobarbus, den Nero, zu adoptiren, in der Absicht, ihm um jeden Preis die Nachfolge auf dem Throne zu sichern. Trotz ihrer Verschlagenheit und Vorsicht und trotz der Sorglosigkeit des Kaisers geschah es aber doch, daß diese ihre Absichten, sowie die Ungebundenheit ihres Betragens, worin es ihr kaum ein Weib in Rom gleich zu thun vermochte, dem Claudius zu Ohren kamen. Ihr kennt die Lieblingsidee dieses Schwachkopfs, in den wenigen Augenblicken, wo es nach wochenlangem, dumpfem Hinbrüten einmal Licht in seinem Kopfe wurde, den Rächer der Unschuld und Tugend zu spielen. Das geschah dann immer mit all' der Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit, deren er fähig war. So entfiel ihm denn auch eines Tages, nachdem er eben eine Strafe für ein ehebrecherisches Weib dictirt hatte, in Bezug auf sein Verhältniß zu Agrippina die Bemerkung: »Das Heirathen ist auch mein Unglück; aber wenn mich das Schicksal dazu verurtheilt hat, schamlose Weiber zu heirathen, so ist es mir auch gegeben, sie zu strafen.«

„Sieh einmal, welch' treffendes Wort!“ spöttelte Bibulus.

„Jawohl, treffend,“ fuhr Minucius fort; „aber es traf auch denjenigen, der es gesprochen. Es wurde Agrippina hinterbracht und seit diesem Tage wußte sie, was sie von Claudius zu erwarten hatte. Ihre Vertraute, eine Freigelassene Namens Locusta, verschaffte ihr ein langsam wirkendes Gift. Agrippina brachte es dem Claudius geschickt bei; er kränkelte, und für das Uebrige sorgte der Arzt Xenophon. Noch denselben Tag riefen die Prätorianer den Nero, den Adoptivsohn des Claudius, zum Kaiser aus; an Britannicus dachte Niemand.“

„Nun, und wie glaubst du, daß der junge Fürst unsere Anklage aufnehmen werde?“

„Fragt lieber, wie Agrippina sie aufnehmen wird. Sie hat dafür gesorgt, daß in der Umgebung ihres Sohnes nichts ist, was ihrer unumschränkten Herrschaft gefährlich werde könnte. Von ihr aber habt ihr, ich sage es euch im Voraus, damit ihr euch aller illusorischen Hoffnungen begebt, kein günstiges Resultat für euere Bemühungen zu erwarten; Agrippina ist eine zu kluge Frau, um das große Contingent der Mißvergnügten im Staate noch zu vergrößern, bloß um euerer Laune willen.“

„Das ist ein schlechter Trost nach einer so langen, mühevollen Reise. Aber zu was räthst du uns?“

„Es bleibt euch nichts zu thun übrig, als zu warten. Der Stand der Dinge kann sich hier in Rom jeden Augenblick ändern. Nero hat wenig von der Klugheit seiner Mutter; ihre schlechten Leidenschaften aber hat er sämmtlich überkommen, und sie sind in ihm auf guten Boden gerathen. Eines Tages wird der junge Mann, der jetzt mit seinen Vergnügungen, Gladiatoren und Freigelassenen noch vollauf zu thun hat, das Regiment seiner Mutter lästig finden — dann hat euere Stunde geschlagen.“

„Gut, aber wie erfahren wir, wenn es Zeit ist, unsere Hebel zur Vernichtung deines und unseres Feindes einzusetzen? Wirst du uns Nachrichten zukommen lassen?“

„Das verspreche ich euch; es liegt mir viel an dem Gelingen euerer Pläne, sowohl, wie ihr andeutetet, wegen der Rache an Leodorich, als auch aus einem andern viel praktischern Grunde. Die Präfectur von Senones ist einträglich,“ fuhr Minucius mit schelmischem Lächeln fort. „Ich kenne keinen bessern Posten für meinen Sohn Severus.

Darum dürft ihr all meiner Wachsamkeit und all meiner Sorge für einen glücklichen Erfolg eueres Planes versichert sein."

Während der wenigen Tage, welche Bibulus und Sedatus noch in Rom blieben, überzeugten sie sich hinlänglich nicht nur von der Wahrheit der Aussagen des Minucius, sondern auch von der Trefflichkeit seiner Rathschläge. Sie wußten nichts Klügeres, als sich bald auf den Heimweg nach Gallien zu begeben und dort eine bessere Gelegenheit zur Geltendmachung ihrer Rache abzuwarten.

Aber welch' bittere Enttäuschung empfing sie erst in der Heimath!

Bibulus war bei seiner Rückkehr in der Vorstadt Vivus abgestiegen; dort wohnte er in der Nähe des Vesta-Tempels. Ein außergewöhnliches Drängen und Treiben an den Tempeleingängen nahm seine ganze Aufmerksamkeit gefangen. Wie sollte er sich dies erklären? Er machte sich Bahn durch die Menge; aber wie erstaunte er, als er an der Schwelle des innern Tempelraumes angelangt war und denselben überblicken konnte! Von der Statue der Göttin und was ihn sonst noch an den frühern Götzendienst erinnern konnte, war nichts mehr zu sehen. Im Hintergrunde über dem Altar, an welchem Sabinianus, umgeben von Potentianus, Eodald und Serotinus die heiligen Geheimnisse der Christen feierte, erhob sich ein Kreuz. Auch Leodorich und Gennorix bemerkte er unter den Vordersten der Anwesenden. Die Andacht und Stille, welche in der Schaar der Gläubigen herrschte, zwang ihn, nur langsam und geräuschlos vorzudringen. Sein anfängliches bestürztes Staunen hatte der Neugierde Platz gemacht. Er wollte sehen, was vorging. Plötzlich zitter-

ten seine Glieder vor Aufregung; er sah Victorinus vor den Altarstufen und an seiner Seite im Brautschmucke Excelsa, die Druidin. Jetzt wendete Sabinianus sich zu Beiden um und bedeutete dem Victorinus, die rechte Hand Excelsa's mit einem goldenen Ringe zu schmücken. Als er aber nun ihre gegenseitige Ehe-Erklärung vernahm und der Bischof ihren Bund mit gehobener Hand feierlich im Namen des dreieinigen Gottes segnete, da wußte Bibulus nicht wie ihm geschah. Er hatte die weite Reise nach Rom nicht gescheut, um seine Feinde zu verderben, und dieselbe war ohnehin nicht erfreulich gewesen durch das, wenn auch nur, wie er meinte, einstweilige Zusammenbrechen seiner Hoffnungen. Und jetzt mußte er unmittelbar nach seiner Rückkehr mit eigenen Augen den Triumph der Verhaßten sehen und den Sieg einer Religion, die ihm widerwärtiger war, als der Tod! Er drängte sich zurück aus dem Tempel. Wie irre lief er umher, bis er sich im Hause des Sedatus wiederfand, das am entgegengesetzten Ende der Stadt lag.

Sedatus empfing ihn kühl und ließ Bibulus das Gesehene ruhig erzählen, ohne sich durch die Wuthausbrüche, womit derselbe seinen Bericht würzte, auch nur im Geringsten aufregen zu lassen. „Ich wußte, daß es so kommen würde," sagte er mit eisiger Ruhe und in klanglos gleichgültigem Tone.

„Wie?" rief Bibulus, „du scheinst geneigt, ruhig zuzusehen, wie diese Brut sich allgemach der ganzen Stadt bemächtigt, selbst in unsern Tempel eindringt? Sollen wir auch hier abwarten, wie wir in Rom abwarten müssen? Bei den Göttern! wenn wir von denen, die hier in unserer eigenen Stadt befehlen, nicht unser Recht erlangen können,

so müssen wir es uns selbst nehmen. Und ich bin entschlossen, dies zu thun."

„Ich nicht."

Bibulus durch die kurz abschneidenden höhnischen Bemerkungen des Sedatus nach und nach ernüchtert, sah ein, daß er diesen Mann, der eben so feige und kraftlos wie verdorben war, nicht zum Spießgesellen gewinnen werde. Seine ganze Aufregung gegen den Leodorich und die Christen schlug in Haß und Verachtung gegen seinen Reisegefährten um.

„Du fürchtest wohl Gefahr und Anstrengung bei unsern Plänen?" fuhr er in schneidend trockenem Tone fort. „Du bist reich; gib mir Geld und überlaß die Ausführung mir!"

„Dir Geld? Für deine dummen Streiche?" rief Sedatus. „Ich habe die Reisekosten nach Italien bezahlt, und nichts ist damit erreicht. Hast du nicht schon genug von mir erpreßt? Soll ich mich dabei noch der Gefahr aussetzen, als Mitschuldiger deiner waghalsigen Tollheiten entweder dem Gesetze zu verfallen oder ausgelacht zu werden? Genug," schloß er in entschiedenem Tone, „ich gebe dir kein Geld. Das ist mein letztes Wort. Sei klug, Bibulus."

„Dein letztes Wort?" fiel Bibulus, bleich vor Zorn, ihm in die Rede. „So klug wie jetzt und so voll Scheu vor dem Gesetze bist du nicht immer gewesen und auch andere Leute nicht, an welche du dich einstmals zur Ausführung deiner Pläne gewandt hast. Gaben diese dir auch den wohlfeilen Rath: »Sei klug!« statt sich zu deinen Mitschuldigen zu machen?"

„Ich habe nie etwas gethan, das mir Gewissensbisse verursachen könnte."

„Wie?“ schrie der Vesta-Priester. „Wo ist denn dein Vater? Kennst du den Mann nicht mehr, der ihm das Gift gab, das dir so schnell zu seinem Erbe verhalf?“

Sedatus erblaßte. Er warf einen flehendlichen Blick auf den in drohender Haltung vor ihm stehenden Priester.

„Bibulus, schweig von diesen Dingen, ich bitte dich. Oder sprich wenigstens leise. Meine Frau und meine Kinder nebenan könnten dich hören.“

„Ha, ha!“ hohnlachte der Priester mit grausamer Ironie. „Ich soll leise sprechen! Wie wär's, wenn ich hinüberginge zu deiner Frau, um ihr leise, ganz leise in's Ohr zu sagen, daß du mit eigener Hand ihre Vorgängerin im Bette erdolcht hast, weil das edele Weib von deiner am eigenen Vater begangenen Unthat erfahren hatte und nach dieser Mitwissenschaft keine Ruhe mehr finden konnte?“

„Ich beschwöre dich, halt' ein!“ rief Sedatus und griff mit seiner Hand in den Busen, als suche er sein Stilet.

Bibulus hielt ihn scharf im Auge. Ohne eine Miene zu verziehen, zog er ein kurzes, breites Messer aus einer grobledernen Scheide. „In der Gesellschaft von Männern gleich dir, muß man für alles sorgen. Sieh her, du wirst mir Vorsicht nicht absprechen.“

„Bleiben wir Freunde,“ bat Sedatus heuchlerisch, indem er eine wahre Armsündermiene annahm.

„Darum handelt es sich nicht. Es handelt sich um....“ hier machte er mit der Hand die Bewegung des Geldzählens.

„Und wenn ich trotzdem dein Verlangen abschlüge?“

„Nun, mich würde es nur einen Gang zum Präfecten

kosten, dich dein Leben und dein Vermögen. Daß mich daran die Aussicht, mein eigenes Leben auf's Spiel zu setzen, nicht hindern könnte, weißt du aus unserer langen Bekanntschaft gar gut. Ich habe es zu oft um anderer Kleinigkeiten willen gewagt, um es nicht einmal für die Rache an einem Feigling, wie du bist, in die Schanze zu schlagen."

Sedatus wußte, daß diese Drohung bei einem Menschen wie Bibulus etwas mehr als ein Schreckschuß war. Er besann sich einen Augenblick.

Bibulus kannte seinen Helden und ersah darin alsbald die Einleitung zur Nachgiebigkeit. Das Zögern dauerte ihm jedoch zu lange. Er unterbrach es mit der höhnischen Frage: „Wird dir der Entschluß schwer? Spute dich!"

„Wenn ich die Gewißheit hätte, daß du mich in Zukunft nicht mehr belästigen wolltest, würde ich diesmal nachgeben."

„Das liegt in deiner Hand. Gib mir jetzt eine Summe, die das Wiederkommen unnöthig macht."

„Es sei, ich gebe dir 20,000 Sesterzen."

„Knickerei! Meine Hand wird kaum voll davon, wenn du mir sie in Gold auszahlst."

„Nun du sollst 40,000 haben, damit deine beiden Hände voll werden. Dann aber . . ."

„Das würde allenfalls genügen, um die ersten Ausgaben zu bestreiten, aber ich müßte bald wiederkommen."

„Willst du mich ruiniren?"

„Pah! Sedatus, du scherzest. Du bist reicher als Cäsar; die Sesterzen zählt man bei dir nach Millionen. Hat nicht neulich bei einem Feste eine deiner Töchter einen Schmuck getragen von zehn Mal vierzig Tausend im Werthe?"

„Die Leute übertreiben, Bibulus.“

Der Senonier, wollte er anders den vertrauten Freund los werden, mußte ihm zu Willen sein. Unter Sträuben legte er den angebotenen aber verschmähten 40,000 Sesterzen noch Einiges zu und der Vesta-Priester ging, ohne es der Mühe werth zu halten, sich zu bedanken. Auf der Thürschwelle wandte er sich noch einmal boshaft lächelnd um, und rief: „Auf Wiedersehen!“

Bibulus kehrte nicht in die Vorstadt Vivus zurück, sondern wandte sich zu einem der verrufensten Quartiere der Stadt, ganz nahe am Ufer der Icauna. Er trat in eine enge, schmutzige Gasse, deren hohe, feuchte Häuser halb zerfallen waren und wie ausgestorben schienen; die winkelige, unregelmäßige Bauart derselben vermehrte ihr widriges Ansehen. In einem der letzten Häuser dieser Gasse verschwand der Priester.

Wir müssen in unserer Erzählung einmal zurückgreifen, um die Verhältnisse kennen zu lernen, welche die Umwandlung des Tempels der Vesta in eine christliche Kirche veranlaßt hatten.

Sabinianus hatte die Zahl der Gläubigen unaufhaltsam wachsen sehen, und da er kein Gebäude wußte, das groß und würdig genug sei für die Feier der christlichen Geheimnisse, richtete er sein Augenmerk auf den Vesta-Tempel, der ohnehin nur mehr schwach besucht wurde. Der Bischof trat — Bibulus und Sedatus waren eben nach Rom abgereist — in Begleitung der angesehensten Christen der Stadt vor den Präfecten Leodorich mit der Bitte, ihm das Gebäude zum gottesdienstlichen Gebrauche zu überlassen. Der Präfect hatte zwar noch einige Bedenken,

aber er selbst stand nach jahrelangem Schwanken im Begriffe, den christlichen Glauben anzunehmen. Der erkannten Wahrheit und den Bitten seiner frommen, bereits Christin gewordenen Gemahlin wollte er nicht länger widerstehen und auch vor den Menschen seine Ueberzeugung bekennen. Beim Nachlassen der reichen Opferspenden waren die am Tempel angestellten Priester nach und nach davongegangen und so drang Sabinianus mit seiner Bitte durch. Mit Leodorich, so war es sein Wille, sollten seine Kinder, ein ihm kurz vorher geborener Sohn und seine um ein Jahr ältere Tochter als die Ersten in der neuen Kirche die Taufe empfangen. Dieses Beispiel, noch mehr aber die Rückkehr Excelsa's nach Senones, ihr ganz verändertes, durch lange, geistige Kämpfe und bittere Enttäuschungen wiedergeborenes Wesen, ihr inniges Verlangen nach der Taufe, bewogen auch den Gennorix, seinen judaistischen Stolz abzulegen und seine Herzenshärtigkeit aufzugeben. Gerade am Tage der Rückkehr des Bibulus wurde die Weihe des Vesta-Tempels zu einer Kirche des Erlösers vorgenommen. Leodorich nebst seinen Kindern empfing an demselben gleichzeitig mit Gennorix und Excelsa die Taufe, und die frühere Vesta-Priesterin reichte an der Stelle, wo sie früher in unbeugsamem Stolze dem Cultus eines Phantasiegebildes obgelegen, nun in aller Demuth als Magd Christi dem Victorinus ihre Hand.

VII.

Die Apostel Galliens.

Altinus hatte nach dem Auftrage des Sabinianus, dessen große Gemeinde in Senones seine beständige Gegenwart erforderte, von Ferrières aus mehrere Reisen in die übrigen gallischen Provinzen unternommen, in welche Simon Petrus nach und nach ebenfalls apostolische Männer geschickt hatte. So traten die Vorsteher der Hauptmissionsorte zur Christianisirung Galliens zu Rath und Unterstützung mit einander in Verbindung.

Wenige Tage vor der Einweihung des frühern Götzentempels zu einer christlichen Kirche traf Altinus, von Sabinianus berufen, in Senones ein. Zur Erbauung der Gläubigen erzählte er die vorzüglichsten Ereignisse bei der Gründung der Kirche in den übrigen Theilen des Landes und schilderte die Zustände der Bewohner vor und nach ihrer Bekehrung.

Das Antlitz des Altinus leuchtete vor Freude, als er erzählte, wie er Lazarus den Wiedererweckten von Bethanien, nebst seinen Schwestern Martha und Maria Magdalena in Massilia gesehen habe.

Nach der Herabkunft des heiligen Geistes hatten die Apostel in dem Hause des Freundes Jesu einen Betsaal geweiht. Als die ersten Verfolgungen über die Christen im Judenlande hereinbrachen, wurde das Haus zu einer allgemeinen Zufluchtsstätte. Im gereiftern Alter wurde Lazarus noch Bischof und ging als solcher nach der Insel Cypern. Von hier durch die sich ausdehnende Verfolgung vertrieben, begab er sich nach Massilia, der alten

Phocäerstadt, und gründete daselbst eine Gemeinde, die bald emporblühte.[1])

In Arelate[2]) hatte Altinus den Trophimus gesehen, einen andern Schüler Jesu, von Petrus in Rom geweiht und nach Gallien beordert.

„In Aransio,“[3]) erzählte Altinus, „begrüßte ich Eutropius, den Bischof dieser Stadt. In Antiochien geboren, ist er mit uns gen Rom gezogen, die Gebeine zweier der unschuldigen Kinder, die Herodes zu Bethlehem ermorden ließ, mit sich führend.[4])

„In der Hauptstadt der Landschaft Velaunia[5]) traf ich den Fronto und Georgius, den erstern als Bischof, den letztern als Priester, Beide wie wir mit Petrus von Jerusalem nach Rom übergesiedelt. Von dort durch den Apostelfürsten nach Gallien geschickt, hatten sie schon drei Tagereisen zurückgelegt, da starb Georgius, und in tiefster Betrübniß eilte der Bischof Fronto zu Petrus nach Rom zurück. Dieser gab ihm seinen Hirtenstab, um den Todten wieder zu erwecken. Auf das Gebet Petri geschah das Wunder und die Freunde setzten ihren Weg fort nach Aquitanien. In der Stadt der Velaver weihten sie, nachdem sie unzählige Bekehrungen gewirkt, dem Herrn ein Haus zu Seinem alleinigen Dienste. Ich habe darin der von Fronto an Georgius vollzogenen bischöflichen Weihe beigewohnt. Während dieser Letztere dort blieb, wandte sich Fronto nach Petricorium.[6])

[1]) Rhabanus Maurus, Liturgie von Marseille. — [2]) Arles. — [3]) Orange. — [4]) Leben des heiligen Eutropius. — [5]) Diese urbs velaunorum, später Vellava Anicium geheißen, ist das heutige Le Puy, südwestlich von Lyon. — [6]) Perigueux. S. die Acten der hh. Fronto und Georgius.

„Zu Averna,[1]) mitten im Herzen des Landes der Averner, hat Austremonius seinen Sitz. Seine Gemeinde wächst kräftig heran. Der Bischof baut eben an einer Kirche für seine Gemeinde. Viele Wunder, die der Herr dort auf seine Fürbitte wirkt, sind ihm Trost und Zeugniß für seine Mühen.

„Zu Lemovica[2]) predigt mit großem Eifer Martialis, dessen Jugendgeschichte uns Sabinianus erzählen wird; denn er hat sie mit erlebt."

„Als unser Herr," erzählte Sabinianus, „in Judäa im Stamme Benjamin lehrte, strömte viel Volk zu ihm; dasselbe trug ihm auch Seinen Lebensunterhalt zu. Besonders zeichnete sich dabei ein vornehmer Jude aus, Marcellus mit Namen, und dessen Weib Elisabeth. Sie waren verwandt mit Petrus und hatten einen einzigen Sohn, Martialis, der damals 15 Jahre zählen mochte. Als Marcellus und die Seinen nun die Predigt von der Buße hörten, wurden sie ergriffen und baten um die Taufe. Auf Befehl des Herrn empfingen sie dieselbe von Petrus. Der junge Martialis verließ den Apostel seit dieser Stunde nicht mehr. Beim letzten Abendmahle waren Martialis und Cleophas die Auserwählten aus vielen Schülern, die den Heiland bedienen durften. Als Christus nach der Auferstehung den Aposteln erschien und Fische und Honig mit ihnen aß, war auch Martialis zugegen; gleichfalls bei der Himmelfahrt, wo er mit den Aposteln den Segen des Herrn erhielt. Am Pfingsttage war er mit den Aposteln und Jüngern in dem Saale, in dem alle Anwesenden voll des heiligen Geistes wurden. Mit Petrus und vielen andern Schülern, unter denen auch Potentianus und ich

[1]) Clermont. — [2]) Limoges.

waren, kam er nach Antiochien und von dort nach Rom, wo er fast zu gleicher Zeit mit mir seine Mission in das Land der Gallier empfing."

So weit erzählte Sabinianus, Altinus fuhr fort:

„Es war dies ungefähr zwei Jahre nachdem Petrus seinen Sitz in Rom aufgeschlagen hatte. Der Herr war ihm erschienen und hatte ihn geheißen, den Martialis nach Gallien zu schicken. Sofort theilte der Apostelfürst diesem den Befehl des Herrn mit und gab ihm den Alpinianus und Austriclinianus zu Gefährten.

„Sie kamen nach Lemovica und wurden von einer vornehmen Matrone Namens Susanna gastlich aufgenommen. Im Hause dieser Frau befand sich ein Tobsüchtiger, der angekettet werden mußte, um ihn meistern zu können. Als nun die Matrone von den Wundern des Bischofs hörte, bat sie denselben, den Kranken zu heilen. »Wenn du glaubst,« sagte Martialis zu ihr, »so wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen.« Er machte dann das Kreuzeszeichen über den Kranken, und siehe, dessen Ketten zerbrachen und er war gesund. Die Matrone warf sich dem Martialis zu Füßen und bat um die Taufe. Sie und ihre einzige Tochter Valeria sammt ihrem ganzen Hause, zusammen sechshundert Seelen, Weiber und Männer, Sklaven und Freie, wurden in die Kirche aufgenommen. Der größte Raum in der Stadt war das Theater, und dort vor allem Volke predigte hierauf Martialis öffentlich den Gekreuzigten. Die über den Zulauf ergrimmten Götzenpriester ließen den Neuerer festnehmen, mit Ruthen streichen und in den Kerker werfen. Während er dort des Nachts eifrig zu Gott betete, wurde das Gemach auf einmal von einem wunderbaren Lichte erleuchtet; seine Ketten, wie die seiner Ge-

fährten, fielen von ihren Gelenken ab; die Thüre des Gefängnisses sprang weit auf. Die Kerkermeister sahen, was sich vor ihren Augen begab; sie warfen sich dem Martialis zu Füßen und bekannten sich zum Glauben. Zur selben Stunde erschütterte ein Erdbeben die Stadt unter Blitz und Donner. Voller Schrecken liefen die Heiden in ihre Tempel, um Schutz zu suchen. Die Götzenpriester aber, die sich an den Dienern Gottes vergriffen hatten, wurden vor ihren Augen vom Blitze getroffen und starben. Da lief das Volk zum Gefängniß, um die Schüler Christi zu befreien; sie warfen sich vor dem Martialis nieder und riefen: »Fremder Mann, den die Gottheit sichtbar beschützt, wenn du diese Todten wieder auferwecken kannst, wollen wir alles glauben, was du uns lehren wirst.« Der Bischof trat zu den Leichen und hieß sie sich erheben im Namen Christi, des von den Juden Gekreuzigten, aber am dritten Tage glorreich vom Tode Erstandenen. »Erwachet!« rief er, »und saget diesem Volke, was es thun soll!« Die Götzenpriester erhoben sich, warfen sich den Dienern Gottes zu Füßen und riefen: »Wir haben gesündigt wider euch. Es gibt keinen andern Gott im Himmel und auf Erden, als den ihr verkündet.« Am andern Morgen befahl Martialis, daß das ganze Volk sich versammele. Er taufte ihrer zweiundzwanzigtausend. Dann begab er sich in Begleitung dieser Schaaren nach dem Götzentempel, zertrümmerte die Statuen des Jupiter, der Diana und der Venus und weihte ihn ein zu einem christlichen Gotteshause unter Anrufung des heiligen Stephanus, des ersten Martyrs.“ [1])

[1]) Leben des h. Martialis, geschrieben von seinem Schüler, dem h. Aurelianus.

Aufmerksam waren die Gläubigen dem Berichte des Altinus gefolgt. Innige freudige Theilnahme an diesen wunderbaren Geschicken der jungen gallischen Kirche glänzte aus Aller Augen. Den Gefühlen aller Anwesenden gab Sabinianus Ausdruck, als er rief: „Wo ist ein Land, das so vom Herrn geliebt und bevorzugt ist?! Auf seine Eingebung sendet euch der Apostelfürst seine geliebtesten Schüler, und der Saat, von diesen gesäet, gibt er das fröhlichste Gedeihen!“

Den tiefsten Eindruck machte der Bericht aber auf Leodorich, der mit Victorinus zugegen war. Solch' sichtbare Erweise der Kraft Gottes gaben seiner innern Ueberzeugung jene Kraft und Festigkeit, die gerne Gut und Blut für Jesus Christus geopfert hätte. Selbst Victorinus gestand sich in heiliger Begeisterung, trotz seiner innigen Liebe zu Excelsa gebe es in seinem Herzen doch noch Etwas, das nicht von dieser überwunden werden könne, die männlich starke Liebe zu dem als Heiland der Welt Erkannten.

Jedoch mitten in diesen Tagen voll Frieden und Trost für Sabinianus unterließ er es nicht, auf nahe Stürme und Versuchungen hinzuweisen, die wild die letzten Jahre seines Lebens umtoben würden. Lebte doch der Geist des Bösen in Bibulus gleichsam verkörpert in seiner Nähe, sonder Ruhe Tag und Nacht sinnend, in dem Sturze des Christenthums Rache und Haß an seinen Feinden befriedigen zu können. Nicht als ob Sabinianus die Stunde des Kampfes und der Bedrängniß gefürchtet hätte! Er wußte, daß erst aus dem Streite die Sieger, aus der Prüfung die Bewährten hervorgehen. Und hatte der göttliche Meister seinen Jüngern etwas anderes verheißen, als Haß und Verfolgung, Drangsal und Noth?

Aber werfen wir einen Blick zurück, um die Umstände kennen zu lernen, unter welchen Bibulus nach Senones gekommen war, vordem er nach Rom abreiste. Nach der Rückkehr der beiden Druiden von Ferrières war seine Stellung im Carnutenlande täglich unhaltbarer geworden. Während Ker-Gwidion und besonders Hadden, gereizt durch das, was ihnen die Boten mitgetheilt hatten, täglich voll Vertrauen und Hoffnung der Ankunft eines Boten des Sohnes der Jungfrau entgegen sahen und ihre Brüder hoben und stärkten, arbeitete Bibulus im Druidencollegium unausgesetzt daran, durch Verleumdung des Christenthums die Gemüther zu entkräften und zu entmuthigen. Trotz der empfindlichsten Zurückweisungen durch Hadden und der energischsten Drohungen gegenüber seinem falschen Beginnen durch Ker-Gwidion konnte er sich noch nicht entschließen, das Heiligthum der Jungfrau zu verlassen. Excelsa und die Hoffnung auf ihre Hand fesselten ihn noch. Der Einfluß, den er früher in so verderbensvoller Weise über das Mädchen geltend gemacht hatte, schien jetzt unwirksam. Sein Benehmen an jenem schrecklichen Tage im Vesta-Tempel, sowie bei ihrer Entführung aus Senones hatte sie mißtrauisch gegen ihn gemacht. Sie beobachtete ihn scharf, seine bösen Absichten, seine moralische Versunkenheit, seine Impietät gegen alles, was Andern heilig war, entgingen ihr nicht. Mehr denn je mied sie ihn; mit jenem richtigen, feinen Instincte der bewußtlosen Unschuld gegenüber dem Laster, wich sie ihm aus wie ein scheues Reh. Bibulus aber hätte sich zur Abreise aus dem Carnutenlande, zu der ihn seine ganze Umgebung peinlichst drängte, nicht entschließen können, ohne vorher noch einmal sein Ansinnen an Excelsa zu erneuern. Hatte er doch Jahre lang gewartet und in-

mitten vieler Wechselfälle und Täuschungen auf einen Zufall gehofft, der den Widerwillen Excelsa's brechen könnte — und er sollte jetzt, ohne einen letzten Versuch zu wagen, alles aufgeben? Nein, dieser letzte Versuch sollte gemacht werden, und er sollte entscheidend sein. Mißlang er, so war Bibulus zu gehen Willens. Er trat hin vor Excelsa und begann ohne weiteres von seiner Liebe zu ihr zu sprechen.

„Schweige," rief ihm Excelsa voll Abscheu entgegen, „du kennst meinen Willen. Nenne deine Wünsche nicht rein; ich weiß, deine Frau lebt noch, und wenn auch das Gesetz und die Priester Rom's die Scheidung erlauben oder wenigstens dulden, so verabscheue doch ich sie. Und wie kannst du, ein Gallier, vergessen, daß unser Collegium sie verbietet, den Eingeweihten wie dem Volke?"

„Sollten wir," spöttelte, sie unterbrechend, der Priester, „uns nicht einmal eine Abweichung von den Gebräuchen gestatten dürfen? Wer weiß denn hier, daß ..."

„Weg aus meinen Augen!" donnerte Excelsa, auf's höchste erbittert über diese Zumuthung, in der sich ihr die ganze Versunkenheit dieses Menschen offenbarte. „Lieber sterben, als dir angehören!"

„Nicht so hochfahrend und stolz, schöne Excelsa!" fuhr in seinem kalten Tone der Priester fort. „Dein Trotz könnte dich gereuen, denn ich habe Macht, dich zu verderben."

„Ich thue nichts im Uebermuthe und unterlasse nichts aus Furcht, das weißt du. Was ich nach reiflicher Ueberlegung beschlossen habe, daran halte ich mit ganzer Kraft."

„Du weißt doch, daß Claudius Cäsar die Todesstrafe gegen alle Druiden ausgesprochen hat. Wie würde es dir

ergehen, wenn ich hinginge und aus deinem Anbeter dein Angeber würde? Ob deine Kraft, die du als dir eigen rühmst, auch dann noch bestehen würde?“

Statt über diesen Hohn entrüstet, über die Drohung beunruhigt zu werden, sah Excelsa dem einstigen Vesta-Priester fest in's Gesicht, ein feines Lächeln um die Lippen. Excelsa merkte, wie dies ihren Widerpart in Verwirrung setzte, und beschloß nun ihrerseits, diese Verwirrung zu steigern. „Wenn nun die von dir angerufenen Edicte Cäsar's dich träfen, Bibulus, anstatt mich?“

„Mich, erkläre dich deutlicher .... ich verstehe dich nicht ....“

„Ich glaube es. So höre denn, damit du vollständig über die Stumpfheit deiner Waffen in's Reine kommst. Ich bin entschlossen, den Druidencult aufzugeben, das Land der Carnuten zu verlassen und nach Senones zurückzukehren.“

„Zum Vesta-Tempel?“

„Nimmermehr. Ich werde die neue Religion annehmen und die starke Hand Leodorich's, der selbst im Begriffe ist, Christ zu werden, wird mich vor deinen Nachstellungen schützen.“

Wie versteinert stand Bibulus da. Er hatte sich aber bald gefaßt. Mit einem Blicke und einem Tone, der Excelsa erzittern machte, rief er: „Wohlan denn! du willst nicht Liebe, so werde dir denn Haß bis in den Tod. Und wenn ich noch nie einen Eid gehalten habe, den will ich halten: Von diesem Augenblicke an werde ich dich und die Deinigen rastlos verfolgen, überall, zu Land und zu Meer! Ueber deinen Untergang werde ich hohnlachen. Der Tag, wo ich dich vernichtet zu meinen Füßen werde winseln sehen, soll der schönste meines Lebens sein!“

„Die Gottheit, nach deren Wahrheit ich mich sehne, wird mir diesen Tag ersparen," sprach Excelsa ernst vor sich hin und begab sich alsbald, nachdem Bibulus sich entfernt hatte, zu Ker-Gwidion. Sie enthüllte diesem die Schlechtigkeiten des Bibulus und bestand mit Ernst und Nachdruck auf seiner Ausstoßung aus dem Collegium der Druidenpriester. Ker-Gwidion zögerte ihr zu willfahren. Wenn die ihm von Excelsa berichteten Thatsachen auch mehr als hinlänglichen Grund zu dieser äußersten Maßregel gaben, so mußte er, als Vertreter der Gemeinde, doch gegen die Rache eines solchen Menschen auf der Hut sein. Ker-Gwidion wußte recht wohl, daß die Gesetze und Strafen gegen die Druiden, wenn auch durch die politischen Verwickelungen in Rom einstweilen weniger gehandhabt und vollstreckt, doch keineswegs aufgehoben seien, und daß es nur des geringsten Anlasses bedürfe, das Feuer der Verfolgung von neuem und um so stärker wieder anzufachen.

„Sei klug, Excelsa," begann er, „und laß auch bei mir die Klugheit den Rathschluß gebären..."

„Weg mit jeder Klugheit, die Unehre erdulden mag!" fiel Excelsa, von dem Widerstande des Oberdruiden schmerzlich berührt, in's Wort. „Laßt nicht die Gegenwart eines solchen Scheusals laut wider euch zeugen!"

Sinnend ließ der Druide sein Haupt auf die Brust sinken, und eine Weile dauerte die Stille im Gemache. Endlich erhob Ker-Gwidion seine Augen zu der Jungfrau und sagte mit fester Stimme: „Excelsa, ehe die Sonne dort hinter die dunkeln Hügel hinabsinkt, ist Bibulus nicht mehr unter uns."

Sofort entfernte sich Ker-Gwidion, um dem Bibulus sein Schicksal zur Kenntniß bringen zu lassen. Dieser

nahm kaum Notiz von dem Boten; ohne die geringste Einwendung entfernte er sich.

In Folge dieser schimpflichen Ausstoßung war Bibulus plötzlich nach Senones zurückgekommen und hatte sich mit Sedatus in das Complott gegen Leodorich und die Christen eingelassen, dessen fruchtlosen Ausgang wir oben kennen lernten.

Excelsa, Victorinus, Gennorix und Leodorich, gerade die, gegen welche sich der Haß des Bibulus am meisten wendete, dachten in den ersten Tagen ihres friedlichen Seelenglückes nicht an die Gefahren, die ihnen von Seiten dieses Menschen drohten. Während ihre dankbaren Herzen keine andere Lust kannten, als aus allen Kräften den Sabinianus beim Aufbau des Reiches Gottes zu unterstützen, legte Jener die Minen, um es zu zertrümmern.

Altinus hatte außer den oben erwähnten Nachrichten über den Fortschritt der Kirche in Gallien noch eine besondere Botschaft an Sabinianus. Wir kennen sie bereits; sie betraf das Gesuch der Druiden um Boten des Evangeliums. Als nun in diesen Tagen auf's neue Gesandten der Druiden eintrafen, welche die Bitte wiederholten, zögerte Sabinianus nicht, ihnen zu willfahren.

Er betraute Potentianus, Altinus und Eodald mit dieser Mission. Er gab ihnen die nöthigen Vollmachten und empfahl ihnen, die Völker, welche sie auf ihrem Wege antreffen würden, und welche sich empfänglich erweisen würden für die Kunde des Heils, zu unterrichten. Rührend war der Abschied, den Potentianus von seinem Freunde Sabinianus und der Gemeinde nahm. Eodald verließ

freudig Heimath, Freunde, Glücksgüter und Angehörige, froh in jugendlicher Begeisterung, das Andern bringen zu können, was ihn selbst so glücklich gemacht hatte.

In Aurelianum [1]) hielten Potentianus und seine beiden Freunde an und predigten mit Erfolg. Potentianus wählte aus der Schaar der Gläubigen die Eifrigsten in der Erkenntniß und Heiligsten in der Ausübung der Heilskunde, unterrichtete sie gründlich und machte sie öffentlich zu Priestern, um nach seiner Abreise die Predigt fortzusetzen und die Sacramente zu verwalten. Er baute auch eine Kirche zu Ehren des Diakons Stephanus und setzte dann den Altinus als Haupt der neuen Gemeinde an seiner Statt ein, um mit Eodald die Reise in's Carnutenland zu vollenden.

VIII.

Der Tempel der Jungfrau.

Dumpfe Gerüchte von dem plötzlichen Tode des Claudius Cäsar waren nach Gallien gedrungen. Die Druiden begannen wieder aufzuathmen. Als sie gar vernahmen, der neue Cäsar wünsche um jeden Preis die Ruhe im Kaiserreiche aufrecht zu erhalten und wolle deshalb von der Verfolgung gegen sie abstehen, beschlossen sie, wieder öffentlich ihren Gottesdienst zu halten mit einer Feierlichkeit, die an die glorreichsten Tage ihrer Vergangenheit erinnern solle.

Sie kamen nun aus ihren Schlupfwinkeln hervor,

1) Orleans — Vies des saints de France par M. Ch. Barthélemy.

legten ihre Trauergewänder ab, und zeigten sich wieder öffentlich in Stadt und Dorf, indem sie das Volk zu der alten Verehrung der Gottheit aufriefen. Auf's neue sollten feierliche Gebete, wie die jetzige Generation sie von den Vätern her im Gedächtnisse bewahrt hatte, in den öffentlichen Versammlungen gesprochen werden, und ein allgemeines Sühnefest in dem Heiligthume der Jungfrau sollte diesem Wiederaufleben der alten Religion gleichsam die Weihe geben. Ringsum im Lande herrschte Freude und Begeisterung über diese Kunde; das Volk hatte seine ehrwürdigen Priester und ihre Gebräuche in den Tagen der Verwirrung und Noth nicht vergessen. Sie waren die letzten Stützen eines zusammenbrechenden, weil seines ihm eigenthümlichen Sinnes verlustig gehenden Volkes geblieben.

Zur festgesetzten Stunde — es war ein Herbsttag, hell und wolkenlos, wie zur Freude geschaffen — bewegten sich zahllose Schaaren gegen den heiligen Hain. Auf den Abhängen des Hügels wurden sie von den Druiden, deutlich aus der Menge hervorleuchtend durch ihre weißen Kleider, geordnet. Gegen das auf der Höhe des Hügels liegende Heiligthum hin, herrschte lautlose Stille. Dann begann der Zug die Höhe hinan, auf der seit unvordenklichen Zeiten die Gallier der Gottheit ihre Opfer dargebracht hatten.

Das Heiligthum selbst prangte in herrlichem Blumenschmuck. Die Statue der Jungfrau war von den Matronen der nahen Carnutenstadt sinnig mit Blumen geziert. Weihegeschenke aus edelm Metalle schmückten das Bild.

Auf den Stufen des Altars erblickte man die hohe Gestalt des Großdruiden, hervorragend über Alle in seinem oberpriesterlichen Gewande mit den Abzeichen seiner Würde:

dem Scepter und der goldenen Sichel. Neben ihm stand Hadden, gebeugt durch die Last des Lebens und der Jahre; der schneeweiße Bart berührte beinahe seine Kniee.

Sobald die Reihen innerhalb der Grotte und vor derselben aufgestellt waren, benachrichtigte man den Oberpriester davon. Feierlichen Schrittes stieg Ker-Gwidion die Altarstufen hinan und wandte sich gegen die Umstehenden. Lange und in sichtbarer Ergriffenheit sprach er von dem Leid und der Trübsal in den vergangenen Tagen, von all der Bitterkeit, die über das Volk und seine Priester gekommen, welche nach langer Trennung und nach starkmüthigem Widerstande gegen die fremden Bedrücker nun einmal wieder gemeinsam in dem altehrwürdigen Heiligthume der Nation zusammen beten könnten. „Mitten in dieser Freude jedoch," rief der Alte mit gehobener Stimme, „darf ich euch nicht verhehlen, wie dieses Heiligihum, das Bildniß der Jungfrau, unsere alten ehrwürdigen Ueberlieferungen, kurz alles zu dem Glauben mich hindrängt, daß wir an der Pforte zu einem neuen Zeitalter stehen. Das Licht, welches unsere Vorfahren leitete, ist theilweise verdunkelt, und wir tappen im Finstern. In die Schatten unserer Ungewißheit aber fallen neue Strahlen, die es mir verkünden: der Tag der Wahrheit, nach dem wir uns sehnen, nahe heran."

Noch waren diese Worte nicht über der unermeßlichen Schaar, die voll Staunen und Erwartung lautlos horchte, dahingeklungen, als sich eine sonderbare Bewegung der Menge mittheilte. Die Reihen des Volkes traten auseinander, und auf der Schwelle des Heiligthums erschienen zwei Fremdlinge. Druiden und Volk richteten ihre Augen auf sie. Die Würde in ihrer Haltung, das Gewinnende

in ihrem Blick und ihrer Miene hatte das Volk unbewußt zu beiden Seiten zurücktreten lassen, als es sie gewahrte. Meinten doch Viele, es seien Boten der Gottheit, die in dieser feierlichen Stunde unter ihnen erschienen, um an ihrer Freude Theil zu nehmen. Ein solches selbstbewußtes Auftreten hatten die Gallier mit solchem einnehmenden Wesen noch in keinem Sterblichen vereint gefunden.

In der That, Eodald und Serotinus hatten ihre Reise von Aurelianum in's Land der Carnuten beschleunigt, und als sie, hier angekommen, von dem großen Feste beim Heiligthume der Jungfrau vernahmen, ihre Schritte, von einer innern Stimme geführt, dorthin gelenkt.

Ker-Gwidion wußte sich von dem Gefühle heiliger Scheu, das auch ihn beim Anblicke dieser seltsamen Männer befiel, keine Rechenschaft zu geben. Er schritt die Altarstufen hinunter, trat den beiden Ankömmlingen entgegen und ihnen seine Verehrung bezeugend, fragte er: „Wer seid ihr, Fremdlinge, und was führt euch in's Land der Carnuten und in diese Versammlung?“

„Wir sind die Boten des Sohnes der Jungfrau,“ erwiderte Potentianus, auf die Bildsäule auf dem Altare hinweisend.

„Die Männer, welche von Rom kamen und die wir seit langer Zeit erwarteten?“

„Ja, ihr habt uns rufen lassen, damit wir euch das Wort der Wahrheit verkünden sollten.“

Die lautlose Stille in der Versammlung ließ dieses Zwiegespräch weithin vernehmen, und von Munde zu Munde pflanzte sich die Kunde davon fort bis zu den Letzten. Alle ahnten die große Bedeutung des Vorganges.

Ker-Gwidion aber faßte bei den letzten Worten des

Potentianus dessen Hand und geleitete ihn zu den Stufen des Altars. Potentianus bestieg dieselben und gab dem Volke mit der Hand ein Zeichen, daß er reden wolle. Mit einer Stimme fest und stark wie die Eichen des Landes, voll unerschütterlicher Ueberzeugung wie die Rede des Paulus vor dem Areopag in Athen waren seine Worte:

„Druiden, und ihr, Bewohner des Landes der Carnuten, ich grüße euch als Günstlinge meines Gottes. Mehr als irgend ein Volk der weiten Erde hat Gott euch geliebt, indem er euch das Geheimniß offenbarte, während ringsum die Völker im dichten Schatten der Unwissenheit blieben."

Ein zustimmendes Flüstern ging durch die Reihen der Hörer. Potentianus fuhr fort: „Der Gott des Himmels, der ein einziger Gott ist, weiß, daß ihr euch nach Gerechtigkeit und dem Lichte der Wahrheit sehntet, um gerade Pfade wandeln zu können. Er wollte euch dafür belohnen und prägte tief in euere Seelen die Ahnung von Seiner Größe und der Unermeßlichkeit Seines Wesens ein. Darum verschmähtet ihr es, Denjenigen, den der Erdball und die Himmel nicht fassen, dessen Geist aber alles durchdringt und alles weiß und alles kann, in einem Hause irdischer, hinfälliger Pracht zu ehren, wie die Götzendiener thun. Götzenbilder, stumm und kalt, und leblos wie der Stein, aus dem sie gebildet, mit einem Munde, der nicht spricht, mit Augen, die nicht sehen und Ohren, die nicht hören, habt ihr euch nicht gemacht."

Voll Bewunderung hingen die Druiden an dem Munde des Redners. Ihre Blicke bekundeten den Beifall, den sie ihm im Herzen zollten.

„Der unermeßliche, unendliche Gott, den wir anbeten, und der euch vor diesen Verirrungen bewahrte, war es, der einst euern Vorvätern die Prophezeiung werden ließ von seinem Sohne, die Kunde, welche Balaam den Magiern der Perser, euern Stammesgenossen, mittheilte. Ja, noch mehr: Er gab euch den Gedanken ein, der Jungfrau, die diesen Sohn gebären sollte, das Heiligthum und das Bildniß zu weihen, damit ihr stets an diesen Sohn erinnert würdet, von dem euch Heil und Friede kommen sollte. Druiden, und ihr fromme Bewohner dieses Landes, die Zeit der Erwartung ist dahin; ich komme, euch die frohe Botschaft zu bringen, daß der Sohn der Jungfrau geboren ist! Das Reis, das ihr so lange gesucht habt, und von welchem euere heilige Mistel, die von Menschen nicht gesäet wird, nur das Vorbild war, ist endlich der Wurzel Jesse's entsproßt. Der Erfüllung muß die Erwartung, der Wirklichkeit das Vorbild weichen. Nicht mehr des Nachts unter feierlichen Gebeten sollt ihr die Mistel in euere weißen Mäntel sammeln, sondern in euere Herzen sollt ihr die heilige Lehre, die Gott euch vom Himmel geschickt hat, aufnehmen und bewahren, daß sie euch von allem Irrthume heile, und von jeglichem Fehler: von der Trunksucht, von der Härte gegen euere Frauen und Kinder, von der Grausamkeit gegen euere Feinde, von aller Rachsucht und allem Leichtsinn, der sich für Männer, wie ihr seid, nicht ziemt, von allem Uebermuthe und allem Unmuthe. Der Sohn der Jungfrau ist in Judäa erschienen, hat drei und dreißig Jahre daselbst gelebt und große Dinge gethan in göttlicher Kraft. Von seinen Feinden ist Er dann an dem Kreuzesholz getödtet worden, nicht weil Er solches dulden mußte, sondern

weil Er's dulden wollte, um der durch unsere Fehler beleidigten Gottheit ein würdiges Sühnopfer darzubringen. Aus dem Tode erstand Er dann wieder zum Leben aus eigener Kraft, Seine göttliche Sendung zu besiegeln. Das Kreuz ist darum fortan der geheiligte Baum, jene gewaltige unerschütterliche Eiche, die ihr bisher verehrt habt und an deren Fuß ihr das Blut der Verbrecher ausgosset, in der Ahnung und zur Vorbedeutung, daß der Sohn der Jungfrau für die Sünden des ganzen Geschlechtes Sein Blut vergießen müsse. Sein Opfer ist für alle Zukunft das Opfer der Christenreligion, die ich euch verkünde. Doch nicht grausam und blutig wird es mehr dargebracht, sondern unter den Gestalten von Brod und Wein nach Art des Opfers Melchisedech's, wovon ihr die Ueberlieferung von Alters her unter euch bewahret. Aber auch diese Opfergaben waren bisher nur ein Sinnbild des Opfers, wie es der Sohn der Jungfrau eingesetzt hat. Unter der Gestalt dieses Brodes und dieses Weines ist durch die Kraft geheimnißvoller Worte wahrhaft Sein Leib und Sein Blut zugegen, denn Ihm ist von der Gottheit alle Gewalt gegeben im Himmel, auf Erden und unter der Erde."

„Deine Worte sind wunderbar," unterbrach ihn bewegt Ker-Gwidion.

„Unsere Herzen stimmen ihnen bei," riefen die Druiden.

„Du bist der Bote der Wahrheit," sagte Hadden, indem Thränen über seinen weißen Bart hinabrollten.

Ermuthigt durch so viele Beweise der Sehnsucht nach Wahrheit und Licht fuhr Potentianus nach einigen Augenblicken fort: „Es verlangt euch also Theil zu haben mit uns an dieser Gnade, deren Schatten und Bild schon ihr so geliebt habt?"

„Was sollen wir thun?“ fragte der Großdruide.

„Hier neben dem Altare sehe ich eine Quelle frisch-sprudelnden Wassers. Wollt ihr an der Quelle lebendigen Wassers Theil haben, die in's ewige Leben fließt, wollt ihr Theil haben an unserm Herrn und Meister, an seiner Wahrheit, so müßt ihr wiedergeboren werden durch die Taufe, auf daß ihr, die ihr ehemals Fremdlinge bei Gott waret, nun Kinder dieses unseres himmlischen Vaters werdet. Denn wie das Wasser des Leibes Unreinigkeit wegnimmt, so hat der Heiland, welcher vom Himmel kam, ihm auch die Kraft gegeben, unsere Schuld wegzunehmen, und uns zu Kindern Gottes zu machen, wenn wir uns im Glauben und Verlangen nach ihm damit waschen lassen. Petrus, das von dem Sohne der Jungfrau, vor Seinem Auffsteigen zum Himmel zu Seinem Stellvertreter auf Erden eingesetzte Oberhaupt unserer Kirche, lernte einst in Rom einige Druiden aus euerer Mitte kennen; er verkündigte ihnen die frohe Botschaft vom Sohne der Jungfrau und sie nahmen dieselbe freudig auf. Folget ihnen nach in der Erkenntniß und Umfassung der Wahrheit, auf daß ihr lebet!“ [1])

Tief hatten die Worte des Potentianus die Versammelten ergriffen. Der Oberste der Druiden trat vor, verbeugte sich vor ihm bis zur Erde und rief: „Du bist ein Bote des Himmels und bringst uns wahrhaft eine frohe Botschaft. Ja ich glaube, daß der Sohn der Jungfrau erschienen ist.“

„Wir Alle glauben es!“ riefen begeistert die Umstehenden.

„Und wollen deiner Lehre folgen,“ fuhr Ker-Gwidion

[1]) Vie des saints de France par M. Ch. Barthélemy.

fort, „nach den Geboten deines Meisters leben. Wir sind bereit, die Taufe zu empfangen.“

Laute Zustimmung von Druiden und Volk folgte diesen Worten.

Voll unbeschreiblicher Freude über den Segen, den ihm Gott auf seine erste Predigt im Lande der Carnuten bereitet hatte, ließ Potentianus sofort den Altinus herbeiholen, um ihn und Eodald im Unterrichte der neuen Katechumenen zu unterstützen. Bald waren Alle für den Empfang des Sacramentes der Wiedergeburt vorbereitet und Potentianus konnte den Tag für die große Tauffeierlichkeit festsetzen.

Dieselbe wurde an der Quelle in der Grotte der Jungfrau vollzogen. Eine ganze Woche strömten ohne Unterlaß die Druiden mit dem Volke herbei, um ihre Seele im Bade der Taufe zu reinigen.

Später wurde das Heiligthum der Jungfrau in eine christliche Kirche verwandelt, die heiligen Geheimnisse wurden in ihr gefeiert und das in Vorahnung heiliggehaltene Bildniß hatte endlich seine wahren und rechten Verehrer gefunden.

Doch der Geist der Finsterniß läßt sich nicht so leicht entthronen, wo er Jahrhunderte lang unbestritten geherrscht hat.

An demselben Abend, an welchem in dem Heiligthume der Jungfrau das Tauffest zu Ende ging, verfolgten zwei Reiter, dem Ufer des Auturus [1]) entlang, den Weg nach Carnutum. Durch eine Reihe von Lehmhütten, den dumpfen Aufenthalt einer in ihren Lebensgewohnheiten noch halb-

[1]) Der heutzutage Eure genannte Fluß.

barbarischen Bevölkerung, gelangten sie vor ein Gebäude von stattlichem Aeußern. Hier hielten sie, stiegen ab und traten ein. Auf ihre Frage, ob der Präfect sie empfangen könne, antwortete der zur Versehung des Pförtneramtes an das Thor angekettete Sklave: „Wer seid ihr?“

„Lasse dem Präfecten zu wissen thun, Bibulus sei von Senones gekommen und wünsche in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm zu reden.“

Der Sklave zauderte. Zu je mehr Drohungen und Flüchen Bibulus sich durch seine Ungeduld hinreißen ließ, desto unruhiger wurde der Sklave; Verwirrung und Angst sprachen aus seinen Zügen. „Mein Herr geräth leicht in Jähzorn,“ stammelte er endlich; „vor einer Stunde hat er mir den gemessensten Befehl ertheilen lassen, ihn nicht zu stören, komme auch, wer da wolle; er ist mit einigen Freunden zu Tische und ....“

„Allerdings ein wichtiges Geschäft,“ brummte Bibulus in den Bart. „Nichtsdestoweniger,“ fuhr er laut fort, „ist es durchaus nothwendig, daß du mich meldest.“

Erst die Versicherung des Bibulus, er wolle ihn vor aller Züchtigung schützen und die Störung verantworten, beruhigte halb und halb den zitternden Sklaven, der nun ein Signal gab. Sofort erschien einer seiner Mitsklaven, der die Anmeldungen und das Einführen von Besuchen zu besorgen hatte. Mit entschiedener Miene erklärte dieser, Quirinus, der Präfect, habe erklärt, an diesem Abende Niemand vorzulassen.

„Das Unglück über dich, wenn du uns nicht auf der Stelle zu deinem Herrn führst! Merke dir wohl: deine Zurückweisung könnte dir theuer zu stehen kommen, wenn der Präfect erfährt, um was es sich handelt.“

Eine solche Sprache bewog den Sklaven endlich, die beiden Fremden in das Vorzimmer des Speisesaales zu führen. Dort hieß er sie auf seine Rückkehr warten, während er selbst eintrat.

Quirinus befand sich mit vier Genossen bei einer schwelgerischen Mahlzeit. Der Statthalter der Carnuten war ein Mann von ungefähr 45 Jahren; er war eine kurze stämmige Gestalt mit breitem, stiermäßigem Nacken und einem feisten cynischen Gesichte; kalte Grausamkeit sprach aus seinem Blicke. Quirinus war ein Lebemensch, und zählte in allen Stücken zur großen Heerde Epikur's. In der Gegenwart dieses Römers durfte man nicht von großen Thaten sprechen, große Gedanken nicht laut werden, am allerwenigsten etwas von Tugend merken lassen; der Mensch kannte nichts als seine Lüste. Sittlichkeit, Selbstbeherrschung nöthigten ihm nur ein höhnendes Lächeln ab; die Lenker seines Handelns und Treibens waren die Lust und die Laune. Seit zwei Jahren stand er an der Spitze der Provinz. Im Anfange seiner Amtsthätigkeit ein erbitterter Verfolger der Druiden, begann er bald die Gefahren zu erkennen, die eine strenge Ausübung der in dieser Hinsicht bestehenden Gesetze für sein Leben und seine Ruhe mit sich brachten. Er stand von der Verfolgung ab, wozu auch die Nachricht vom Tode des Cäsars Claudius und die Ungewißheit über die Gesinnungen seines Nachfolgers nicht wenig beitrugen.

Die Ankunft des Potentianus und seiner Gefährten, der Eindruck, den ihre Predigten und ihr Beispiel auf die Bevölkerung machten, die zahlreichen Bekehrungen zu der neuen unerhörten Lehre, die große Feierlichkeit des Taufsfestes, alles das erfüllte Quirinus jetzt freilich mit Unruhe.

Noch war er aber ungewiß, ob und welche Maßregeln er gegenüber dieser neuen Bewegung ergreifen solle und könne.

Hatten im römischen Weltreiche die Christen in gewisser Beziehung auch einen viel schwerern Stand als die Juden — deren Nationalität war auch in religiöser Beziehung anerkannt und gesetzlich berechtigt, so daß sie selbst in den Gerichtshöfen, bei Eidesleistungen und ähnlichen Veranlassungen jeder, ihr Gewissen verletzenden Zumuthung, unter Berufung auf ihre Privilegien mit Erfolg widerstehen konnten, — so hatte es, abgesehen von gewaltthätigen Verfolgungen, doch seine Schwierigkeiten, die Ausbreitung der Christuslehre mit legalen Mitteln zu hemmen und die Ausübung ihres Bekenntnisses durch gesetzliche Organe zu hintertreiben. Man darf den Maßstab eines modernen absolutistisch regierten Staates durchaus nicht an die römische Staatsverfassung anlegen. Selbst in den schlimmsten Zeiten der Kaiserperiode gab es in diesem Weltreiche sehr viel persönliche Freiheit, welche das Wachsthum der neuen Religion begünstigte. Die Hauptstützen eines absoluten Staates nach der neuern Form sind eine mächtige über das Land vertheilte Armee, eine überall gegenwärtige Polizei, ein Staatsmonopol des Unterrichts und der Schulen, eine Censur der Presse, und vor allem eine nach dem Princip der Staatsallmacht gebildete, in alles eingreifende, alles bevormundende Verwaltung, welche, mittels eines Heeres von besoldeten Beamten geübt, wie ein ungeheueres Netz über Land und Volk ausgespannt und jede Regung unabhängiger, gemeinschaftlicher Thätigkeit argwöhnisch niederhält. In einem so geordneten Staate würde die christliche Kirche, wenn sie sich überhaupt zu bilden vermocht hätte, doch — nach menschlicher

Berechnung — bald wieder zu Grunde gegangen, erstickt oder vertilgt worden sein.[1]) Aber die römische Staatsordnung bildete zu allem diesem einen fast vollständigen Gegensatz, und selbst den schlimmsten Tyrannen standen solche Mittel nicht zu Gebote, um das Reich zu regieren. Die Legionen standen meist an den Grenzen, nur in der Hauptstadt lagen die Prätorianer-Cohorten zum persönlichen Schutze der Kaiser. Ein umfassendes, zusammenhängendes Polizei-Institut gab es nicht und die moderne Polizei war überhaupt den Römern unbekannt. Für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit sorgten einige Beamte Aedilen und Prätoren unter dem Stadtpräfecten mit den einfachsten Mitteln. An eine Censur zur Ueberwachung der Literatur wurde nicht gedacht. Eben so wenig gab es ein System des Staatsunterrichts. Lehre und Erziehung war eigentlich nur Privatsache. Im Ganzen wurde überhaupt sehr wenig regiert. In den Provinzen befanden sich außer den Proconsuln oder Präfecten und ihren Schreibern und Dienern nur Beamte für die Steuern und die Post. Die Verwaltung wurde zum größern Theil durch die Gemeindebehörden geführt, deren Mitglieder, da sie ohne Besoldung dienten, schon deshalb nicht begierig waren, ihren Geschäftskreis durch Vielregiererei zu vergrößern und zu erschweren. Nur unter solchen Umständen war es den Christen möglich, sich ungeachtet des allgemeinen Hasses und Argwohns, der auf ihnen, als einer Rotte heimlicher Uebelthäter von Anfang an lastete, zu behaupten. Dabei kam ihnen zu Statten, daß eine große Menge von Collegien und manchfachen Sodalitäten und Corporationen, zu Zwecken

[1]) Joh. Jos. Ign. v. Döllinger: „Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung."

des gemeinsamen Nutzens und Vergnügens bestand, welche einer sehr freien Bewegung genossen und vom Staate geschützt wurden, obgleich bei den römischen Juristen der Grundsatz galt, daß Staatsautorisation zum gültigen Bestehen einer Genossenschaft erforderlich sei, und also zwischen erlaubten und unerlaubten Vereinen scharf unterschieden wurde. Aber schon die große Menge von Vereinen machte eine genauere Ueberwachung derselben unthunlich, so daß sogar die strengen kaiserlichen Edicte gegen die den gallischen Nationalhaß gegen die Römer unterhaltenden Druiden nur in seltenen Fällen ausführbar wurden. So hatte denn der Freiheitssinn der Christen einen weiten Spielraum. Allerdings gab es damals wenig politische Freiheit, wenn die Theilnahme an der obersten Regierungs- und Gesetzgebungsgewalt darunter verstanden wird: aber danach waren die Christen auch nicht lüstern. Selbst wo sie dieselbe in Händen hatten, war sie ihnen, wie wir an dem Präfecten Leodorich sehen, bei dem ganz vom Heidenthum erfüllten und durchzogenen Staatswesen fast nur ein Fallstrick und eine Last.

In seiner Ungewißheit, ob und wie er sich der Verbreitung der Neuerung widersetzen solle, hatte Quirinus einige Freunde zu sich gebeten, um ihren Rath zu hören. Dieser mußte bei deren sittlicher Verkommenheit natürlich zu Ungunsten der neuen Lehre ausschlagen, und der Präfect hatte den Entschluß gefaßt, selbst mit Gewaltmitteln der Ausbreitung widersinnigen Unfugs, wie er es nannte, entgegen zu treten. So traf ihn Bibulus.

Bibulus hatte früher dem Präfecten in der Ausspionirung des Druidencollegiums treffliche Dienste geleistet; daher ihre Bekanntschaft. Auch mehrern Gewaltstreichen des Präfecten gegen einige Mitglieder des Collegiums war

er nicht fremd geblieben. Bei der Gleichheit ihres sittlichen Zustandes, indem Keiner von ihnen ein Bedenken in der Wahl der Mittel zu ihren vermeintlich guten oder offenbar schlimmen Zwecken kannte, war es nicht zu verwundern, daß sie bald auf dem Fuße großer Vertrautheit mit einander lebten. Darum hatte Bibulus, als er sich von Carnutum entfernen mußte, kein Bedenken getragen, den Präfecten in seine Pläne gegen Leodorich und die Christen einzuweihen.

Bei dem ersten Worte des die beiden Eindringlinge anmeldenden Sklaven verfinsterte sich das Gesicht des Präfecten: man hatte es gewagt, seinem gemessensten Befehle zuwider ihn zu stören. Aber kaum hörte er den Namen des Bibulus, als seine Züge sich wieder erheiterten und er den Genannten sammt seinem Begleiter, dessen Namen zu nennen Bibulus sich weigerte, einführen ließ.

Sofort erschien der alte Vesta-Priester, hinter ihm der Unbekannte, ein junger Mann von hoher Gestalt in römischem Gewande. Sein Gesicht war bleich, seine Wangen eingefallen; aus den dunkeln Augen strahlte ein Feuer, dessen Unheimlichkeit durch ihre unabläßige Beweglichkeit und Unruhe noch erhöht wurde. Eine lange Narbe entstellte das Gesicht, welches glatt rasirt war. Wie um diesen widerlichen Anblick recht scharf hervortreten zu lassen, trug er die Haare kurz abgeschnitten.

Trotz seines nicht gerade zierlichen Auftretens zeigte der eben Geschilderte bei seinem Eintritte in den Saal nicht die geringste Befangenheit. War es wirkliche Ueberlegenheit oder Unverschämtheit, genug, es schien, als wolle er dem Herrn des Hauses trotzen, oder doch wenigstens sich als Seinesgleichen gehalten wissen.

Beim Anblicke dieses Mannes schreckte Quirinus zusammen; er erhob sich von dem Polster, auf dem er zu Tische lag, eilte dem Bibulus entgegen, küßte ihn auf beide Wangen und reichte dann, zu dem jungen Manne gewendet, diesem die Hand. Der Gefährte des alten Vesta-Priesters schien dieses freundliche Entgegenkommen des Präfecten kaum zu beachten. Etwas wie Zornesgluth überflog das Gesicht des Letztern, aber er faßte sich. Er lud seine neuen Gäste ein, an seiner Seite Platz zu nehmen, und gab den aufwartenden Sklaven den Befehl, das Mahl von vorn zu beginnen.

Einige Minuten herrschte Stillschweigen. Ausgewählte Weine lösten aber bald die Zungen.

„Auf deinen Besuch, Bibulus," begann endlich Quirinus, „hatte ich nicht so bald gerechnet; ich glaubte dich in Senones."

„Ich wäre ohne Zweifel noch dort, wenn nicht Dinge der sonderbarsten Art dort vorgefallen wären. Denke dir, ein gewisser Sabinianus, von dem du gehört haben wirst, hat eine vollständige religiöse Umgestaltung in Senones zu Wege gebracht."

„Possen für das Volk!"

„Urtheile nicht so leicht darüber, Präfect. Was ich davon gesehen habe, sieht sich wenigstens nicht so possenhaft an, wie du dir vorzustellen scheinst. Nicht der leicht bewegliche Haufen allein bekennt sich zu dem neuen Glauben der Christen, sondern auch mehrere der Angesehensten der Stadt; selbst Leodorich, der Präfect, dein werthgeschätzter College im Amt, ist angesteckt davon und scheint sich behaglich dabei zu fühlen."

„Leodorich? .... du scherzest!"

„Mit nichten! Ich erzähle nur, was ich mit diesen meinen Augen gesehen habe. Vor einigen Tagen wohnte ich einer Versammlung der Christen bei. Leodorich war's, der an erster Stelle unter den Eingeweihten betend auf den Knieen rutschte."

„Wenn du wahr berichtest, Bibulus, wie ich nicht mehr zweifele, so erfordert die Sache allerdings unsere Aufmerksamkeit und nähere Erwägung."

„Das ist noch nicht alles. Excelsa, die frühere Vesta-Priesterin, die schöne Druidin, von der ich dich so oft unterhalten habe, ist Christin, ist die Gattin des Victorinus, eines der eifrigsten Anhänger der Lehre des Sabinianus."

„Wie? Und du hast das Zustandekommen dieser Ehe nicht verhindert?"

„Was hätte ich gegen diese Intriguen vermocht? ich allein einem fanatischen Pöbelhaufen gegenüber?"

„Aber wo war denn Sedatus, dein sonstiger Genosse und Helfer?"

„Schweig mir von diesem Menschen! Ich mag seinen Namen nicht mehr hören. Er ist und bleibt ein elender Feigling. Trotz meiner inständigsten Bitte weigerte er sich geradezu, meine Pläne zu unterstützen. Doch genug für jetzt! Später mehr davon." Bei diesen Worten schweifte der Blick des Bibulus über die Tischgenossen des Quirinus, die aufmerksam zuhörten. Der Gefährte des alten Vesta-Priesters aß und trank ohne aufzusehen mit einem Selbstgenügen und einer Ruhe, als ob Quirinus und Bibulus gar nicht da seien. Nur bisweilen umflog ein sarkastisches Lächeln seine dünnen Lippen, während ein sonderbares Feuer in seinem Auge aufleuchtete. Quirinus

verhielt sich ihm gegenüber in scheuem Schweigen. Da der Unbekannte sah, daß Niemand aus der Gesellschaft sich an ihn wandte, nahm er nun seinerseits das Wort: „Die Stadt Senones ist übrigens nicht die einzige in Gallien, wo die Christen ihr Unwesen treiben; das, denke ich, müßte doch Niemand besser wissen, als unser Gastfreund Quirinus, der Präfect der Carnuten.“ Die Stimme des jungen Mannes klang so schneidend scharf, daß sie das Gehör verletzte; dazu gab er den Worten eine Betonung, die wie Vorwurf klang. Er redete übrigens im reinsten, untadelhaftesten Latein.

Quirinus fühlte den Stachel und suchte dagegen zu lecken. Er erwiderte: „Die Prediger der neuen Lehre sind erst seit Kurzem unter uns. Sie haben eine Zusammenkunft mit den Druiden veranstaltet, und diese haben ihnen ihr Heiligthum übergeben und selbst nebst einer Menge Volks die Taufe empfangen.“

„Wäre das nicht zu hindern gewesen?“ fragte der junge Mann.

„Wohl wäre es das, Nerses, aber das Uebel war zum Theil schon geschehen, als ich erst Nachricht von der Ankunft der Neuerer erhielt.“

„Du wachst schlecht über die vom Kaiser dir anvertraute Provinz. Wenn man in Rom solches erführe, man könnte Lust bekommen, dich einmal dort zu sehen.“

„Du urtheilst scharf.“

„Nicht ohne Grund.“

„Ich bestreite es nicht. Indeß,“ fuhr Quirinus mit erzwungenem Lächeln fort, „ich hoffe auf deine Nachsicht.“

Nerses blieb ernst. „Wozu meine Nachsicht?“ fragte

er, ohne eine Miene zu verziehen. „Du bist Präfect der Carnuten, ich habe weder über dich noch einen Andern irgend welche Autorität.“

„So rechne ich, wenn du es so lieber willst, auf dein Wohlwollen.“

„Das mußt du dir verdienen.“

Quirinus knirschte mit den Zähnen und schwieg. Seinen Tischgenossen Bibulus ausgenommen, schien der ganze Auftritt ein Räthsel. Sie wußten sich nicht zu erklären, wie der Herr des Hauses, das Haupt der Provinz, vor einem Menschen, der, wie es schien, nicht einmal ein öffentliches Amt bekleidete, und durch sein Benehmen an die niedrigste Menschenklasse erinnerte, auf so demüthige Art zurückwich. Dies Räthsel wäre ihnen noch verwickelter erschienen, wenn sie den Schlupfwinkel gekannt hätten, von wo Bibulus den Nerses hergeholt hatte.

Auch unsern Lesern haben wir noch Auskunft darüber zu geben.

Wir sahen, wie Bibulus nach seiner Begegnung mit Sedatus in eine der Vorstädte von Senones, dicht am Ufer der Icauna, eilte und dort in einem äußerlich halb zerfallenen Hause einer schmutzigen, krummen Straße verschwand. Auf ein von ihm gegebenes Signal hatte sich das Thor geöffnet. Er durchschritt die dunkele Hausflur, sowie ein an sie stoßendes Vorzimmer, das durch ein kleines Gitterfenster sein spärliches Licht empfing, und trat dann in ein weites Gemach, von wo ihm ein scharfer, ekelerregender Dunst, wie von einem übernächtigen, schwelgerischen Gelage, entgegenströmte. Der dumpfe Wirwarr von rohen, abgebrochenen Stimmen drang ihm entgegen. Rings hallte es von Flüchen und Verwünschungen Halbtrunkener.

Beim Herantreten des Bibulus verstummte das Geräusch einigermaßen. Ein junger Mensch, den wir später als Nerses kennen gelernt haben, erhob sich vom Tische, an dem in langer Reihe die Trinkgesellen saßen, und trat auf ihn zu. Er schien den Ankommenden erwartet zu haben.

„Nun?“ fragte Nerses den Bibulus halblaut.

„Ich komme vom Tempel, wo ich deine Nachrichten bestätigt gefunden habe. Auch bei Sedatus bin ich gewesen ....“

„Er ist einverstanden?“

„Durchaus nicht.“

„Dachte ich's doch. Er ist ein Feigling; ein Mensch ohne alle Energie. Da sieh' dir einmal die Burschen um dich herum an. Das sind Leute von mehr Kraft und Entschiedenheit.“

„Ich rechne auf dich und deine Gesellen.“

„Meine Burschen sind erprobt seit Jahren. Wie Kletten hangen sie an mir,“ grinste Nerses. „Sie gehen auf mein Wort in die Unterwelt und trinken Brüderschaft mit dem Höllenhund. Ich sage dir, Bibulus, die Thaten dieser Leute werden noch einmal als Heldenthaten besungen werden, wenn man die Berührung mit den armen Wichten heutzutage auch meidet, wie die der Pestkranken.“

Bibulus überlief es kalt, als er, diese mit Emphase gesprochenen Worte hörend, die zunächst sitzenden Gesellen etwas näher in's Auge faßte.

Der junge Mann fuhr fort: „Sie haben in mir aber auch einen Anführer, der ihrer werth ist. Ich muß mich meiner Ahnen würdig zeigen, damit das Blut, das in meinen Adern fließt, mich nicht Lügen straft. Auf welche

Art ich auch zu diesem edeln, rothen Safte gekommen sein mag, ich werde seinem erlauchten Ursprunge keine Unehre anthun."

Gegenüber der in diesen Worten und der Art und Weise, wie sie ausgesprochen wurden, zu Tage tretenden kalten, selbstbewußten, mit dem Verbrechen spielenden Verworfenheit gestand sich Bibulus ein, daß er ein Stümper gegen Nerses sei; obschon der ältere, war er an Entschiedenheit und Thatkraft doch ein wahres Kind gegenüber dem jüngern Nerses.

„Volvitur aetas: Die Welt ist rund und muß sich dreh'n," fuhr Nerses in demselben cynischen Tone fort. „Die Umwälzung, die jüngst in Rom vor sich gegangen, eröffnet mir herrliche Aussichten. Meine Verbannung geht zu Ende. Dann aber! .... Ha, ha! Ich habe in der Fremde eine gute Schule durchgemacht; kann's mir da in der Zukunft fehlen? Sagen nicht unsere Philosophen: Si praesens bene collocaveris de futuro tibi dubium non erit?"

„Jubele nicht zu früh! Noch ist Agrippina in Rom allmächtig."

„Die Tochter des Germanicus und ihr Regiment wird schon alt werden. Annos ruga indicat und dann *ἰδνοῖ γόνυ τὸ γῆρας*. Mit den Jahren werden unsere Ständer wackelig."

„Du bist wohl aufgelegt, Nerses; aber Scherz bei Seite. Bei meiner Abreise von Rom war von nichts anderm die Rede, als von den Ehrenbezeugungen, die Nero seiner Mutter erwiesen hatte und noch erweisen wollte."

„Der Komödiant!"

„Unter den Auspicien der Weisheit, sagt man, beginnt der junge Cäsar seine Regierung an der Hand des gefeierten Seneca, seines Lehrers in der Philosophie und der schönen Literatur, und unter Leitung des Afranius Burrhus, des großen Feldherrn und Staatsmannes."

„Unsinn! Was soll dergleichen Zeug bei einem blutjungen Menschen, der von allem dem noch keine Ahnung hat und nie Geschmack daran bekommen wird?"

„Gerade das Alter vom sechszehnten bis zum achtzehnten Jahre ist, dächte ich, empfänglich für alles Schöne und Große!"

„Pah! ich sage dir, der Sohn des Domitius und der Agrippina ist nur zu einem hohen Platze unter Leuten unseres Gleichen geboren. Ein Philosoph wird er so wenig wie ein Staatsmann. Laßt ihn denn wenigstens ein Mensch werden, der nicht umsonst auf der Welt ist! Als sein Vater die Nachricht von seiner Geburt erhielt, rief er aus: »Was kann denn von unserer Familie noch Gutes stammen?« Der Schwachkopf! Was wollte ich aus dem jungen Manne machen! Nach allem, was ich erfahren, ist eine tüchtige, selbstständige Kraft in dem Buben."

„Du glaubst also nicht, daß er sich auf die Dauer von seiner Mutter, diesem hochfahrenden Weibe, beeinflussen lassen wird?"

„Nero fürchtet seine Mutter — einstweilen noch — aber er liebt sie nicht. Ich kenne den Cäsar durch und durch; ich war Genosse seiner Spiele und des ihm ertheilten Unterrichts. Er verstand es immer besser, das Leben zu genießen, als ich. Es will mich bedünken, als wandele dich bisweilen die Begier an, moralische Vorlesungen zu halten, Bibulus. Ich sehe dir das nach; aber bei

dem Cäsar kämst du mit solchen Dingen an den rechten Mann! Der Princeps treibt, was er Lust hat, und thut wohl daran, sich von Keinem schulmeistern zu lassen. Jeder muß selbst wissen, was er zu thun hat."

„Aber was soll denn auf diese Art aus dem Reiche werden?"

„Darüber sei ruhig; die Welt verdient einen Tyrannen, und sie liebt ihn sogar, wenn die Tyrannei auf die rechte Art geübt wird. Gibst du ihr in gewissen Dingen nach, so erträgt sie viel."[1])

Während dieses Zwiegesprächs war das durch den Eintritt des Bibulus unterbrochene Lärmen im Saale wieder lauter geworden. Nerses ergriff die Hand des Freundes und führte ihn in ein anstoßendes Gemach, dessen Thüre er hinter sich schloß. Er setzte sich und winkte dem Gallo-Römer, dasselbe zu thun.

„Du bedarfst meiner," begann er, „sprich, was hast du vor. Lass' mich deine Pläne hören. Nur mache mir keine Phrasen, keine langen Redensarten, wenn ich bitten darf."

„Du mußt mir helfen mich zu rächen."

„An wem?"

„An Leodorich, Victorinus, kurz an diesem ganzen Christenvolke."

„Das heißt deutlicher gesprochen der letzte Zweck deiner Rache ist aber doch wohl der Besitz Excelsa's?"

1) Der Geschichtsschreiber Tacitus berichtet wirklich, das römische Volk habe Nero beweint und zurückgewünscht. Ja, sein Andenken war einem großen Theile des Volkes und der Soldaten so theuer, daß mehrere Betrüger eine Zeit lang ihr Glück machten, indem sie sich für Nero ausgaben.

„Ich will's nicht leugnen."

„Und was hast du als Ziel und Ende deiner Rache in's Auge gefaßt?"

„Der Präfect, Victorinus, Gennorix und ihre Freunde müssen ...." Hier machte Bibulus die Geberde des Verschwindens.

Mit fragender Miene legte Nerses die Hand an seinen Dolch.

„Ich dächte, wir brauchten das Mittel des Locusta?"

„Der Stahl ist sicherer als Gift."

„Aber für die Hand, die ihn führt, auch gefährlicher."

„Nun, der beste Weg mag sich noch finden. Beistand ist dir, so oder so, einstweilen zugesichert, jedoch nur unter einer Bedingung."

„Und diese wäre?"

„Du weißt, ich strebe nach der Hand der Modesta, der Tochter des Quirinus; dieser hat sie mir geradezu verweigert."

„Er weiß sicherlich nicht, auf welchen Rang du kraft deiner Geburt ein Recht hast."

„Daher ist es nothwendig, daß er dieses so bald als möglich erfahre, und zwar durch dich. Ich werde ihm einen meiner Freunde mit einer Botschaft schicken, um ihn von meinem baldigen Besuch in Kenntniß zu setzen. Du mußt mich jedoch dann nach Carnutum begleiten."

„Ich stehe zu Diensten."

Damit war die Unterhaltung beendigt. Zum Schlusse dieser Episode sei noch bemerkt, daß Nerses alsbald einen Boten an Quirinus geschickt hatte, der diesmal für den jungen Mann eine freundliche Einladung nach der Residenz des Präfecten heimbrachte.

Und nun zu dem Verlauf unserer Erzählung zurück. Die Leser wissen, wie Potentianus nebst seinen Gefährten, während Bibulus und seine Helfer auf ihren Untergang sannen, ihre Missionsreise in's Land der Carnuten vollendeten, und mit welch' wunderbaren Erfolgen dieselbe gesegnet war. Der Empfang des Bibulus und seines jungen Reisegefährten und das sonderbare Benehmen des Präfecten ist gleichfalls bekannt.

Nach beendigtem Mahle bot Quirinus seinen Gästen gastfreundlich seine Wohnung an; aber Nerses schlug die Einladung aus. „Ehe ich nicht die Gewißheit habe, ob ich dich als Freund ansehen kann, Präfect der Carnuten, kann ich unter deinem Dache nicht wohnen. Ich habe auch am Tische nur deshalb Platz genommen, um eine Gelegenheit zu finden mit dir zu reden. Einstweilen lebe wohl!"

Quirinus wagte keine Einsprache; verstimmt folgte er Beiden zur Pforte und bemerkte beim Abschied, er werde am folgenden Tage zu jeder Stunde, die ihnen beliebe, bereit sein, sie zu empfangen.

IX.

Modesta.

Am Abende vor dem Tage, an welchem Quirinus den Besuch von Nerses und Bibulus empfing — es war die gewöhnliche Audienzstunde des Statthalters — saßen in einem kleinen Gemache im Hause des Präfecten zwei Frauen am Fenster und arbeiteten an einer reichen Stickerei. Die ältere hatte ein ernstfreundliches Gesicht, das vordem selbst schön gewesen sein mochte. Die andere, welche höchstens

achtzehn Jahre zählte, in Wahrheit eine eben erblühende Rose, war eine wahre Engelserscheinung, so mild war der Glanz ihres hellen, freundlichen Auges, so lieblich das Lächeln, das auf ihre Lippen festgebannt schien.

Die eine der beiden Frauen war Amantia, die Schwester des Quirinus; die andere, Modesta, seine Tochter. Da Letztere drei Jahre vorher, noch in Rom, ihre Mutter verloren, hatte ihre Tante, die fast zu gleicher Zeit Witwe wurde ohne Kinder zu haben, in mütterlicher Liebe und Sorgfalt sich ihrer angenommen.

Amantia war eine jener Frauen, in deren reine Seelen die sittliche Versunkenheit der damaligen Zeit keine Schatten geworfen hatte. Ihr tadelloses Beispiel wurde der Anker, an dem das junge Herz ihrer Nichte einen Halt fand. Sie erbte von ihr die Liebe zur Zurückgezogenheit und einen heiligen Schrecken vor jedem Hauche der sittlichen Fäulniß, welche die Jugend auch im zartesten Alter schon vergiftete.

Was Wunder, wenn solche Seelen wie naturgemäß sich in den ersten Sonnenschein des Christenthums hinaufrankten! Sie hörten von der Ankunft des Potentianus, von den wunderbaren Wirkungen, welche die Predigt des Evangeliums begleiteten, und ein lebhaftes Sehnen ergriff sie nach diesem Worte des Lebens, das für reine Seelen die Bürgschaft der Wahrheit in sich selbst trug. Die beiden Frauen hatten die Gelegenheit einiger Ausflüge benutzt, um unbemerkt das Heiligthum der Jungfrau zu besuchen. Sie hatten, gleichsam dürstend nach Licht, den Unterweisungen des Potentianus und seiner Gefährten gelauscht und begehrten nun die Taufe.

In jener Abendstunde, wo sie so traulich in dem kleinen Gemache zusammensaßen, betraf ihre Unterhaltung diese

große Handlung, die bald an ihnen vollzogen werden sollte. Erzitterte die Seele der Modesta froh bei dem süßen Gedanken an die nahe Erfüllung ihres Herzenswunsches, so war dagegen in der Brust ihrer Tante auch Raum für Erwägungen nicht gerade so freudiger Art. Sie machte aufmerksam darauf, welche Versuchungen und Leiden schrecklicher Art auf sie Beide warten könnten, wenn sie den Namen Christen tragen würden. „Ich bitte dich, mein Kind," sagte sie, „täusche dich darüber nicht! dein Vater haßte die Druiden auf den Tod, weil er ihre Lehre zu streng fand; wie wird sein Zorn erst auflodern über den Ernst und die Sittenreinheit, welche das christliche Gesetz von seinen Bekennern verlangt!"

Bei dem Gedanken, daß ihr Vater keine Freude über ihr nahes Glück haben würde, drängte sich eine heiße Fluth aus Modesta's Augen.

Schon Potentianus hatte nicht verfehlt, Modesta auf den ihr drohenden Zorn ihres Vaters aufmerksam zu machen. Er hatte die beiden Frauen ernstlich ermahnt, mit sich zu Rathe zu gehen, ob sie geneigt seien und sich stark genug fühlten, diese Prüfung auf sich zu nehmen. Amantia und Modesta waren nicht vor dieser Aufgabe zurückgeschreckt; aber es war natürlich, daß die Schwester des Präfecten es für Pflicht hielt, die Worte des Potentianus mit Modesta zu erwägen, so oft sich Anlaß dazu bot.

Der Glaubensbote hatte ihnen vorgestellt, daß sie eine so unsäglich schwierige Stellung, als in welche sie als Christen einträten, sich kaum würden vorstellen können.

Gesetzlicher Schutz fehlte den ersten Christen gänzlich. Das ganze öffentliche und gesellschaftliche Leben im

Staat und im Volke war von heidnischer Sitte durchzogen, durch den Zusammenhang mit dem Götzendienste gefärbt. Wohin der Christ den Fuß setzte, begegnete er den Symbolen des heidnischen Cultus, wurde er, oft ehe er sich nur besinnen und ausweichen konnte, in die Theilnahme an heidnisch-religiösen Acten verwickelt. Wollte er sich ernstlich rein und unberührt davon erhalten, so blieb ihm fast nur gänzliche Absonderung und Einschließung in sein Haus übrig. Aber die so Zurückgedrängten trugen das Bewußtsein in sich, daß sie in dieser Zeit allgemeiner Fäulniß das Salz der Erde seien und bei der überhandnehmenden Rathlosigkeit und Unsicherheit in den großen Fragen des Menschengeschlechts das Licht leuchten lassen müßten vor den Heiden; daß Jeder von ihnen berufen sei, in seiner Sphäre für die Erweiterung der Kirche Sorge zu tragen. Das trieb sie wieder hinaus in die Kreise des Heidenthums, so groß auch die Gefahr war, in der Berührung mit so manchfachen Verderbnissen an der eigenen Seele Schaden zu leiden. In der ersten Zeit nach der Bekehrung mußte der Wunsch des Heiden-Christen, sich aus dem Kreise seiner bisherigen Bekannten und Verwandten zurückzuziehen, häufig jede andere Rücksicht überwiegen; und man begreift, daß schon an der Wiege der Kirche der Vorwurf des Menschenhasses erhoben wurde. Es mußten lange Jahre vergehen, bis die Christen durch die That die Heiden zu überzeugen vermochten, daß sie sich nicht nur untereinander liebten, sondern auch den Armen und Leidenden ohne Unterschied des Glaubens und der Nation hülfreiche Hand boten. Man wollte dies lange um so weniger glauben, als die geheimen, oft nächtlichen Zusammenkünfte der Christen, verbunden mit ihrer scheuen Absonderung, ihrem ängstlichen

Wesen und mit den von den Juden aufgebrachten und aus dem Oriente herübergetragenen Anklagen von Anfang an auch unter den Heiden die Sage erzeugt hatten, die Christen trieben in ihren Versammlungen Uebeles.

Das alles hatte Potentianus seinen Jüngern und auch den beiden Frauen vorgestellt, sie dann aber wieder ermuthigt und ihnen Mittel an die Hand gegeben, die feindliche Stimmung zu mildern. „Alle Menschen" hatte er ihnen gesagt, „sind zur Seligkeit berufen und darum betet für Alle und ehret Alle, nicht bloß jene, die eueres Glaubens, die euerer besondern Ehre würdig sind, sondern Jeden bloß deshalb schon, weil er Mensch, weil er nach Gottes Bilde erschaffen ist."

Nachdem die beiden Frauen durch die Rückerinnerung an diese Lehren sich das Herz in Hoffnung gestärkt, herrschte eine Zeit lang Stille in dem Gemache. Das Vertrauen auf jene Macht, die alles kann, verdrängte bald in ihren Herzen die Trauer gänzlich. Modesta trocknete ihre Thränen, und sagte heitern Blickes: „Ich kann die Worte nicht vergessen, die Potentianus gestern sprach, als er die Pflichten einer Jungfrau uns auseinandersetzte. »Die Unverheirathete« sagte er, »sorgt für des Herrn Sache, damit sie heilig sei an Leib und Seele, die Verheirathete aber sorgt für weltliche Dinge, wie sie dem Manne gefallen möge.« Und wie er dann beifügte, schon um der bevorstehenden Bedrängnisse halber sei die Freiheit der Gebundenheit vorzuziehen. Es ist nur ein Rath, den der würdige Lehrer gegeben hat; aber welch' ein himmlischer Beruf, dieses treue und ungetheilte Ausharren im Dienste des Herrn! Wie möchte man nach solchen Worten noch von einem Gatten dieser Erde hören?"

„Möge der Herr dir die Kraft geben, auf diesem heiligen Pfade zu wandeln!“ betete Amantia.

„Ja,“ rief in heiliger Begeisterung Modesta, „möge er mich hinnehmen als seine Braut, Er, das Ziel all meiner Wünsche!“

So unterhielten sich die beiden Frauen in frommer Erwartung ihrer Taufe. Am folgenden Tage, gegen Abend, als eben Bibulus und Nerses zum Besuche beim Präfecten eintrafen, verließen Amantia und Modesta heimlich das Haus und begaben sich nach der Grotte der Jungfrau, wo Potentianus ihrer wartete. Der Bischof hatte ihnen alle Vorsicht angerathen und ihnen gesagt, es werde außer Eodald und Altinus kein Zeuge bei der heiligen Handlung zugegen sein.

Die Schwester und Tochter des Quirinus empfingen unter Gebet und Aufgießen von fließendem Wasser die Taufe und langten eher wieder zu Hause an, als der Präfect mit seinen Genossen vom Mahle sich erhoben. Wie wallte das Herz der beiden Frauen in süßer Freude über, als sie einen Theil der Nacht hindurch in heißem Flehen dem Herrn für die Gnade dankten, die er ihnen erwiesen!

Gegen Mittag des folgenden Tages stellte sich Nerses auf's neue zum Besuche beim Präfecten ein. Die Kälte oder wenigstens die Befangenheit, mit der dieser ihn empfing, hieß ihn sofort auf den Zweck seiner Reise eingehen.

„Präfect der Carnuten! wie du siehst, bin ich deiner Einladung bald gefolgt.“

„Ich bin erfreut über deine Gegenwart.“

„Welchen Bescheid werde ich heute auf meine Bitte erhalten?“

„Du hast mich um etwas gebeten? Daß ich nicht wüßte....“

„Dein Gedächtniß scheint dich bisweilen im Stiche zu lassen.“

„Glaubst du denn, daß die Sorge um die Verwaltung meiner Provinz mir Zeit und Muße lasse....“

„Es ist wahr, Quirinus,“ fiel Nerses ihm in die Rede, „du bist mit Geschäften überladen und hast Niemand, der dir einen Theil dieser Last abnehmen könnte. Ich weiß deine seltenen Verdienste zu schätzen, deß sei versichert; du darfst auf meine Empfehlung und mein Lob beim Cäsar rechnen.“

Der sarkastische Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, trieb dem Präfecten das Blut in's Gesicht. Seine Zähne knirschten, Wuth kochte in seinem Herzen. Nur der durchdringende Blick, der ihn von dem dunkeln Auge des Nerses traf, hielt seine unbändige Natur in Schranken.

„Ich will deine Entschuldigungen hinnehmen,“ fuhr dieser fort, „und dein Gedächtniß nicht weiter auf die Probe stellen. Ich komme, um auf's neue um die Hand deiner Tochter anzuhalten.“

„Meiner Tochter?“ rief Quirinus, scheinbar überrascht.

„Ja, deiner Tochter,“ erwiderte kühl der junge Mann.

„Du wirst erlauben, daß ich dir einer solchen Zumuthung gegenüber mein Erstaunen nicht verhehle.“

„Erstaune immerhin; nenne, wenn's dir beliebt, mein Verlangen eine Anmaßung. Ich fahre fort in meiner Erklärung. Als ich verflossenes Jahr Modesta zwei Mal zu sehen das Glück hatte, sie, welche die so seltene Gabe

verrieth, mein Herz zu rühren, beschloß ich, sie zum Weibe zu nehmen."

„Genug davon."

„Du stimmst also zu?"

„Nein, ich verweigere dir das Mädchen."

„Bedenke wohl was du thust!"

„Wer bist du," brach der Zorn des Präfecten los, „daß du mir ungestraft zu drohen wagen darfst?"

„Gestern noch war ich ein elender Verbannter," fuhr in demselben kühlen Tone Nerses fort. „Jetzt ist es anders. Ich denke bald meine Heimreise nach Rom, meiner Vaterstadt, anzutreten; morgen ist vielleicht meine Macht größer, als du ahnst."

„Willst du vielleicht mit dem Titel eines römischen Bürgers pochen, dem einzigen Erbstücke, das du mir bieten könntest?"

„Ich poche nicht damit, ich besitze ihn zu eigen kraft meiner Geburt, die in gewisser Beziehung an Glanz und Erhabenheit nicht hinter die des Nero Cäsar zurücktritt."

„Hat dich der Uebermuth von Sinnen gebracht?"

„Da ist Bibulus, der mag dir Auskunft geben."

„Nerses redet die Wahrheit," bemerkte dieser. „Der junge Mann stammt aus einer der erlauchtesten Familien Rom's, deren Namen du später erfahren wirst."

„Mit diesem Bescheid kann ich mich nicht begnügen, wenn ich ihm meine Tochter geben soll."

„Die Mutter des Nerses," fuhr Bibulus fort, „war meine Schwester."

„Und sein Vater?"

„Weitere Mittheilungen darf ich dir augenblicklich nicht machen. Uebrigens sind seine Eltern beide todt."

„Das alles klingt ganz absonderlich!“

„Präfect der Carnuten,“ begann Nerses wieder in seinem eisigen Tone. „Du bist frei, du kannst über die Hand deiner Tochter verfügen, wie dir beliebt. Aber das schwöre ich dir beim Jupiter und allen Olympischen, sollten meine Hoffnungen durch dich zu nichte werden, du würdest es zu bereuen haben, ehe mancher Monat vorbei ist. Ich werde unverzüglich nach Rom abreisen, und du könntest bald die Erfahrung gemacht haben, daß ich etwas beim Cäsar gelte.“

„Diese Kunstgriffe, Freundchen, sind doch zu roh, um mich zu täuschen.“

Nerses erbleichte; er sah, daß der Präfect seinen und des Bibulus Worten keinen Glauben beimaß. Hastig zog er ein Elfenbein-Etui hervor, nahm einen Brief heraus und hielt ihn mit ungestümer Geberde dem Präfecten unter die Augen. Mit fast heiserer Stimme sagte er: „Betrachte diese Schriftzüge, lies den hier unten am Ende unterzeichneten Namen, besieh' dir genau das die Echtheit bezeugende Siegel, und dann sage mir, ob das alles auch ein Kunstgriff ist.“

„Ein Brief vom Cäsar?“ rief Quirinus, „und die Sprache der vertrautesten Freundschaft!“

„Hast du noch Zweifel?“

„Nein, in der That — ich gestehe — aber noch einmal, wer bist du denn?“

„Du wirst in diesem Augenblick vergebens versuchen, das Dunkel, das meine Geburt umgibt, zu durchdringen. Ich erneuere meine Bitte, Quirinus, um die Hand deiner Tochter.“

„Mag es denn so sein! Modesta soll deine Gattin

werden. Ich eile sogleich zu ihr, um ihr die Verpflichtungen mitzutheilen, die ich in Betreff ihrer gegen dich eingegangen hin!“

Nerses hatte seinen Zweck vollständig erreicht; er setzte einen nahen Zeitpunkt für die Abschließung der Ehe fest und trug nun auch kein Bedenken mehr, von der Gastfreundschaft, die ihm der Präfect in seinem Hause bot, Gebrauch zu machen.

Quirinus mochte, als er nach Verabschiedung des Nerses und Bibulus seine Schritte nach dem Wohnzimmer der Frauen lenkte, wohl fühlen, wie Unrecht er daran gethan habe, so ohne weitere Rücksicht auf die Willensmeinung Modesta's ihre Hand zu vergeben. Ohne jede Anmeldung trat er ein; aber vor Staunen über die Scene, die sich ihm darbot, blieb er wie zurückgeschreckt stehen. Amantia und Modesta lagen auf den Knieen, wie Betende. Verwirrt sprangen Beide, als die Thüre sich öffnete, auf und gingen dem Präfecten entgegen.

„Was soll das?“ fragte er, ohne die Bewillkommnung der beiden Frauen zu beachten.

„Mein Bruder,“ erwiderte Amantia, „dir galt unser Flehen zu Gott.“

„Von was für einem Gotte sprichst du?“ fragte ernst Quirinus.

„Von dem Einen Gotte, der Himmel und Erde und alles, was sie erfüllt, erschaffen hat.“

„Wo hast du denn diese sonderbaren Formeln her?“

Amantia merkte sofort bei dieser scharf betonten Frage, sie habe den Argwohn ihres Bruders erregt. Die Furcht, er möchte noch bestimmter nachforschen, gab ihr augenblicklich die Fassung zurück. Mit anscheinend auf-

geräumter Miene wandte sie sich auf's neue liebkosend zu ihrem Bruder und sagte in schalkhaftem Tone: „Pfui Bruder! die Schwester wie eine deiner Angeklagten zu behandeln! Ist es nicht gerade, als wolltest du ein Verhör mit mir anstellen?“

Quirinus lächelte und ließ sich zwischen Tochter und Schwester wieder. Er wandte sich zur Erstern und sagte: „Ich glaube, mein Kind, die Zeit ist da, wo wir an einen Gatten für dich denken müssen.“

Alles andere hätte Modesta ohne Erstaunen von ihrem Vater vernommen; diese Worte aber machten sie bestürzt. Noch vor wenigen Stunden hatte sie dem Herrn freudig mit jungfräulichem Herzen gelobt, ihm ganz anzugehören, und nun sollte sie schon zwischen ihm und einem irdischen Gatten ihre Entscheidung treffen. Ihr Vater saß da, ihrer Antwort harrend. Aber sie schwieg und wagte ihre Augen nicht aufzuheben. Sie bat den Herrn in ihrem Herzen, ihr doch das rechte Wort einzugeben.

Quirinus mochte sich wohl einbilden, seine Tochter fühle sich durch sein Ansinnen geschmeichelt, nur mädchenhafte Schüchternheit fessele ihre Zunge. Er fuhr deshalb fort: „Kraft der Gewalt, die mir die Bande der Natur wie unsere Gesetze über dich geben, habe ich dir den Gatten bestimmt, dessen Schicksale fortan die deinigen sein werden. Die hohe Stellung, die ihn erwartet, läßt ihn unserer Familie nicht unwürdig erscheinen; es ist Nerses.“

„Nerses!“ widerholte Amantia mit Entsetzen. „Bruder, hast du auch wohl bedacht, was du zu thun im Begriffe bist?“

„Kennst du denn den jungen Mann?“

„Mein verstorbener Gatte hat ihn gekannt und hat ihn oft in Rom im Hause des Domitius Oenobarbus gesehen. Keiner seiner Gesellen war so sittenlos und ausgelassen wie er. Als Agrippina zur Herrschaft gelangte, mußte er Rom als Verbannter verlassen. Er kam nach Senones, und man hat mir erzählt, sein Leben dort sei eine Kette von Zügellosigkeiten und Ausschweifungen in den niedrigsten, entehrendsten Lastern. Ist das der Gatte für deine Modesta! Was hat das Kind denn verbrochen, um an ein solches Scheusal überantwortet zu werden?“

„Von diesem habe ich nichts gewußt, als ich ihm mein Wort gab; aber das wird sich ändern, wenn er heirathet. Er vermag viel beim Cäsar.“ Diese Worte waren alles, was Quirinus gegen die ihn fast erdrückende Last dieser Beschuldigungen hervorbrachte.

„Aber spricht sein Gewicht beim Cäsar ihn denn frei von der Schande eines so schmachvollen Lebens?“ fuhr Amantia in heftiger Bewegung fort.

„Mich bindet mein Wort, wiederhole ich noch einmal.“

„O mein Vater!“ bat flehentlich Modesta. Dann erraffte sie sich zu entschiedenem Tone: „Vater, mein Wort bindet mich nicht. Nie, nie wird mein Mund zu solcher Vereinigung Ja sagen!“

„Du wirst nicht ungehorsam sein!“

„Vater, du weißt, mit welch' kindlicher Hochachtung ich dich liebe; aber bedenke: was Gott verwehrt, das sollen die Menschen nicht thun.“

„Welcher Gott ist das, auf den du dich da wieder berufst?“

„Der Einzige, der diesen Namen mit Recht trägt: der Gott, den die Christen anbeten.“

„Unglückselige!“ schrie Quirinus mit fast erstickter Stimme. „Also auch du bist eine der Verführten? Auch du glaubst an die wahnsinnige Lehre?“

„Ja,“ sagte Modesta fest, „der heiligen Christus-Religion anzugehören ist mein höchstes Glück. Seit ich ein Mal von dem Uebermaße jener reinen, ungetrübten Glückseligkeit gekostet habe, die Er gibt und die alle Macht der Welt nicht geben kann, kannte mein Herz nur noch den einzigen Wunsch, daß auch du, mein Vater, einst dieses Glück mit mir theilen mögest.“

„Wahnwitzige! Wer gab dir das Recht, die Götter des Kaiserreichs ohne meine Zustimmung mit einem neuen Aberglauben zu vertauschen?“

„Ich bin mir meiner Pflicht des Gehorsams gegen dich bewußt, und freudig will ich dir in allem folgen, nur nicht in dem, was gegen das Gesetz der erkannten Wahrheit ist; und was uns Christus verkündet hat, ist Wahrheit.“

„Du wirst nicht hartnäckig bei diesen Thorheiten beharren, meine Tochter,“ fuhr Quirinus in etwas herabgestimmtem Tone fort.

„Die Religion des Gekreuzigten ist nicht Thorheit; sie birgt die Schätze aller Wissenschaft und aller Reichthümer Gottes. Lieber werde ich sterben, als meiner heiligen Schwüre vergessen, die ich gestern vor dem Altare der Mutter des Heilandes feierlich geleistet!“

„Ha! so also!“ rief Quirinus in wieder aufflammendem Zorne. „Also in der Grotte der Druiden war es, wo du deinen neuen Glauben annahmst?“

Modesta sah sofort ein, wie unklug und unvorsichtig ihre Worte waren, und wie leicht der Präfect die Angaben,

die ihr entschlüpft waren, zu einer Verfolgung der Gläubigen benutzen könnte. Aber wie diese Gefahr beschwören? Sie wollte nicht die Unwahrheit sagen, und eine gefahrlose Deutung der Worte zu finden, dazu war sie zu unruhig und beängstigt.

Amantia bemerkte die Verwirrung und Beklommenheit Modesta's und beeilte sich, beizufügen: „Die Christen verehren die Mutter des Gründers ihres Glaubens. In diesem Punkte stimmen die Druiden des Carnutenlandes mit ihnen überein. Darum brauchst du also in der Grotte der Jungfrau nicht gerade einen Tempel der Christen zu vermuthen."

„Trotzdem hast du nicht den Muth, mich geradeaus des Gegentheils zu versichern!"

Nun schwieg auch Amantia.

Mit wüthendem Blicke maß der Präfect, ganz außer sich, die beiden Frauen. Dann wandte er sich auf's neue an Modesta und erklärte ihr mit einer durch seine Wuth bis zum Zittern entstellten Stimme, daß sie entweder die Gattin des Nerses werden oder sterben müsse.

„Wohlan, mein Vater," rief die junge Christin in heiliger Begeisterung, der die Betrübniß und Wehmuth ihres Herzens einen zarten, milden Ausdruck lieh, „sollte ich durch dich aus diesem Leben scheiden müssen, so weiß ich, daß meiner ein ewiges wartet, dessen Glückseligkeit unaussprechlich ist. Mein Blut, durch dich vergossen, soll zum Sühnopfer werden, das laut um Gnade und Erbarmen für dich bei Gott flehen wird."

„Genug des Wahnwitzes," stöhnte Quirinus, dessen mit Blut unterlaufene Augen und von Zorn hochgeröthetes Gesicht einen schrecklichen Anblick boten.

Quirinus sah ein, daß hier Drohungen und Gewalt unnütz seien; er suchte seiner Aufregung, so gut es anging, Meister zu werden. Er wurde ruhiger, seine Züge nahmen wieder einen mehr menschlichen Ausdruck an, und auf Modesta zutretend, ergriff er ihre Hand und sagte in fast bittendem Tone: „Mein Kind, willst du mich denn in den Abgrund jener unsäglichen Leiden stürzen, der sich durch deine Weigerung unter meinen Füßen aufthut?“

„Der Himmel weiß, wie theuer mir dein Wohlergehen und dein Frieden sind, wie gern ich sie selbst mit Aufopferung alles mir bestimmten irdischen Glückes erkaufen möchte!“

„Nun, dann höre auch auf mein inständiges Flehen, sieh', ich befehle nicht mehr, ich bitte.“

„Was hängt denn so Großes an der Verbindung, die du mir vorschlägst?“

„Die Fortdauer der kaiserlichen Gunst. Deine Einwilligung in die Wünsche des Nerses ist ihr Preis.“

„Diesen Zusammenhang verstehe ich nicht.“

„Der junge Mann übt, ich habe davon unwiderlegbare Beweise, über den jungen Cäsar einen mächtigen Einfluß aus. Sein Zorn träfe nicht dich, sondern mich. Nerses hat geschworen, daß, wenn er deine Hand nicht erhielte, seine ganze Rache mich treffen würde. Meine Stelle, mein Vermögen, ja vielleicht mein Leben stehen auf dem Spiele.“

„Lass' die ganze Wucht seines Zornes auf mich allein fallen; ich will alle Verantwortung für seine Zurückweisung auf mich nehmen. Sage ihm, daß ich deine Befehle wie deine Bitten zurückgewiesen hätte.“

„Was wird dies helfen? Er wird trotz dieser Versicherung mich für deinen Mitschuldigen halten.“

Den Quirinus überschlich bei der unüberwindlichen, ruhigen, aber entschiedenen Weigerung Modesta's ein Gefühl der Verzweiflung; seine ganze Wuth brach auf's neue los. Da er aber schließlich sah, daß Modesta trotz ihrer schmerzvollen Erregung in schweigender Entschlossenheit verharrte, daß all sein Toben nichts helfen würde, eilte er hinaus, schloß heftig die Thüre hinter sich und zog sich in sein Gemach zurück. Dort ging er eine Zeit lang in wilder Aufregung auf und ab und suchte vergebens seine Gedanken über das, was er nun beginnen sollte, zu sammeln. Nach Verlauf einer Stunde suchte er den Nerses auf, den er mit Bibulus zusammen traf.

„Ich bin der unglücklichste aller Menschen," begann er.

„Was ist denn vorgefallen?" fragte der junge Mann.

„Ich verließ euch, um Modesta von unserm Abkommen in Kenntniß zu setzen. Dies ist geschehen ..."

„Nun, und wie hat sie es aufgenommen?"

„Sie weigert sich."

Nerses wurde blaß. Er suchte seine Wuth zu verbergen und fragte mit mehrfach versagender Stimme: „Ich gefalle ihr also nicht?"

„Sie weist dich aus andern Gründen zurück."

„Aus andern Gründen? .... Gründe wahrscheinlich doch, die in meiner Person liegen?"

„Ja."

„Und die wären?"

„Laff' mich darüber schweigen, Nerses."

„Es bleibt also nur ein Mittel: du mußt dir als Vater Gehorsam erzwingen."

„Kann ich denn mit Gewalt ihre Hand in die deine legen?"

„Unter Umständen, wie die obwaltenden, hat ein Vater immer das Recht, seinen Willen unbedingt durchzusetzen."

„Ich habe alles versucht; sie verharrt in ihrem Sträuben. Das thut mir leid, aber ich kann es nicht ändern."

Nerses trat auf Quirinus zu, blickte ihm fest in's Auge und donnerte ihn an: „Sollte es dir einfallen, mich zu täuschen, so spielst du ein gewagtes Spiel, Präfect!"

„Ich will dir Beweise geben, daß es an meinem guten Willen nicht liegt. Hast du von der neuen Secte der Christen gehört?"

„Ich habe diesen Auswurf der Menschheit und ihr Treiben zu Senones beobachtet, und hasse sie aus allen Kräften meiner Seele."

„Weißt du auch etwas von ihrer Lehre?"

„Nichts, als daß sie unsern Göttern schnurstracks entgegen ist."

„Nun, Modesta ist Christin."

„Wie? Und das hast du nicht gewußt?"

„Sie hat ohne Zweifel ihre heimlichen Ausgänge mit meiner Schwester Amantia benutzt, um die neuen Lehrer, die neulich nach Carnutum gekommen sind, aufzusuchen, und diese haben sie in ihre Neuerungen eingeweiht."

Nerses sah den Präfecten mit zweifelnder Miene an.

„Meine Tochter selbst hat mir's gestanden," fuhr dieser darauf fort. „Ich bin überzeugt, sie selbst würde dir ohne Scheu dasselbe bezeugen; denn sie scheint, statt sich ihrer Thorheit zu schämen, gar sich eine Ehre daraus zu machen."

„Ist dem so, wie du erzählst, so muß ich meine Hoffnung allerdings darangeben; denn alsdann ist sicher, daß

Modesta einem Heiden, wie ich bin, nie ihre Hand reichen wird."

„Ueberhaupt Keinem," bestätigte Quirinus, „weder dir, noch einem Andern. Sie hält sich, wenn ich sie recht verstanden habe, in allem Ernste für eine Verlobte ihres Messias."

„Welche Thorheit! Ich weiß in der That keine Erklärung für das Treiben dieser Menschen. Nicht nur, daß sie das Herz unserer Frauen und Töchter wie mit unfehlbarer Zauberkraft für ein unsichtbares, rein in ihrer Einbildungskraft beruhendes Wesen einnehmen, wirkt dieser Einfluß auch dergestalt auf sie, daß weder Marter noch Tod sie bestimmen können, davon abzulassen."

„Es sind nicht die Frauen allein, welche dem seltsamen Zauber dieser Lehre unterliegen," fiel Bibulus ein. „In Senones haben wir's erlebt, daß die begabtesten Männer ohne irgend welche Rücksicht die Vortheile ihrer erlauchten Geburt, ihre Reichthümer und ihre glänzende Zukunft mit einem Schlage daran gaben, um für die Lehre Christi und ihre Verbreitung leben zu können. So Eodald und Serotinus und manche Andere, die ich dir nennen könnte."

„Bibulus redet die Wahrheit," bestätigte Nerses.

„Ich darf also hoffen, edeler Nerses," sagte der Präfect in ziemlich kleinlautem Tone, „daß du die Schuld an deiner Zurückweisung nicht mir aufbürdest?"

„Du hast dein Kind jedenfalls schlecht erzogen," warf bitter der junge Mann hin.

„Aber was beginnen?" murmelte Quirinus, seinen Unmuth verschluckend.

„Bist du denn nicht Herr im Carnutenlande? Wer will deinen Arm aufhalten, wenn du diese Fremdlinge,

deren Anwesenheit und Lehre nur Aufregung im Lande erregen, mit Vernichtung treffen willst?“

„Ich habe daran gedacht, Nerses. Indeß habe ich vom Cäsar nur Vollmachten für die gewöhnlichen Geschäfte, nicht aber für außerordentliche Vorfälle, wie diesen. Auf welches Gesetz wollte ich eine Verfolgung gegen die Christen stützen?“

„Sind das deine Anstände?“ hohnlachte Nerses. „Erlaube mir, dir zu bemerken, daß das selbstgemachte Schwierigkeiten sind, wegen deren du nicht nöthig hättest, dich zu beunruhigen.“

„Weißt du ein Auskunftsmittel, so rede; ich will mich gerne nach deinen Rathschlägen richten.“

„Es ist dir doch bekannt, daß Claudius Cäsar die schärfsten Verfolgungsdecrete gegen die Druiden gerichtet hat. Hat Nero sie zurückgenommen? Ich wüßte nicht. Also um eine Waffe brauchst du im gegenwärtigen Falle dich nicht umzusehen; du hast sie in der Hand.“

„Aber du übersiehst, daß diese strengen Edicte doch nur auf die alten gallischen Priester Anwendung finden können; der Schüler Christi geschieht mit keiner Silbe Erwähnung.“

„Du sprichst da mit einer wirklich bewundernswerthen Naivetät, Präfect von Carnutum. Ist es denn so schwer, in diesen neuen Lehrern Genossen des Druidenthums zu sehen? Fallen sie nicht gerade wie die Druiden vor demselben Altare nieder? Uebrigens würde ich für jeden Fall beim Kaiser für dich einstehen und eine Verfolgung jener Menschen vertreten.“

„Dein Gedanke läßt sich hören.“

„Das Hören bringt uns wenig weiter. Wie steht's mit der Ausführung?“

„Du wirst zufrieden mit mir sein; diesmal beruht die Sache allein auf mir.“

„Gut, ich werde die Beweise deines Eifers abwarten.“

„Deine Geduld soll nicht lange auf die Probe gestellt werden.“ Dumpfe Entschlossenheit lagerte sich über das Gesicht des Quirinus, als er diese Worte, äußerlich ganz ruhig, sprach; nur der Ton seiner Stimme deutete auf jene unbeugsame, schreckliche Entschiedenheit, die vor keiner Grenze mehr stehen bleibt, für nichts mehr Achtung, für alles nur mehr kaltblütige, grausame Gleichgültigkeit hat. Quirinus war endlich bereit, alles hinzuopfern, um die Gunst des Cäsar nicht zu verlieren.

Nerses erkannte seine Stimmung, und innerlich vergnügt über den vollständigen Triumph seiner berechneten Einwirkung auf den Präfecten, stand er von weiterm Andringen ab. Er war ein gewiegter Bösewicht und wußte wohl, daß übertriebener Eifer leicht sein Ziel verfehlt.

Einige Augenblicke nach dieser Unterhaltung beschied der Präfect seine erprobtesten Spione zu sich und trug ihnen auf, ihm genau die Stunde zu hinterbringen, in der die Christen sammt ihren Priestern in der Druidengrotte beim Gottesdienste versammelt seien. Bald befand er sich im Besitze der genauesten Angaben hierüber, und zwei Tage später begab er sich an der Spitze seiner Trabanten nach dem Heiligthum der Jungfrau. Die Christen waren ohne alle Ahnung eines Ueberfalles sorglos beim Gottesdienste versammelt. Potentianus feierte die heiligen Geheimnisse; Eodald und Serotinus dienten ihm dabei.

Das unerwartete Erscheinen des Präfecten und seiner Soldaten brachte auf einige Augenblicke die Versammlung in Unruhe. Potentianus, von dem Vorfalle unterrichtet,

wandte sich um. Sein Antlitz war ruhig, die Hoffnung auf das Martyrium machte es heiter und strahlend. Mit aufrechter Stirne, mit einer Stimme, die heilige Begeisterung verrieth, wandte er sich an die bestürzte Gemeinde, die vor ihm auf den Knieen lag. „Meine theuern Brüder! Jetzt gedenkt der Stunde, wo der Herr im Oelgarten im bittern Todeskampfe lag, und die Häscher, die Ihn ergreifen wollten, sich Ihm naheten; vergeßt nicht, wie Er, unser Herr und Meister, unser göttliches Vorbild, Sich ruhig in die Hand Seiner Feinde dahin gab. Man verlangt in diesem Augenblick unsere Freiheit, vielleicht unser Leben; seid starken Muths, seid edeler Feindesliebe voll! Ja, wenn es sein muß, bringen wir freudig um der Liebe Jesu Christi willen, Ihm das Opfer unseres Lebens!“

„Es geschehe!“ erscholl es feierlich wie aus einem Munde rings im Kreise, gleichsam als hätten sie dem Priester auf seine Bitten beim heiligen Opfer geantwortet.

„Richtet die Augen auf, himmelwärts!“ rief Potentianus, und seine Stimme zitterte vor innerlicher Bewegung. „Jesus erwartet euch dort, Er sitzt zur Rechten Seines Vaters, und in Seinen heiligen Händen sehe ich die Siegespalme winken und die Krone, um euern Heldenmuth und euere Treue zu belohnen.“

„Preis, ewiger Preis sei dem Lamme, das da ist geschlachtet worden, Preis Christo, unserm Gott!“ antworteten die Gläubigen.

Drohungen und Verwünschungen von Seiten der Soldaten setzten diesen heiligen Ermuthigungen ein Ziel. Auf einen Wink des Quirinus schritten einige Soldaten auf den Altar zu, rissen Potentianus, Eodald und Serotinus die Stufen herunter und zogen sie zu den Füßen des

Präfecten. Doch dieser hielt seine Blicke starr auf eine Frauengruppe gerichtet; die Fibern und Muskeln seines Gesichtes zitterten krampfhaft, alles athmete Haß und Wuth an ihm. Er hatte so eben Amantia und Modesta in der vordersten Reihe der christlichen Frauen vor dem Altare bemerkt. Unfähig jedes Wortes, jeder ruhigen Ueberlegung, wies er in dumpfer Entschlossenheit mit der Hand nach dem Orte hin, wo seine Schwester und seine Tochter knieeten, und befahl einem seiner Trabanten, sie von der Stelle hinwegzureißen.

„Aber deine Schwester! deine Tochter!“ wagte der Soldat zu stammeln.

„Thue deine Pflicht, Hund!“ erwiderte Quirinus mit erstickter Stimme.

Der Soldat brach sich Bahn durch den Volkshaufen und kündigte, bei Amantia und Modesta angelangt, ihnen den Befehl des Präfecten an.

„Zaudere nicht,“ entgegnete ihm die Matrone voll Würde und Ruhe, „die Schmach der Handlung, die du gezwungen begehest, fällt auf deinen Herrn.“

Als Amantia vor ihrem Bruder stand, schlug Quirinus instinctmäßig seine Augen nieder vor dem Ernste, der aus dem durchdringenden Blicke seiner Schwester voll Mitleid und Vorwurf sprach; aber der Zorn, der diese niedrige Natur in Aufregung erhielt, und ihr Haß gegen alles Christliche ließ ihn empfindungslos den Befehl dictiren: „Soldaten, führet diese Frauen in das öffentliche Gefängniß und schließt sie, denn sie sind strafbarer als alle Andern, in eine der dunkelsten Kammern.“ Dann sich gegen Potentianus und seine beiden Gefährten wendend, fügte er bei: „Desgleichen auch diese Verführer, die schamlos unsere öffentliche Ruhe gestört haben.“

Während ein Theil der Soldaten diese Befehle ausführte, ließ der Präfect von andern noch eine Menge Christen ergreifen und drohte mit den schrecklichsten Maßnahmen gegen Alle.

In dem Augenblicke, wo die Soldaten ihre Opfer wegbringen wollten, traten Nerses und Bibulus heran. Der junge Mann, finsterer als je, ließ einen Augenblick seine Blicke auf dem Präfecten haften, während ein spöttisches Lächeln über sein Antlitz glitt. „Ich sehe doch," sagte er höhnend, „daß du es verstehst, kraftvoll aufzutreten, wenn es gilt."

„Deine Anerkennung ist mir schmeichelhaft," bemerkte trocken der Präfect, offenbar von Nerses' Worten verletzt.

„Indeß soll diese meine Zustimmung keineswegs eine unbedingte sein; ich kann die Art und Weise deines Verfahrens leider nicht billigen."

„Welcher meiner Maßnahmen gilt dein Tadel? Ich kann doch unmöglich an dieser Stätte ein Gemetzel anrichten lassen?"

„Bei Leibe nicht; ich sehe, ich muß mich deutlicher erklären. Sage mir, was hast du mit den Gefangenen vor?"

„Es soll ihnen in aller Form Rechtens der Proceß gemacht werden als Feinden der römischen Herrschaft und der Staatsreligion."

„Wozu diese Umstände? Liegt nicht der schlagendste Beweis ihrer Strafbarkeit vor?"

„Nun wohl, aber das Gesetz?"

„Das Gesetz? Als ob dessen Deutung nicht in deiner Hand läge! Die Edicte des Claudius sind noch in Kraft, denn Niemand hat sie zurückgenommen. Nun ist aber das

Verbrechen des Druidenthums oder wenigstens inniges Einverständniß mit den Druiden erwiesen. Was also bleibt übrig, als die Schuldigen zu strafen, und zwar die von dem Edicte bestimmte Strafe hier auf dem Schauplatze ihrer Verbrechen an ihnen vollziehen zu lassen?“

„Aber diese Strafe ist der Tod!“

„Und du bebst zurück vor ihrer Anwendung, zaghaft wie ein Weib, du, Mann des Gesetzes, weil sie vielleicht auch die Deinigen trifft? Du zitterst? Schmach über dich und deine Feigheit!“ Die Züge des Nerses verzogen sich bei diesen Worten zu einem solchen Schreckbilde höhnender Verachtung, daß Quirinus, der anfangs über die Bemerkungen des jungen Mannes noch sich gereizt zeigte, jetzt wie von Schrecken gelähmt dastand. Endlich winkte er den Soldaten, welche die Christen abführten, zurückzukehren. Die Wachen des Potentianus und seiner beiden Gefährten sahen sein Winken und glaubten es am besten dadurch zu befolgen, daß sie die Gefangenen noch schneller voran schleppten.

„Jetzt gilt es, Energie zu beweisen, Quirinus,“ begann Nerses auf's neue.

„Und dein Rath ist?“ forschte ängstlich der Präfect.

„Deine Pflicht zu thun.“

„Kannst du verlangen, daß ich meine Tochter, meine Schwester ohne Weiteres mit dem Tode bestrafe?“

„Warum nicht? Hat denn Brutus seine eigenen Söhne geschont, als er sie auf der That ertappte?“

„Aber ihr Verbrechen war ein schlimmeres: sie hatten einen Angriff auf die Freiheit Rom's gewagt.“

„Und diese Frauen, für deren Leben du so ängstlich besorgt bist, was thun sie anders, als die Söhne des

Brutus; sie treten die klaren Befehle des Kaisers mit Füßen, sie verachten die Götter des Kaiserreiches."

„Bedenke, daß Modesta, nach meinem Willen wenigstens, deine Braut ist."

„Sie stößt mich zurück; und ich — wisse das, Quirinus — ich habe noch nie eine Beleidigung verziehen!"

Bei diesen letzten Worten nahmen die Züge des Nerses einen wahrhaft satanischen Ausdruck an. Entsetzt wichen die Umstehenden zurück. Quirinus schwankte noch. Nerses bemerkte es; hastig näherte er sich ihm und flüsterte ihm folgende Worte in's Ohr: „Erfahre denn in dieser Stunde das Geheimniß meiner Geburt; ich bin entsprossen aus dem ehebrecherischen Umgange des Cnejus Domitius Oenobarbus und der Schwester des Bibulus."

„Wie? du wärest...."

„Der Bruder des Nero."

Wie Fieberschauer überfuhr es den Präfecten; aber sein Zaudern hatte in diesem Augenblicke ein Ende. Er winkte die Lictoren herbei und befahl ihnen mit gebrochener Stimme, an ihr Werk zu gehen.

Doch selbst die Henkersknechte schienen einen solchen Befehl nicht zu verstehen. Sie standen in staunender Erwartung unbeweglich da, bis ihnen drohend der Befehl wiederholt wurde. Amantia und Modesta warfen sich vor dem Altare nieder in heißem, tiefbewegtem Flehen. Wie konnten sie zagen, da der Herr sie gewürdigt hatte, Ihm in ihrem weißen, makellosen, durch ihr Purpurblut roth gefärbten Taufgewande das heilige Zeugniß ihrer jungfräulichen Liebe entgegen zu bringen? Voll überirdischer Ruhe und Begeisterung boten sie dem Beile des Henkers das

Haupt dar, und je ein Schlag trennte das eine und das andere.

Als Quirinus das Blut seiner Tochter und Schwester fließen sah, faßte es ihn wie Wahnsinn. Wie höllisches Feuer brannte es in seinem Herzen, und ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters ließ er eine große Zahl Christen niedermetzeln. Dann befahl er, die Ueberreste dieser Blutzeugen Christi in den Brunnen neben dem Altare zu werfen.

Nach dem Tode Modesta's und Amantia's waren Bibulus und Nerses auf einmal aus der Grotte verschwunden. Sobald sie sich allein befanden, grinste der junge Mann den Vesta-Priester mit teuflischem Lächeln an. „Wie gefiel dir das?“ fragte er.

„Du warst grausam!“

„Und doch war das nur ein Vorspiel unschuldiger Art zu jenen Dramen, die ich bald auf einem größern Theater aufführen werde.“

„Du spottest der menschlichen Natur,“ brummte Bibulus.

„Wie, mein Freund?“ fragte höhnend der junge Römer. „Ueberkommen dich Gewissensbisse? Natur! Was heißt Natur?!“ Sein Hohngelächter schallte weithin.

Bibulus verstummte.

Die beiden Wanderer richteten ihre Schritte seitwärts nach dem Auturus hin. Nach einigen Minuten begann Nerses von neuem: „Wir haben den Zweck unserer Reise verfehlt und meiner Ansicht nach hier nichts mehr zu schaffen; ist es dir recht, so kehren wir sofort nach Senones zurück.“

„Ich bin damit einverstanden.“

„Ich werde dort deiner Sache den Beistand angedeihen lassen, den du mir hier gewährt hast, und du sollst Gelegenheit finden, noch einmal, zu deinen Gunsten, jene kalte Energie zu bewundern, mit der ich den Präfecten der Carnuten zur Erfüllung seiner Pflicht angetrieben habe."

Einige Stunden später stieg der Sohn des Domitius mit Bibulus zu Pferde, und sie setzten ihren Weg gegen Senones fort.

Quirinus hörte zu seinem Erstaunen, nachdem er in seinen Palast zurückgekommen, daß der Vesta-Priester mit seinem Genossen noch nicht zurückgekehrt sei. Er erwartete sie vergebens bis zum folgenden Tage. Da er auch dann nichts von ihnen hörte, ließ er Nachforschungen nach ihnen anstellen. Er erfuhr, daß sie beide zusammen abgereist seien; ihre Vorbereitungen ließen auf ein ziemlich weites Ziel schließen. Die ganze Bitterkeit grausamer Enttäuschung, gerade von den Männern verlassen zu sein, denen zu Liebe er in blinder Aufregung gegen sein eigen Fleisch und Blut gewüthet hatte, ergriff den Präfecten; aber seine unbändige Wuth ließ dennoch nicht den Gedanken aufkommen, auf dem betretenen Wege des Verbrechens inne zu halten. Seine rachedürstige Seele ersann die grausamsten Qualen für die „Verführer" seiner Tochter und Schwester.

Er beschied seine Trabanten zu sich, und befahl ihnen, die im Kerker befindlichen Häupter der Christen, den Potentianus, den Eodald und den Serotinus, ihm vorzuführen. Da plötzlich, er hatte den Befehl kaum ausgesprochen, fühlte er sich krank; grausige Schmerzen wühlten in seinen Eingeweiden. Man brachte ihn auf sein Lager, aber nichts konnte ihm Erleichterung verschaffen;

in den schrecklichsten Krämpfen wälzte er sich hin und her, unheimlich durchtönte sein Geschrei das ganze Haus. Himmel und Hölle verfluchend, verschied er nach einigen Stunden unerhörter Qualen. Entsetzt verließen ihn seine Leute, die unfreiwilligen Zeugen eines solchen Todes.[1])

Gottes Hand hatte den Henker seines eigenen Kindes und seiner Schwester sichtbar getroffen und der Arm der furchtbaren Gerechtigkeit des Herrn hatte sich für die Sache Seiner Diener erhoben.

Mit dem Tode des Quirinus hörte die Verfolgung auf. Sein Nachfolger ließ sofort den Potentianus, Altinus und Eodald unbedingt frei. Sie suchten die Gläubigen von Carnutum auf, trösteten sie, befestigten sie im Glauben und begaben sich dann auf den Weg nach Senones, um vor Sabinianus von dem Erfolge ihrer Mission Rechenschaft abzulegen.

Bevor aber Potentianus von Carnutum und seiner wieder gesammelten, nun schon durch Dulden im Glauben bewährten kleinen Heerde schied, sorgte er für die Zukunft seines heiligen Werkes. Er wählte Priester und gab ihnen zum Bischof Adventinus, einen in der apostolischen Lehre und dem priesterlichen Leben erstarkten Mann, der ihn von Senones aus nach Carnutum begleitet, ihm dort beigestanden und alle Mühen und alle Leiden treu mit ihm getragen hatte.

1) Das Martyrium Modesta's und der Tod des Quirinus sind durch alte Zeugnisse bestätigt.

X.

Die Familie der Locusta.

Bibulus und Nerses waren vor Potentianus und seinen Gefährten in Senones angekommen. Im Dunkel der Nacht durchritten sie die Thore an den Wällen, bogen in der Vorstadt am Ufer der Icauna in die schon mehrere Male erwähnte Winkelgasse ein, und hielten vor jenem verlassenen Hause, in welchem wir Nerses kennen gelernt haben. Auf ein gegebenes Zeichen öffnete sich die Thüre. Ein Mann mit unheimlichem Gesichte lugte heraus und empfing, als er Nerses und seinen Begleiter erkannt hatte, Beide mit sklavenmäßiger Unterwürfigkeit. Er geleitete die Ankömmlinge nach dem kleinen Zimmer, in welchem die geheime Unterredung zwischen Bibulus und Nerses vor ihrer Reise nach Carnutum stattgefunden, und blieb, wie weitere Befehle erwartend, unter der Thüre stehen.

„Was gibt's Neues?“ fragte Nerses, ihn herbeiwinkend.

„Nichts, Herr, daß ich wüßte.“

„Wie steht es mit dem Auftrage, den ich dir gegeben? Hat sich eine Gelegenheit gefunden, ihn zur Ausführung zu bringen?“

„Leodorich scheint Wind bekommen zu haben; er ist auf seiner Hut.“

„Wie wäre das möglich! Oder sollte ein Verräther unter euch sein? Wehe dem Elenden, der seine Verpflichtungen gegen mich vergäße! Er würde mir's schwer büßen. Ihr werdet euere Sache ungeschickt angefangen haben. Im Laufe mehrerer Tage sollte der Präfect auch nicht Einem von euch in den Wurf gekommen sein?!“

„Und doch ist dem so. Auch ich glaubte die Andern der Saumseligkeit schuldig bis gestern; da war nämlich die Reihe an mir, auf der Lauer zu stehen. Die Hand am Dolche, — ich hätte dieses dein letztes Geschenk gewiß gern würdig eingeweiht — harrte ich versteckt vor dem Palaste. Leodorich kam auch in nicht zu langer Zeit, aber in Begleitung zweier Freunde, und um ihn herum eine ganze Sippe seiner verlässigsten Diener. Ich schlich nach und versuchte an den Präfecten heranzukommen, aber alles vergebens. Jedes Mal, wenn ich seine Umgebung wie von ungefähr durchbrechen wollte, faßte mich eine kräftige Hand und stieß mich bei Seite.“

„Nichtsdestoweniger muß er aus dem Wege geschafft werden, und das bald.“

„Darf ich dir meine eigene Ansicht mittheilen, Herr?“

„Sprich!“

„So lange wir uns vereinzelt bemühen, werden wir schwerlich zu unserm Ziele gelangen. In größerer Anzahl, meine ich, müsse es uns leichter werden. Wir vertheilen uns in die Umgebung des Palastes. Sobald nun Leodorich heraustritt, sucht einer von uns die Aufmerksamkeit seines Gefolges auf sich zu lenken und macht dadurch den Andern freie Bahn.“

„Der Plan geht an, aber er hat auch seine Bedenken. Es mag einstweilen bei dem sein Bewenden haben, was ich früher angeordnet habe. Ist Menas zurück?“

„Seit heute früh.“

„Bescheide ihn hierher und geh' dann auf deinen Posten, bis ich deiner weiter bedarf.“

Bibulus hatte dieser Unterredung lautlos zugehört.

Sein Schweigen war auffallend. Es schien, als suche der einstige Vesta-Priester vergebens den Eindruck, den die schrecklichen Scenen in der Druidengrotte zu Carnutum auf ihn gemacht hatten, aus seiner Seele zu verdrängen. Er war gewiß nicht der Mann, der peinliche Gewissensbedenken kannte, wo es galt, für irgend eine angethane Unbill sich zu rächen, blutig zu rächen; aber diese gemeine Lust am Morden, wie er sie bei Nerses immer mehr hervorbrechen sah, war doch etwas, wofür ihm das Verständniß fehlte.

Die Beiden waren noch nicht lange allein gewesen, als die Thüre sich wieder öffnete. Herein trat ein Mann von ungefähr 55 Jahren; er war von mittlerer Größe, aber trotz der Jahre von eher schlankem als untersetztem Baue. Das unstäte Auge, die beweglichen Gesichtszüge, das stereotype Lächeln auf den Lippen, das ergrauende Haar, kurz der ganze Kopf erweckte bei längerm Betrachten Unbehagen und Mißtrauen, so daß man gern von der Entzifferung der in seine Züge geschriebenen Räthsel abstand. Der Ankömmling trat, ohne Bibulus zu beachten, vor Nerses hin. „Herr, sei gegrüßt!“ sagte er, sich verbeugend.

Der Sohn des Domitius erwiderte diesen unterthänigen Gruß mit einer herablassenden Handbewegung. „Du kommst geraden Weges von Rom, Menas?“ fragte er.

„Diesen Morgen bin ich hier angelangt.“

„Ich weiß deine Pünktlichkeit und deinen Eifer zu schätzen. Ich werde deiner Dienste gedenken.“

„Du hast mir die Freiheit gegeben,[1]) Herr, und mich

[1]) Menas war einer der freigelassenen Sklaven, welche liberti, libertini genannt wurden. Der Act der Freilassung geschah vor

dadurch im Voraus für alles, was ich dir thun kann, reichlich belohnt."

„Nun, du bist einer der Wenigen, die erkenntlich bleiben."

Das feine Lächeln um Menas' Lippen wurde etwas merklicher.

„Doch nun deine Nachrichten," drängte Nerses. „Was macht der Cäsar?"

„Du meinst den Nero? Je nun, er sucht, so gut es geht, sich auf seinem Kaiserstuhle zurecht zu finden. Aber er meint, das kaiserliche Handwerk sei schwer zu lernen."

„Wie? bekümmert er sich denn überhaupt ernstlich um das Reich?"

„Ihr Götter! er ist siebenzehn Jahre alt; und in dem Alter hat man zu viel mit sich selbst zu thun, als daß man sich um alles Andere Kummer und Sorge machen sollte."

„Wenigstens wird er doch darauf denken, dem Christenspuk ein Ende zu machen?"

dem Prätor oder Consul unter feierlichen Ceremonien. Ein solcher Freigelassener trug zum Zeichen der Freiheit eine Mütze oder einen Hut, den er bei dieser Gelegenheit von seinem Herrn erhielt; er nahm den Namen seines Herrn an und wurde von diesem außerdem noch mit einem weißen Kleide und einem Ringe beschenkt. Auch bekam er mit der Freiheit das Bürgerrecht, gehörte aber zu den Plebejern und konnte nie ein Ehrenamt erlangen. Zu seinem ehemaligen Herrn blieb er stets in einem gewissen Pietäts-Verhältnisse. Beide waren sich gegenseitige Hülfe und Unterstützung schuldig. Zur Kaiserzeit hatte ihre Zahl übermäßig zugenommen. Durch angemaßte Gewalt und ihre Reichthümer wurden sie bald den schwachen Kaisern furchtbar, weshalb mancherlei Verordnungen zu ihrer Beschränkung erlassen wurden.

„Was kümmert ihn der? sein Kopf ist von anderm Spuke voll. Wenn er nicht auf Bubenstreiche sinnt, deutet er Träume und fürchtet sich vor Gespenstern.“

„Da wäre also ein guter Augur aus ihm geworden; er wird wohl in Zukunft noch einer werden.“

„Er und sein Freund Otho sind zwei Kuchen aus gleichem Mehl. Wie Gassenbuben vom gemeinsten Schlage treiben sie sich des Nachts in den Straßen umher in Perrücke und Sklavenkittel; es macht ihnen Spaß, anständige Leute in die Straßenrinnen zu werfen, Andere einzufangen und auf gespannten Decken in die Höhe zu schnellen. Bald geben sie dabei Hiebe, bald empfangen sie deren; mehr als ein Mal kommen sie mit durchgebläutem Rücken nach Hause.“

„Strategische Uebungen!... Lagerleben! Ganz, wie es sich für einen angehenden Cäsar schickt. Nun, und alldieweil regiert...?“

„Agrippina, seine Mutter.“

„Ein Weib am Staatsruder! Es thut Noth, daß da Ordnung geschafft wird.“

„Beruhige dich; Seneca, der eitele philosophische Narr, arbeitet dir vor.“

„Nun, die Stunde wird bald schlagen, wo ich nach Rom zurückkehren kann.“

„Du wärest der Mann, die dort aus den Fugen gegangene Welt einzurichten.“

„Mittlerweile bedarf ich deiner hier, Menas.“

„Befiehl, Herr!“

„Das Christenvolk wächst uns hier über den Kopf. Die Dinge können so nicht weiter gehen, wenn wir vernünftige Leute nicht um allen Einfluß kommen wollen.

Leodorich, der Präfect, hat vor Kurzem ihren Glauben angenommen und leistet ihnen auf alle Weise Vorschub. Es wird jetzt schon alle unsere Ueberlegung und Thatkraft kosten, dem weitern Vordringen dieser Thorheit, welche unser Einem das Bischen Erdenleben zur Qual macht, zu wehren."

„Was ließe sich denn da thun?"

„Die Sache erledigte sich leicht, wäre Nero am Ruder; ein Wort beim Prinzen würde mir ein Absetzungs-Decret und dieses den Mann vom Halse schaffen, der den Wahnsinn zur Blüthe gebracht hat. Aber da sich auf diesem Wege einstweilen noch keine Aussicht zeigt, müssen andere, sichere Mittel helfen, wenn sie auch ein wenig gewaltthätiger sind. Der Dolch muß mich von Leodorich befreien. Ich habe deswegen schon Worte genug bei Diomet, Cassian, Vulpius und den Andern verloren; aber ich weiß es nicht, ... fehlt es ihnen an Geschicklichkeit oder an Muth oder an Glück ...."

„Ich will dies Geschäft schon auf mich nehmen," erklärte Menas, ohne eine Muskel seines Gesichtes zu verziehen; „vorausgesetzt, daß du es mir anvertrauen willst."

„Gerade deswegen ließ ich dich rufen."

„Du hast dich erinnert, daß du von mir stets pünktlich bedient wurdest in dergleichen Dingen," grinste der Freigelassene mit einer Art von Selbstgefühl.

„So ist's; dein Herz ist wacker, deine Hand sicher. Schade, daß die dir's nicht mehr bezeugen können, die es an sich selbst erfahren haben." Ein cynisches Lachen folgte diesen Worten.

„Du läßt einem guten Arbeiter Gerechtigkeit wider-

fahren; das ist Recht! Dann dient man auch gern ein anderes Mal. Ich weiß dein Zeugniß zu schätzen, Herr."

„Nun höre, wie die Sache anzufassen wäre...."

„Nicht doch, Herr,... keine Verhaltungsbefehle!... ich ziehe es vor, mich nach den jeweiligen Umständen zu richten."

„Gut, du sollst volle Freiheit haben. Ist Leodorich einmal aus dem Wege geschafft, so sind die Andern ohne Schutz, und es ist leicht, einen Aufstand gegen sie in Fluß zu bringen, der sie wegschwemmt wie leichtes Geröll. Auch in diesem Geschäfte baue ich auf deine Unterstützung und Klugheit. Für das dabei zur Vertheilung nöthige Geld will ich schon sorgen."

Nach längerer Unterhaltung über diese weitern Pläne schied Menas mit der Versicherung, daß der folgende Tag ihn schon auf der Wache finden werde.

Der Präfect von Senones war bereits einige Tage vorher von dem Bestehen eines Complots gegen sein Leben in Kenntniß gesetzt worden; Näheres hatte er jedoch nicht erfahren können. Man ließ ihm sagen, Meuchelmörder seien für ihn gedungen; er möge alle Vorsichtsmaßregeln zu seinem Schutze treffen. Diese Nachrichten stammten aus demselben Hause, in dem Bibulus und Nerses abgestiegen waren. Eines der verkommenen Subjecte, die, für alle Verbrechen käuflich, dem Sohne des Domitius sich zur Verfügung gestellt hatten, hatte sich wegen der Persönlichkeit, um die es sich diesmal handelte, beunruhigt gefühlt und insgeheim Leodorich eine Warnung zugeschickt.

Victorinus und seine Freunde, unterrichtet von der über dem Präfecten schwebenden Gefahr, vereinigten ihre

Wachsamkeit mit der der Leute des Präfecten, um die Verschwörer aufzuspüren. Aber aus Mangel an sichern Anhaltspunkten mußten sie bald ihre Thätigkeit einstellen. Leodorich seinerseits sah mit fester Ruhe und, wenn es denn sein sollte, mit vollständiger Ergebung dem ihm zugedachten gewaltsamen Tode entgegen. Er ahnte, daß man in ihm den Christen haßte und nach seinem Tode über die dann des Schutzes beraubte Gemeinde triumphiren zu können meinte. „Will Gott," dachte er, „mich wegnehmen, um den Heiden zu zeigen, daß er keines menschlichen Armes bedarf, um seine Kirche zu schirmen, so sei auch darin sein Wille angebetet."

Auch Sabinianus hatte von den Gefahren, die dem Statthalter drohten, gehört; er drang in ihn, sein Leben nicht ohne die äußerste Noth den Feinden Preis zu geben und alle möglichen Schutzmaßregeln zu treffen. „Die Stelle, die du einnimmst," redete der Bischof ihm zu, „macht es dir möglich, die Ausbreitung des Evangeliums zu befördern und mächtig am Werke Gottes mitzuarbeiten. Du gehörst nicht mehr allein dir selbst, du gehörst auch uns, und deshalb mußt du dich schonen."

Zu dem Ernst dieser Bitte trat die Liebe; Diadumena und ihre beiden Kinder vereinigten ihre Vorstellungen mit denen des Bischofs und der übrigen Freunde. Dieser liebenden Besorgniß konnte Leodorich nicht widerstehen; er verließ fortan den Palast nicht mehr ohne ansehnliche Begleitung. Leodorich wußte, daß er es mit verschlagenen Verbrechern zu thun hatte, mit Menschen, die Meister waren in allen Künsten der List und gemeinen Treulosigkeit. Schon früher war er einer ganzen Verbindung von Menschen auf die Spur gekommen, die zum

Schrecken der friedlichen Einwohnerschaft ihr Unwesen trieb und bei der Jeder, der seine Rache sicher befriedigen wollte, einen Dolch und einen Arm, ihn zu führen, fand. Leodorich, der nach allen gemachten Erfahrungen an dem Vorhandensein einer solchen Bande nicht mehr zweifeln konnte, hatte schon seit einiger Zeit mit allem Eifer nach den Schlupfwinkeln des Gesindels forschen lassen; ohne bis dahin auch nur einen sichern Anhaltspunkt zu gewinnen, von dem aus er mit der Strenge des Gesetzes hätte vorgehen können.

Menas, der Freigelassene des Nerses, traf am Morgen nach der Rückkehr aus Rom und der erzählten Unterredung mit seinem Herrn die Maßnahmen, welche ihm zur Ausführung seines Vorhabens geeignet schienen. Damit aber der Leser das Vorgehen des Menas von jetzt an verstehe, ist es nothwendig, daß wir ihn mit Einigem bekannt machen, was derselbe vor Nerses verschwiegen hatte. Während seines Aufenthaltes in der Weltstadt hatte er zwar Nero gesehen, wie er seinem Herrn auch richtig erzählte; aber daß er auch mit Agrippina gesprochen, die ihn eben so gut kannte und zu benutzen suchte, wie Nerses, der aus Ehebruch entsprossene Sohn des Domitius, das verschwieg er weislich. Blinde rücksichtslose Herrschsucht beherrschte die stolze Mutter Nero's. Von ihr getrieben, hatte sie ohne Scheu ihren Gemahl Claudius mit Gift aus dem Wege geräumt, um an der Stelle ihres unmündigen Sohnes die erste Rolle im Reiche spielen zu können. Sollte dies aber auf die Dauer geschehen können, so mußte jeder Einfluß von Nero ferngehalten werden, der diesen, wir sagen nicht auf bessere, aber auf selbstständigere Bahnen lenken konnte. Eines solchen Einflusses versah sie sich aber

von Nerses, wenn dieser eines Tages nach Italien zurückkommen sollte. Sie wußte aus früherer Erfahrung, welche Gewalt Nerses ehedem auf den flatterhaften Geist Nero's ausgeübt hatte. Menas schien ihr der rechte Mann, sie von ihrer Furcht vor Nerses' Rückkehr zu befreien. Sie schenkte ihm ihr Vertrauen und es gelang ihr, dem Freigelassenen das Versprechen des Verrathes an seinem Herrn abzulocken.

Am Abende vor seiner Abreise nach Gallien hatte Agrippina den einstmaligen Sklaven noch ein letztes Mal zu sich beschieden. Verschwenderisch mit Gold und den einschmeichelndsten Gunstbezeugungen versetzte sie den ehemaligen Sklaven in einen Taumel des Ehrgeizes. „Doch alles das," sagte sie ihm, „soll nur eine schwache Abschlagssumme sein auf das, was dir werden wird, wenn du deine Aufgabe gelöst haben wirst."

„Und wenn die Lösung mißlingt?"

„Wenn ich daran hätte denken wollen, hätte ich nicht nöthig gehabt, mich an dich zu wenden. In dem, was uns nicht gelingt, haben wir Unrecht; es liegt also an dir, Recht zu thun, was immer du thun magst." Man sieht, die Tochter des Germanicus wußte zu philosophiren und kannte die Welt.

„Liegt dir denn wirklich so viel daran, daß dieser Mensch auf die Seite geschafft wird? Sage mir doch, was hat Nero von einem Nebenbuhler, der nicht das geringste Anrecht auf den Thron hat, zu fürchten?"

„Nero — nichts!... ich — alles. Gelingt es diesem Abenteurer, seinen frühern Einfluß bei dem Prinzen wieder zu erlangen, so ist es um mich geschehen. Er haßt mich, weil ich seine Verbannung unter Claudius erwirkt

habe. Hätte er die Macht, er würde mich, die rechtmäßige Gattin seines leiblichen Vaters, bis auf den Tod verfolgen. Begreifst du nun, was für ein Interesse ich an dem Untergange dieses Menschen habe?“

„Sei meiner gänzlichen Hingebung versichert, erlauchte Herrin. Die Gefahr meines eigenen Lebens will ich im Nothfalle nicht achten, um deine Wünsche auszuführen. Aber es wird nöthig sein, daß ich mich in Nerses' Nähe und guter Freundschaft halte. Ich darf es für den möglichen Fall, daß mein erster Anschlag fehl gehen sollte, in keinem Stücke mit ihm verdorben haben.“

„Ich vertraue im Einzelnen vollständig deiner Geschicklichkeit und Erfahrung. Gelingt dein Streich, so sende mir unverzüglich einen Boten oder besser noch, bringe mir diese gute Kunde selbst her nach Rom.“

Die Mutter Nero's war noch schön; der Stolz ihres Geschlechtes gab ihrer ganzen Haltung in der That etwas Kaiserliches. Ihr Vater war Germanicus Cäsar, einer der tapfersten und edelsten Römer, aus der berühmten Familie des Nero Claudius Drusus, des Besiegers der Deutschen. Große persönliche Tapferkeit, Gewandtheit in Staatsgeschäften, ritterliche Unabhängigkeit, unbeugsame Gerechtigkeitsliebe, seltene Unerschrockenheit und Thatkraft, verbunden mit einer hinreißenden Beredtsamkeit machten ihn zum Abgotte seiner Soldaten, zum furchtbaren Nebenbuhler seines Oheims väterlicher Seite, des Kaisers Tiberius, und zum gefeierten Lieblinge des römischen Volkes, dessen Hoffnung und Stolz der junge Held durch seine Kriegsthaten geworden war. Gleich geliebt und verehrt vom ganzen Volke war die Mutter Agrippina's gewesen. Sie hieß ebenfalls Agrippina und war die Tochter des Vipsanius Agrippa,

des berühmten Feldherrn des Kaisers Augustus. Die Geschichte kennt wenig Frauen, die ihr an Muth und an edeln Tugenden jeder Art gleichkommen. Auf allen Feldzügen begleitete sie ihren Gemahl und trat öffentlich vor Gericht als Anklägerin der von Tiberius gedungenen Mörder desselben auf. Doch der Tyrann, der sie wegen ihrer Tugend und ihres Anhangs unter dem Volke haßte, verbannte sie auf die Insel Pandetaria, wo sie 33 n. Christi eines freiwilligen Hungertodes starb. Mit Augustus war Agrippina durch die Mutter des Germanicus, die jüngere Antonia, eine Nichte des Augustus, verwandt. Eines solchen Vaters und einer solchen Mutter Tochter war Agrippina!

Die oben angedeutete Verhandlung hatte Statt in einem abgelegenen Gemache des Palastes, den die Kaiserin-Mutter bewohnte. Nachdem so alles verabredet war und Menas wiederholt unter Eidschwüren seine Ergebenheit und schnelle Nachricht von der Wendung der Dinge zugesichert hatte, erhob Agrippina sich von ihrem Ruhelager, trat einen Schritt auf Menas zu und reichte ihm ihre Hand zum Kusse. Der alte Sklave heuchelte eine tiefgehende Rührung über diese hohe Gunstbezeugung, ließ sich auf ein Knie nieder und berührte die Hand mit seinen Lippen, womit Agrippina ihn dann huldvoll entließ.

Am selbigen Tage, wo sein Herr nach Senones zurückgekehrt, nahm Menas, um unvorhergesehenen Eventualitäten nicht unvorbereitet gegenüber zu stehen, ein Verhalten zu diesem ein, das geschickt sein gutes Einverständniß mit ihm unberührt ließ, ohne ihn selbst eintretenden Falls nur im Entferntesten an der Erfüllung der Verpflichtungen, die er gegen Agrippina eingegangen war, hindern zu können. Zwar nahm er, wie wir gesehen, neuer-

dings die Erdolchung des Leodorich auf sich; aber mußte die hier gezeigte Willfährigkeit nicht gerade das Vertrauen seines Herrn in ihn noch vermehren und die Gelegenheiten, Agrippina's Befehl zu vollstrecken, nicht noch zahlreicher und günstiger für ihn machen? Menas war nicht vergebens in der Schule der Locusta gewesen; auch hatte er die Tochter dieser berüchtigten Giftmischerin geheirathet. Sie wurde dann die Vertraute aller seiner Unternehmungen und ließ es nicht an klugen Winken fehlen. Auch ehe er an die Ausführung seines jetzigen Vorhabens schritt, wollte er den Rath seiner Frau hören. Er fand sie in einem düstern Gemache, das sie in einem entlegenen Theile des Hauses bewohnte, und erzählte ihr, was sich so eben zwischen Nerses und ihm begeben hatte. Aufmerksam hörte ihm Milvia eine Weile zu, dann unterbrach sie ihn: „Aber was gedenkst du zu thun? Willst du die Pläne des Nerses unterstützen und Agrippina vergessen?“

„Durchaus nicht.“

„Aber du hast dem Sohne des Domitius betreffs des Präfecten doch deine Zusage gegeben?“

„Ich hoffe Beide zu befriedigen. Ist's nicht besser, man schlachtet die Kuh erst, wenn das Kalb zur Welt gekommen ist? Höre meinen Plan. Die erste Hälfte des bedungenen Lohnes wird Nerses mir diesen Abend auszahlen. Die ist mir also sicher; die zweite Hälfte mag er dann behalten. Ich werde seinen Befehl nur zum Schein ausführen und ihn selbst dann in der Schlinge, die er Andern gelegt, zu Grunde richten. Ich lauere Leodorich auf und werfe mich im gelegenen Augenblicke auf ihn, den Dolch in der Faust . . .“

„Um von seinen Soldaten niedergestoßen oder wenigstens verhaftet zu werden.“

„Was das eine anbelangt, so sei ohne Sorge; das zweite ist's aber gerade, was ich beabsichtige."

„Ich verstehe dich nicht. ... Mit dem Dolch in der Hand ergriffen, wird man dich einfach vor Gericht stellen und, als auf frischer That ertappt, unfehlbar verurtheilen."

„Und doch wird mein Leben keine Gefahr laufen. Du weißt, daß man das Scheitern selbst der am sichersten angelegten Unternehmungen stets noch als eine Möglichkeit annehmen muß. Das Mißtrauen des Nerses und daneben sein Scharfblick sind so groß, daß ich mich nicht getrauen würde, mich durch die feinste List gegen Entdeckung von seiner Seite für gesichert zu halten. Darum macht es mir Sorge, den Auftrag der Agrippina selbst auszuführen. Ich überlasse es lieber Andern. Ich werde mich demgemäß, streng nach seinen Befehlen, auf die Lauer gegen den Präfecten begeben, mich auf ihn stürzen aber — ihn nicht treffen."

„Ich bemerkte dir schon: man wird dir für diese Gefälligkeit, das Leben des Präfecten zu schonen, wenig Dank wissen, da man nichts von den Gründen ahnt, aus denen du so handelst."

„Du vergissest: Leodorich ist Christ."

„Was das soll, möchte ich wissen ...."

„Ich kenne die Nachsicht und Liebe der Christen selbst gegen ihre bittersten Feinde, und werde sie nicht vergebens anrufen. Ich habe die Ueberzeugung, Leodorich wird mir verzeihen."

„Angenommen, du täuschest dich nicht, und der Verlauf der Sache wäre ein solcher, wie du ihn vorherzusehen glaubst, so begreife ich doch immer noch nicht, wie damit den Absichten der Agrippina gedient sein soll. Mir scheint

daß du, statt Beider Lohn zu gewinnen, ihn hier verlierst und dort."

„Höre weiter, und mein Plan wird dir klarer werden. Ich werde eine Zusammenkunft mit dem Präfecten nachsuchen. Bin ich einmal in seiner Gegenwart, so verrathe ich ihm den Aufenthalt unserer Bande, sage ihm, daß sie unter den Befehlen des Nerses stehe und den Einwohnern von Senones täglich furchtbarer werde."

„Wenn Leodorich nun deinen Worten keinen Glauben beimäße?"

„Welchen Grund sollte er zu solchem Mißtrauen haben?"

„Du stehst als Angeklagter vor ihm, und er wird denken, nur die Furcht vor der Strafe oder die Hoffnung auf Freiheit erpresse dir solche Geständnisse."

„Du hast vergessen, daß ich keine Enthüllungen machen werde, wenn der Präfect mir nicht vorher Straflosigkeit zugesichert hat."

„Aber wenn es ihm einfiele, trotzdem daß er Christ ist, doch dem Gesetze freien Lauf gegen dich zu lassen?"

„Auch alsdann bliebe mir noch ein Auskunftsmittel, allerdings das letzte; ich würde ihn mit dem Namen Agrippina's einschüchtern. Ich habe mich in den Besitz eines mit ihrer Unterschrift versehenen Pergaments gesetzt, das für mich eine Art von, nur im äußersten Falle zu gebrauchenden Geleitsbrief bildet, und mir ihr selbst gegenüber als Schuldverschreibung dienen soll. Du siehst, Milvia, daß ich mich auch diesem herrschsüchtigen Weibe gegenüber sicher gestellt habe."

„Dein Plan," bemerkte Milvia, „gefiele mir ganz vortrefflich, wenn er nicht einen Haken hätte, der mir doch

gar zu bedenklich scheint. Es fragt sich, ob Leodorich die gehörige Energie gegen Nerses und seine Helfershelfer entwickeln wird."

„Ich bin überzeugt, er wird sie ohne Zögern aufheben lassen und ihnen den Prozeß machen. Man war uns schon längst auf den Fersen. So komme ich mit guter Gelegenheit von den Andern ab; mag aus ihnen werden, was da will."

„Aber Nerses scheint mir doch nicht der Mann, der ohne alle weitere Umstände geduldig den Kopf auf den Block legt. Er wird kein Bedenken tragen, nöthigenfalls seine Verwandtschaft mit Nero zu constatiren, und der Präfect wird dem gegenüber den Muth nicht haben, ihn zu verurtheilen."

„Ich muß Sorge tragen, ihn dem Präfecten als einen sich gern überhebenden, verschmitzten Betrüger darzustellen, dessen Aussagen keinen Glauben verdienen."

„Das wird nicht viel helfen; ich fürchte, ich fürchte..."

„Nun, für den Fall, daß der Wicht meinen Fußangeln entwischt, mußt du mir zu Hülfe kommen."

„Wie meinst du das?"

„Ich meine, dann probiren wir, ob Nerses einen bessern Magen hat, als der Schwachkopf Claudius, den deine glorreiche Mutter mit ihrem Tränkchen aus der Welt spedirte, ohne daß er's merkte."

„Du sollst sehen, daß ich mit meiner Kunst der alten Locusta nicht nachstehe ...."

In diesem Augenblicke drang die Stimme des Nerses in's Gemach. Er rief nach Menas und machte so der Unterhaltung des würdigen Pärchens ein Ende. Der Freigelassene eilte an die Thüre. „So eben erhalte ich,"

begann Nerses, „durch meine Spione die Nachricht, daß Leodorich morgen die Kirche der Christen besuchen wird. Wenn du nicht bei seinem Heraustreten aus dem Palaste oder während des Zuges durch die Straße, die nach der Vorstadt Vivus führt, an ihn herankommen kannst, so wartest du ihn am besten in der Nähe des Tempels ab. Wer weiß, in dem Volksgedränge gibt es sicher eine passende Gelegenheit.“

„Ich weiß dir Dank, Herr, für diese Nachricht; sie wird mir von Nutzen sein.“

„Noch eins. Um unbemerkter zu bleiben, ziehe das Kleid eines Galliers der Mittelclasse an, die stets am zahlreichsten in den Versammlungen der Christen vertreten ist. Und nun, Glück zu!“ Mit diesen Worten schritt Nerses hinaus.

Des andern Tages in der Frühe drängte sich — es war Sonntag — eine große Menge Volks nach den Eingängen des vormaligen Vesta-Tempels. Auch Leodorich schickte sich an, in Begleitung seiner Gattin Diadumena den Palast zu verlassen. Die Soldaten der Wache schwangen sich auf ihre Rosse, und einer von ihnen führte dem Präfecten sein Lieblingspferd am Zügel vor.

Ehe Leodorich Christ geworden war, hatte er sich öffentlich meist in der gallischen Tracht, in kurzem, mit Stickereien verzierten Leibrocke und dem eigenthümlichen nationalen Mantel gezeigt. Seit seiner Bekehrung trug er nur mehr das bei den Römern übliche Obergewand; ein schmaler Purpurbesatz daran machte seine hohe Würde kenntlich. Nicht als ob Leodorich's Anhänglichkeit an sein Vaterland mit seiner neuen Stellung sich verändert hätte, nein, er glaubte sich im Interesse des Fürsten, den er als

Statthalter vertrat, verpflichtet, auch in kleinen Dingen den Schein zu meiden, als begünstige er einen zwecklosen, kleinlichen National-Haß gegen die Herrschaft der Römer.

Der Präfect schwang sich zuerst selbst auf's Pferd und winkte dann die Diener herbei, die im Hofe bereit standen mit der Sänfte, deren sich seine Gattin zu bedienen pflegte. Diadumena stieg ein und Leodorich gab das Zeichen zum Aufbruch.

In dem Augenblicke, als der Zug das Palastthor zu passiren hatte, suchte ein Mann, es war Menas, sich durchzudrängen durch die Reihen der neugierigen Zuschauer, die sich auf beiden Seiten des Thores aufgepflanzt hatten. Er hatte aber nicht sobald bemerkt, Leodorich sei zu Pferde, als er sich wieder zurückzog und unter der Menge dem Zuge des Präfecten nach der Vorstadt Vivus folgte. Hier beschleunigte er seine Schritte, um den Soldaten, die den Präfecten umringten, vorauszueilen. Bei der Kirche angekommen, gelang es ihm, trotz den Zurückweisungen des Wächters, der die Ordnung am Eingange aufrecht zu halten hatte, dicht an der Thüre festen Fuß zu fassen. Mit der Hand am Dolche, den er in seinem Busen verborgen hielt, wartete er auf Leodorich.

Schon war derselbe abgestiegen und half Diadumena aus der Sänfte; da, als er eben auf das Thor der Kirche zutrat, stießen zwei Soldaten Menas rauh bei Seite.

„Ist das etwa Christensitte, solch' rohes Benehmen gegen friedsame Leute?“ rief dieser ihnen zu.

Die Soldaten, vielleicht der ihnen von dem Präfecten eingeschärften Mahnung zur Nachsicht eingedenk, ließen, ohne ein Wort zu erwidern, den Freigelassenen wieder bis

auf die Eintrittsstufe sich herandrängen. Aber er kam zu spät. Leodorich und Diadumena waren schon eingetreten und inmitten der dichtgedrängten Gläubigen verschwunden.

Menas verharrte während des Gottesdienstes am Ausgange der Kirche. Es war ihm vollständig gelungen, die Aufmerksamkeit der Wache von sich abzuwenden.

Der Präfect, der als der Erste wieder heraustrat, hatte eben seine Gemahlin in die Sänfte gehoben und wollte sich auf das ihm vorgeführte Pferd schwingen, als der Freigelassene mit gezücktem Dolche auf ihn zustürzte. Leodorich verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart; mit Blitzesschnelle fing er den Arm des Mörders auf und bedeutete den Soldaten mit ruhiger Stimme, diesen Mann festzunehmen und zu entwaffnen, ihm aber kein Leid zuzufügen. Die Soldaten gehorchten.

„Führt ihn in den Palast; ich will ohne Verzug hören, wer und was den Mann zu dieser That getrieben hat," fügte der Präfect bei.

Mehrere von dem Gefolge des Präfecten nahmen den Gefangenen in ihre Mitte. In seiner Wohnung angekommen, befahl Leodorich, sofort den Freigelassenen ihm vorzuführen. Einige Minuten lang ließ er den Blick schweigend auf ihm haften. Dann redete er mit ernster Stimme zu ihm: „Womit habe ich dich gekränkt, um einen Haß zu verdienen, der dich bis zum Meuchelmord drängte?"

„Du bist Christ," murmelte Menas mit Heuchlermiene.

„Ist das ein Verbrechen in deinen Augen?"

„Du hast die Gottheiten Rom's preisgegeben."

„Kannst du mir ein römisches Gesetz aufweisen, das einen Menschen im Gewissen verpflichten könnte, Gottheiten anzubeten, an die er nicht glaubt?"

„Die Gebräuche unserer Väter sollen dir heilig sein."

„Meine Vorfahren, die ehedem dies Land beherrschten, beteten einen einigen Gott an."

„Claudius Cäsar hat ihre Religion verdammt und Todesstrafe auf deren Ausübung gesetzt."

„Also mein Glaube war der einzige Grund zu deinem Mordversuche?"

„Nichts anderes."

Bei diesen Worten leuchtete ein Freudenstrahl im Auge des Leodorich auf. Dem Freigelassenen entging die Rührung des Präfecten bei dessen Gedanken an den Tod um des Glaubens willen nicht.

„Hast du Mitschuldige?" forschte der Präfect weiter. Menas stellte sich schwankend; dann entgegnete er fest: „Nein, der Gedanke dich zu tödten, wie die Ausführung war allein mein Werk."

„Kennst du die Strafe, die ich jetzt rechtskräftig über dich aussprechen könnte?"

„Sie war mir klar bewußt, Leodorich, ehe ich zur That schritt: ich war auf das Schlimmste gefaßt."

„Und wenn ich dir nun Verzeihung angedeihen ließe, würdest du auf's neue den Muth haben, die Mordwaffe nach mir zu zücken?"

„Verzeihung? Du mir? Spotte meiner nicht; du wirst dich rächen, aber mir nicht verzeihen."

„Nun wohl, merke auf, damit du den Unterschied einsiehst zwischen der Religion, um deretwillen du mich verfolgst, und der deinigen: die Götter, denen du dienst, gestatten dir Mord und Haß, ja sie rühmen dir diese Dinge als erstrebenswerth. Christus, dessen Lehren ich nachzu-

leben mich beeifere, hat seinen Henkern am Kreuze, an das sie ihn geheftet, verziehen; er fordert mich auf, ihm nachzufolgen und Gnade zu üben an meinen Feinden."

„Ich verstehe deine Worte nicht. Du könntest...."

„Ich gebe dich hiermit frei, ohne alle Strafe, deinem Willen zur Besserung vertrauend."

Menas, als er dies hörte, warf sich, wie ergriffen von überwältigender Rührung, die der alte Heuchler trefflich zu spielen verstand, zu den Füßen Leodorich's und umklammerte dessen Kniee. Laut schwur er ewige und unwandelbare Dankbarkeit. Und während so der alte Verbrecher die ehrwürdigsten Gefühle der Menschenbrust im Dienste seiner Heimtücke verbrauchte, stammelte er: „Es drücken mich Geheimnisse, von denen die fernere Ruhe dieser Stadt und vielleicht das Leben Vieler abhängt, die dir werth sind. Höre sie und erkenne in meinem Geständnisse den Beweis meiner Reue."

„Sprich!"

„Ehe ich mich dir entdecke, mußt du mir unbedingte Verschwiegenheit meines Namens zusichern."

„Es sei."

„So wisse denn, daß der Hauptschlupfwinkel jener Bande, die seit einem Jahre Senones beunruhigt mit Raub und Mord und Brand, in der Vorstadt an der Icauna sich befindet. Es ist das letzte Haus der Salamanderstraße auf der Seite nach dem Flusse zu."

„Kennst du das Haupt dieser Bande dem Namen nach?" fragte der Präfect.

„Es ist der Römer Nerses!" Bei dem ersten Worte dieses Satzes, mit dem der Freigelassene die geheimnißvolle Existenz seines Herrn verrieth, hatte er momentan gestockt,

dann aber bald die zur Ausführung seines Planes nöthige Entschiedenheit wiedergewonnen.

„Ich erinnere mich dieses jungen Mannes. Er soll selten mit seinen Genossen zusammen treffen?“

„Gerade jetzt befindet er sich unter ihnen.“

„Du bist seltsam gut unterrichtet. Fast möchte es scheinen, daß du selbst....“

„Ja, Herr, so ist es,“ unterbrach flehentlich Menas den Redenden, diesem wiederholt zu Füßen fallend. „Habe Erbarmen mit mir und meiner Reue; ich gehörte selbst dieser Bande an.“

„Dachte ich's doch! Aber welche Missethat du auch begangen hast, ich halte deine Reue für aufrichtig und verzeihe dir. Kannst du mir sonst noch Aufschlüsse oder Winke an die Hand geben, die es mir ermöglichen, dem Unwesen zu steuern?“

„Du mußt dich vor allem des Nerses bemächtigen. Dieser aber ist von seltener Verschlagenheit, und nur durch schleuniges, unerwartetes und entschiedenes Handeln kann es dir gelingen, ihn in deine Gewalt zu bekommen.“

„Ich werde die Wahrheit deiner Aussagen erproben und noch diese Nacht das von dir bezeichnete Haus durchsuchen lassen. Du wirst einstweilen hier im Palaste bleiben; ich könnte deiner zu weitern Angaben noch bedürfen.“

Leodorich ließ dem Freigelassenen ein Zimmer anweisen und stellte zwei Mann Wache davor. Dann eilte er zu Diadumena, um ihr von seinen neuesten Erfahrungen Mittheilung zu machen.

Bei hereinbrechender Dunkelheit versammelte sich auf Befehl des Präfecten eine Anzahl von Soldaten. Unter

dem Schutze des nächtlichen Dunkels und geführt von einem Centurio brachen sie geräuschlos nach der Vorstadt auf; sie zogen längs der Icauna bis vor das bezeichnete Haus und umzingelten es, so weit es seine Lage am Flusse gestattete. Der befehlende Officier verlangte mit zehn gewählten Leuten Einlaß.

Auf die an der Pforte gewechselten lauten Worte und das Geräusch, welches die eintretenden Soldaten verursachten, eilten einige der Insassen herbei, wie es schien, gewillt, sich dem weitern Vordringen des unverhofften Besuches zu widersetzen.

„Aller Widerstand ist nutzlos," rief ihnen der Centurio entgegen, „denn wir sind genügend darauf vorbereitet. Eine halbe Cohorte steht vor der Thüre. Wo ist der Herr des Hauses?"

„Der bin ich," ließ sich eine heisere, durchdringende Stimme vernehmen. Es war schwer zu entscheiden, ob es Hohn war oder Trotz, der aus ihr herausprach. „Was verlangst du von uns?" fragte Nerses weiter, denn dieser war alsbald hervorgetreten.

„Ich habe Befehl, euch zu verhaften."

„Auf welche Anklage hin?"

„Das ist Sache des Präfecten, dessen Aufträge ich, ohne nach Grund oder Zweck zu fragen, zu erfüllen habe."

Während dieser und einiger weitern Auseinandersetzungen zwischen Nerses und dem Centurio, waren die Gestalten, aus deren Mitte Nerses aufgetaucht und hervorgetreten war, nach und nach unsichtbar geworden. Ein forschender Blick, den der Sohn des Domitius um sich warf, überzeugte ihn, daß sich Niemand mehr in den anstoßenden Gemächern befinde. Mit spöttelnder Miene be-

deutete er dem Centurio, er sei bereit, ihm zu folgen. Dann schritt er in trotziger Haltung auf die Soldaten zu, die Hand an ihn legen wollten; er aber stieß sie zurück und kreischte ihnen in die Ohren: „Ihr Memmen! Habt ihr Furcht vor einem waffenlosen Menschen?“

Mit einem bedeutsamen Winke beruhigte der Centurio die ob des ihnen angethanen Schimpfes aufbrausenden Soldaten. Dann fragte er den Gefangenen nach seinen Gesellen.

„Suche sie selbst,“ war die Antwort.

Das ganze Haus wurde durchstöbert, aber vergebens; Niemand fand sich. Es war den Verbrechern gelungen, durch einen trocken liegenden Canal, der in den Fluß mündete, zu entkommen. Ziemlich kleinlaut über das mangelhafte Resultat seiner Expedition kehrte der Centurio mit seinem einen Gefangenen nach dem Palaste zurück.

Nerses schien wenig bekümmert um seine Verhaftung und die Folgen, die sie möglicherweise haben konnte. Ja er drohte dem Officier und den Soldaten offen und in vollem Ernste mit seiner Rache, wenn sie ihn nicht rücksichtsvoll behandelten.

Voll Ungeduld wartete Leodorich auf die Rückkehr der halben Cohorte. Er hatte deren Hauptmann Befehl gegeben, ohne Rücksicht auf die späte Nachtstunde ihm sofort nach der Rückkehr das Haupt der Frevler vorzuführen.

Ohne irgend ein Zeichen von Verlegenheit trat der Sohn des Domitius auf.

„Leider haben wir nur diesen Einen ergreifen können,“ meldete etwas verzagt der Centurio. „Er stellte sich uns als der Herr des bezeichneten Hauses vor, und ich vermuthe, er ist das Haupt der Bande.“

„Du bist Nerses?“ fragte mit ernster Stimme der Präfect, auf den Gefangenen zuschreitend.

„Du weißt meinen Namen? Ich sehe, du bist gut unterrichtet. Nun, ich habe kein Interesse daran, meine Person zu verleugnen. Ich bin Nerses.“

„Es sind mir schlimme Dinge von dir und deinen Hausgenossen zu Ohren gekommen.“

„Verleumdung; ich lebe friedlich mit ehrbaren Leuten,“ entgegnete Nerses mit einer Keckheit, die den Präfecten stutzig machte.

„Laß allen Spott!“ befahl ernst der Präfect; „er könnte deine Lage leicht verschlimmern. Denke, daß ich an Kaisers Statt....“

„Ueber mein Schicksal beschließe?“ unterbrach ihn Nerses, frech die Arme übereinander kreuzend. „Nun, der Kaiser würde vielleicht Bedenken haben, dies so ohne Weiteres zu versuchen. Da nimm und lies.“ Mit diesen Worten hielt der junge Mann dem Präfecten einen Brief unter die Augen, der die Unterschrift Nero's trug. Leodorich wandte ihn um und bemerkte, daß er die Aufschrift an Nerses trug. Während der Präfect den Brief mit den Augen überflog, hafteten die Blicke des Nerses auf dem edeln Gallier. Seine dunkeln Augen sprühten Haß und Verachtung. Triumphirenden Tones bemerkte er endlich, den Präfecten aus seinem Sinnen erweckend: „Nicht wahr, Präfect, du hast meine Sippschaft unterschätzt?“

„Und wenn dem so wäre... Im Grunde, was beweist dieses Schreiben?“

„Mich dünkt, alles. Laß mich deiner Fassungskraft ein wenig zu Hülfe kommen. Hast du dir die Bezeich-

nung beachtet, mit der Nero Cäsar mich anredet? Er nennt mich seinen Bruder."

„Eine Aeußerung gnädigen Wohlwollens, nichts weiter."

„Eine Aeußerung des Wohlwollens, wie die Stimme der Natur. Wisse, daß auch ich ein Sohn des Cäsars Domitius Aenobarbus bin."

„So viel mir bekannt, hat Agrippina aus dieser Ehe nur ein Kind, den Nero."

„Du hast Recht; auch ist, Dank den Göttern, Agrippina nicht meine Mutter. Mein Vater war Domitius, meine Mutter die Schwester des Bibulus."

Die Bedenken Leodorich's schienen eher zu wachsen, als zu schwinden. Nerses beeilte sich, beizufügen: „Ich kann dich nicht zwingen, meinen Worten Glauben beizumessen, selbst nachdem du Nero's Brief gelesen. Indeß bleiben mir noch andere Zeugen. Diesen Morgen hat, wie man in der Stadt erzählt, ein Mann einen Mordversuch auf dich gewagt."

„So ist es."

„Ist der Mann im Gefängnisse?"

„Nein," erwiderte der Präfect; „er bereut seine That. Er haßte mich als Christ, und um ihm sein Unrecht darzuthun, bewies ich mich als Christ und verzieh ihm."

In Nerses' Kopf schien ein leiser Verdacht zu dämmern, Menas könne ihn verrathen haben. Der naive Glaube des Präfecten an die Bekehrung beruhigte ihn aber bald wieder; er meinte das Spiel zu durchschauen, das Menas mit dessen Leichtgläubigkeit trieb. Konnte nicht ein mit dem Mordversuch am Morgen zusammenhängender unbedeutender Umstand die Spur auf ihren Schlupfwinkel geleitet haben? „Was ist aus ihm geworden?" fragte Nerses.

„Er ist noch in meinem Gewahrsam. Ich hielt seine Bewachung für nothwendig, damit er nicht meine Absichten vereiteln könnte."

„Du scheinst seiner Bekehrung doch schlecht zu trauen," lachte Nerses. „Wußtest du, daß er aus meinem Hause kam?"

„Von wo anders als von dort sollte der Meuchelmörder ausgegangen sein?" erwiderte ausweichend der Präfect.

„Rufe Menas; er selbst mag meine Aussagen bestätigen."

Leodorich ließ den Freigelassenen herbei bringen; Auge in Auge mit seinem Herrn erbleichte der Verräther.

„Du hier, Herr!" stammelte er.

„Ist denn ein Palast nicht gerade der rechte Platz für mich?" rief Nerses lachend.

Dabei aber schien er mit seinem Blicke den Menas durchbohren zu wollen.

Der Freigelassene erholte sich von seiner Verwirrung. „Nichts lag meinem Ausrufe ferner, als dich beleidigen zu wollen, Herr."

„Laß das; du bist hier, um dem Präfecten von Senones zu bezeugen, wer ich bin."

„Du kennst also diesen Mann?" forschte Leodorich.

„Seit langer Zeit. Sein Name ist Nerses."

„Seine Eltern?"

„Cnejus Domitius Aenobarbus und die Schwester des Bibulus, des ehemaligen Priesters am Tempel der Vesta."

„Somit wäre Nerses des Cäsars Bruder?"

„So ist es."

Leodorich stand einige Augenblicke unbeweglich da. „Nerses, du bist frei," sagte er dann. „Du stehst nur dem Cäsar selbst Rechenschaft über dein Thun. Indessen muß ich, um der Ehre des Fürsten willen, deine Entfernung aus hiesiger Stadt wünschen."

„Ich werde deinem Rathe Folge leisten. Ich werde nach Rom gehen. Von dort sollst du bald von mir erfahren."

Der Präfect befahl den wachehabenden Soldaten an der Thüre, Nerses und Menas, dessen Freigelassenen, unbehindert gehen zu lassen.

XI.

Vor den Thoren von Lutetia.[1])

Sabinianus begnügte sich nicht mit der Ausbreitung des Evangeliums in der senonensischen Provinz und ihrer Umgebung; sein Blick schweifte weiter. Lutetia lag damals noch auf einer sumpfigen Insel, rings von den Fluthen der Sequana umspült. Obwohl nicht ohne Ansehen unter den damaligen gallischen Städten, mochte doch kaum Jemand eine Ahnung von der Größe ihrer gewaltigen Zukunft haben; auch Sabinianus nicht, als er den Potentianus nebst Eodald zur Abreise nach Lutetia bewog, da-

1) Paris. Lutetia heißt: Kothstadt; so nannten die Römer die Ansiedlung eines gallisch-keltischen Volksstammes, der Parisier, auf einer Morastinsel der Sequana, der heutigen Seine. Bei der römischen Invasion niedergebrannt, bauten die Römer Lutetia wieder auf, führten eine Wasserleitung dahin und legten schöne Gebäude, besonders warme Bäder an. Berühmt waren die Parisischen Schiffer.

mit sie dort das Evangelium verkündeten. Indeß hatte schon Julius Cäsar in Lutetia seine Residenz aufgeschlagen, wohl in der richtigen Erkenntniß, daß die Lage der Stadt sie naturgemäß zum Haupte und Mittelpunkt des Landes bestimme.

Voll apostolischen Eifers reisten Potentianus und sein Begleiter alsbald ab, wie der Herr es befohlen hatte: mit einem Rocke, den Pilgerstab in der Hand. Ihre Waffen waren das Wort Gottes. Diese echten Jünger des Herrn kannten kein Bedenken; sie gingen getrost und voll Zuversicht, als habe Christus, der selbst sie gesendet, mit klagendem Mahnrufe auf die Gegenden hingewiesen, wo die Saat Gottes in reicher Fülle heranreifte und nur der Schnitter harrte. An den Ufern der Icauna, dann der Sequana hinabwandernd, durch fast undurchdringliche Eichenwälder, die gleich einer heiligen Wache bis dicht an die Flußufer sich erstreckten, kamen sie eines Abends gegen Cristolinum.[1]) Sie klopften an der Thüre eines der einflußreichsten Männer des Landes, Namens Agoard, dessen Ansehen selbst groß war in der Hauptstadt Lutetia, ihrem Wanderziele.

Um was sie baten, wurde ihnen gerne gewährt. Dem heidnischen Besitzer dieses freundlichen Hauses erschien es nach seinen philosophischen Grundsätzen Pflicht, das Gastrecht zu üben an jedem Fremden ohne Unterschied. Agoard war ein Anhänger der Stoa. Stoa oder Portikus nannte man im alten Athen jede öffentliche Säulenhalle, jede auf zwei oder mehrern Reihen Säulen ruhende Galerie, besonders aber die, reich mit Gemälden geschmückte, welche vom Philosophen Zeno bei dessen Lehrvorträgen und Un-

[1]) Créteil.

terredungen als Hörsal benutzt wurde. Hiervon erhielt die von ihm gestiftete philosophische Schule den Namen der stoischen. Gegenüber der leichten, frivolen Lebensphilosophie seines Zeitgenossen Epikur, baute er seine Philosophie auf strenge, sittliche Grundsätze. Ein gutes Bewußtsein und Lebensreinheit war ihm und seinen Anhängern das höchste Gut; das Laster, das einzige Uebel; jedes andere Ding von diesem Standpunkte aus eine gleichgültige Sache. Er lehrte, die Tugend sei die von Lohn und Strafe ganz unabhängige Harmonie des Menschen mit sich selbst; man erlange sie durch richtiges moralisches Urtheil und unbeugsame Herrschaft über die Leidenschaften; erst durch die höchste innere Ruhe und Erhabenheit über alle sinnliche Lust oder Unlust würde die Seele empfänglich für die Weisheit. Diese mache den Menschen nicht gefühllos, aber unverwundbar, und gebe ihm eine Herrschaft über seinen Körper, die auch den Tod nicht scheue, wenn es ein höheres Gut als das Leben gelte. Durch die stoischen Schulen von Rhodus und Athen, wo viele junge vornehme Römer ihre Studien machten, gewann die stoische Philosophie den bedeutendsten Einfluß auf die Bildung der römischen Philosophen. Besonders im Beginne der Kaiserzeit war ihr Ansehen bei den vornehmen Ständen fortwährend im Steigen; ihre oft heroische Sittenstrenge zog die Besserdenkenden in der verdorbenen Welt an sich; an sie schloß Alles sich an, was die damalige Gesellschaft noch Edeles, Kraftvolles, nach einer bessern Zukunft sich Sehnendes besaß, um nicht im Strome der Sittenlosigkeit unterzugehen.

Den eben dargelegten Grundsätzen gemäß verbrachte Agoard seine Tage in ernster Zurückgezogenheit. Sein männliches, vor allem Niedrigen zurückschreckendes Herz

ließ ihn jeden Sinnengenuß, zu dem seine Reichthümer ihm alle Mittel geboten hätten, von Jugend auf verschmähen. Wegen seines rechtlichen, menschenfreundlichen Handelns blickten seine Landsleute mit Hochachtung auf ihn. Er war der Sprößling einer vornehmen Familie; sein geweckter, fein gebildeter Geist, dessen kräftige, freie Denkungsart den Willen auf das Höchste richtete, war herangereift in dem Streben nach Wahrheit. Er hatte die Weisen des Jahrhunderts befragt, die Schriften der Alten durchforscht, die verschiedenen religiösen Systeme seiner Untersuchung unterworfen; aber sein Herz hatte die Gewißheit und die Ruhe des Besitzes nicht gefunden. Nur eine unerschütterliche Ahnung von einem wirklichen, wenn ihm gleichwohl noch unerfindlichen Lichte, nur die Hoffnung, dasselbe werde einst noch die Finsternisse seines Geistes erhellen, war der Erfolg seines unermüdlichen Ringens und Forschens und ihr Lohn; denn sie hielt ihn aufrecht und gab ihm Stärke. So harrte er und horchte treu und gelehrig auf die Stimme einer durch keine Leidenschaft getrübten Vernunft, auf die Einflößungen eines durch keine falschen Rücksichten beirrten Gewissens, das ihm als sein Lebens-Ideal vorschrieb, die Tugend nach bestem Erkennen zu üben, das Böse nach bestem Vermögen zu fliehen und seinen Mitmenschen aus allen Kräften zu dienen. Hochverehrt von ihm lebten seine bejahrten Eltern in seinem Hause. Sie waren sein Stolz; er der Augentrost ihrer alten Tage. Agoard war unvermählt. Oft hatten seine Eltern ihn schon zur Wahl einer Gattin zu bewegen gesucht, aber er war ihrem Andringen immer zart ausgewichen. Es war, als ob er gefürchtet hätte, dem Vater und der Mutter Abbruch zu thun, wenn er seine Liebe

noch einem dritten Wesen zuwende. Unter den Jungfrauen Cristolinum's und Lutetia's, das war mehr als ein Mal seine Ausrede, habe er noch keine, seiner Wahl würdige finden können; er sei ja noch jung, warum eine Sache von solcher Tragweite verfrühen?

Agoard besaß in Aglibert, einem andern Bürger von Lutetia, dessen Villa sich in der Nähe der seinigen zu Cristolinum befand, einen vertrauten Freund. Dieser hatte sich jüngst mit einer schönen und tugendhaften Dame gallo-römischer Abstammung vermählt. Neben manchen vortrefflichen Eigenschaften, die ihn zierten und seinen Umgang unserm Agoard zur gewinnreichsten und angenehmsten Erholung werden ließen, theilte er mit seinem Freunde die Ueberzeugung von der Haltlosigkeit des Heidenthums, dessen Lehren ohne Widerhall in der Tiefe des Menschenherzens, dessen Gottesdienst voller Greuel, dessen Priesterschaft sittlich versunken war. Wozu sollte er Tempel besuchen, wenn an heiliger Stätte selbst dem Laster religiöse Verehrung und Weihe zugetheilt wurde? Waren das Tempel der Gottheit, wie er diese erkannt hatte? Seine Vernunft hatte ihn glauben gelehrt an ein höchstes, die Geschicke des Alls leitendes Wesen, das Rechenschaft fordern müsse und fordern werde über die Einhaltung der aus seiner Vollkommenheit hervorgeflossenen sittlichen Weltordnung seitens der Menschen. An dem Tage, an welchem Potentianus und Eodald am gastlichen Heerde Agoard's Aufnahme suchten, war auch Aglibert bei dem Freunde anwesend. Man führte die Ankömmlinge vor den Herrn des Hauses, und die beiden Boten des Evangeliums baten demüthig um ein Unterkommen für die Nacht.

„Seid mir willkommen, Fremdlinge", antwortete ihnen

der edele Gallier; „was mein Haus vermag, ist zu euern Diensten so lange ihr dessen bedürft und es euch gefällt."

„Das möge dir der Gott der Barmherzigkeit vergelten und dich segnen mit Erkenntniß und mit Frieden durch Christus."

„Welcher religiösen Meinung hängst du an, und was für ein Gott ist es, zu dem du da betest?" fragte Agoard, erstaunt über die Worte des Potentianus.

„Der Gott, den wir verehren, ist der höchste und der einzige, und keiner ist außer Ihm. Er hat den Himmel und die Erde aus dem Nichts hervorgerufen, und Seinen Sohn gesandt, uns rechte Wege zu lehren."

Die Ueberzeugungskraft, mit welcher der Unbekannte sprach, überwältigte Agoard. Scharf und forschend heftete sich sein Auge auf den Redenden. „Du betest also nicht zu den Göttern dieses Landes?"

„Welche Götter dieses Landes meinst du?"

Diese einfache Frage setzte Agoard in Verwirrung. Nach einigen Momenten des Schweigens und Sinnens sagte er dann: „Nun, ich meine die Götter Rom's und Griechenland's, deren Altäre rings das Land erfüllen."

„Aber kennt denn Gallien keinen andern Cultus mehr, als den seiner Bezwinger?"

„Ich sehe, du denkst an die Lehre der Druiden?"

„So ist es. Aber auch ihre Lehre war vor Alters, da sie an die Einheit der Gottheit glaubten, der Wahrheit näher als in späterer Zeit, als sie überhaupt nur noch von Eingeweihten gekannt, und selbst von diesen nicht immer in ihrer Reinheit bewahrt wurde. Wir aber sind weder Lehrer der Druidengeheimnisse noch erkennen wir in den Göttern

Rom's etwas anderes, als verunstaltete und oft in's Gegentheil verkehrte Begriffe von den Eigenschaften des Einen Allmächtigen?"

„Aus welchem Lande kommt ihr Fremdlinge? — gestattet mir die Frage."

„Mein Gefährte hier ist ein geborener Gallier, ein Senone; ich selbst wohnte vormals in Paläſtina, ging dann nach Rom, und kam von dort in diese Gegend."

„Sollte ich richtig geahnt haben? Von neuen wunderbaren Lehrern ist Kunde aus dem Süden des Landes bis zu uns herübergedrungen. Sagt, seid ihr Abgesandte derselben?"

„Wir sind Verkündiger der frohen Botschaft Christi für Alle, die den Frieden Gottes suchen."

Agoard's Herz füllte sich mit Hochachtung gegen Potentianus. Er ergriff dessen Hand und geleitete die Ankömmlinge auf den Ehrensitz neben seinen alten Vater. Agoard ließ es seinen Gästen an nichts fehlen; er bewirthete sie wie Abgesandte eines Königs. Aglibert mochte sich nicht entfernen; er wollte keines der schmucklosen Worte dieser Fremdlinge verlieren, die seine Gefühle mächtiger bewegten, seine Gedanken klarer erleuchteten, als alle Weisheit, die ihm bisher in so prunkenden Formen entgegen getreten war.

Im Laufe der folgenden Tage predigte Potentianus vor vielem Volk den Glauben. Manche Bekehrungen hoben sein Vertrauen und seinen Muth. Sein Entschluß aber, seinem Auftrage gemäß, nun auch in Lutetia selbst seine Lehre zu verkünden, mißfiel Agoard und er suchte ihn noch zurückzuhalten. „Dort warten deiner manche Gefahren," bedeutete er ihm. Die zahlreiche Priesterschaft hängt sehr

am Götzendienste. Wagst du es, ihr lügenhaftes Thun und Treiben anzugreifen, so wird sie, wie gespalten sie auch unter sich ist, wie ein Mann zu deinem Ruine sich erheben."

„Agoard, auch angesichts des Todes dürfte ich von dem Bekenntniß und der Verbreitung der Wahrheit nicht abstehen."

„Das Unmögliche muß man nicht erstreben, werther Mann. Von Agrippinus, dem Prätor in Lutetia, dürft ihr eher alles Andere, als Unterstützung erwarten. Aber falls er selbst auch zur Nachsicht sich gestimmt fühlen sollte, die Priester haben einen so unbedingten, unwiderstehbaren Einfluß über sein Gemüth, daß er ihrem Willen auch gegen seine Neigung sich beugen würde."

Der Strahl freudigen Hoffens wich auch hier nicht von dem Antlitze des Potentianus. „Bei dem Gott, den ich anbete, ist nichts unmöglich, und Er kann auch diese Herzen in meine Hand geben. Sollte Er, dessen Diener mich gesandt hat, es anders beschlossen haben, sollte das Opfer meines Lebens gefordert werden zum Beweise, daß nicht irdischer Vortheil mich reden läßt, was ich rede, nun so sei es: Christus ist mein Leben und Sterben mir Gewinn.

Agoard erkannte, daß Potentianus in seinem Entschlusse nicht wankend zu machen sei; da entschloß er sich, ihm nach Lutetia zu folgen und ihm nöthigenfalls mit seinem Einflusse helfend und schützend zur Seite zu stehen.

Und mit Unerschrockenheit und Freimuth predigten Potentianus und Eodald nach ihrer Ankunft in Lutetia öffentlich den Namen Jesu Christi. Bald hatten sie aus der zahllosen Volksmenge, die sie in ihren Predigten umdrängte, auch eine treue Heerde von Gläubigen gewonnen.

Nach Verlauf von einigen Monaten überbrachte Serotinus dem Potentianus eine Botschaft vom Bischofe von Senones, die ihn nach Trecae[1]) beorderte. Er setzte Eodald zum Haupte der neuen Gemeinde in Lutetia ein, und gab ihm zur Beihülfe den Serotinus; dann reiste er ganz allein nach der genannten Stadt ab.

Bei dem Weggange des Potentianus war Agoard noch nicht Christ. Während sein Herz bereit war, sich dem sanften Joche Christi zu fügen, konnte sein an Selbstprüfung gewohnter Geist sich nur schwer aus den Philosophemen und Sophismen, in die er sich verstrickt hatte, losmachen. Aber nicht lange dauerte dies mehr; bald nach Potentianus Abreise erbat und erhielt er sammt seinem ganzen Hause von Eodald die Taufe. Auch Aglibert und dessen junge Gattin sowie eine Menge angesehener Männer in Lutetia, Römer wie Gallier, folgten diesem Beispiele.

Die Götzenpriester, anfangs gleichgültig gegen die in ihren Augen bedeutungslosen Erfolge des Christenthums, fühlten sich schließlich doch aus ihrer Sorglosigkeit aufgerüttelt. Sie traten zusammen und eiferten sich gegenseitig an, dem Wirken der Eindringlinge Einhalt zu thun. Hierzu erschien vorerst als das Gerathenste, die Angesehensten unter sich an den Prätor Agrippinus zu schicken, um dessen Beistand für ihr Vorhaben nachzusuchen. Dieser Mann — wie denn gewöhnlich im Gefolge der sittlichen Versunkenheit die Feigheit einherschreitet — war ein wahrer Pilatus-Charakter: bereit, wenn er nur um diesen Preis ein Freund des Cäsars bleiben konnte, die Grundsätze wohlerkannter Gerechtigkeit zu verleugnen, und dabei doch ohne alle Scham die Hände in Unschuld zu waschen.

[1]) Troyes.

Als die Priester im Palaste des Prätors erschienen, redete der Wortführer den über diesen Besuch einigermaßen verwunderten Agrippinus folgendermaßen an: „Herr, du weißt, daß neulich Fremdlinge in unserer Stadt erschienen sind. Diese verwirren mit ihrer der Religion des Staates durchaus feindseligen Lehre die Gemüther."

„Man hat mir schon von diesen Männern erzählt," unterbrach ihn der Statthalter.

„Bist du nicht Willens, mit allem Ernste gegen sie aufzutreten?"

„Auf welches Vergehen hin dürfte ich das? Es ist mir nichts zu Ohren gekommen, was mich berechtigen könnte, die Leute in ihren Narrheiten zu hindern."

„Ihr ganzes Treiben geht auf Verachtung der Götter; das Volk wird in Menge irregeleitet."

„Nun, wenn die Götter diese Verachtung nicht ertragen können, so steht die Rache dafür bei ihnen; sollten sie dazu den Arm eines Prätors bedürfen?"

„Die Hand der Götter wägt unsere Geschicke und auch das deinige, Prätor. Du thust nicht wohl, ihrer zu spotten."

Wie das vornehme Römerthum jener Zeit überhaupt, so hatte auch Agrippinus die Fabeln des Heidenthums über Bord geworfen, ohne etwas Besseres zu haben, um es an deren Stelle zu setzen. Hohler, wohlfeiler Spott sollte über die sich aufdrängenden Räthsel des Menschendaseins hinweghelfen und sein oft bis in's Unglaubliche gesteigertes Genußleben die dadurch leer und inhaltslos gewordenen Tage vor Langeweile bewahren. Ging es in besondern Fällen nicht mehr an, den Ernst des Lebens durch das letztere fern zu halten, oder ihm auf die erste Art Hohn

zu sprechen, nun dann griff man nach dem Giftfläschchen und beförderte sich dahin, von wannen, wie man sich einredete, keine Wiederkehr war.

Die Götzenpriester kannten ihren Mann und hatten andere Mittel in Bereitschaft, um den gegen die Christen beabsichtigten Gewaltstreich zu führen.

„Diese Fremdlinge," fuhr ihr Sprecher fort, „geben allerlei gefährlichen Anschlägen gegen den Cäsar Raum."

„Nach den Berichten, die ich über sie habe, sind es ganz friedsame Leute."

„Dann hat man dich getäuscht. Wir können für unsere Behauptung die unwidersprechlichsten Zeugnisse beibringen."

„Die müßte ich allerdings in Händen haben, ehe ich etwas gegen sie unternehmen könnte."

„Du sollst sie haben; denn wir sind fest entschlossen, der Sache ein Ende zu machen. Falls du unsere Klage nicht annimmst, werden wir sie vor den Cäsar bringen."

„Soll das eine Drohung sein?" rief Agrippinus, dem dieses Wort auf einmal eine ganz neue, aber keineswegs erwünschte Perspective eröffnete.

„Wir denken nicht daran, dir zu drohen, Präfect; aber wie jeder gute Bürger, so sind auch wir gehalten, das äußerste Mittel anzuwenden, um nichts aufkommen zu lassen, was die öffentliche Ruhe gefährdet."

„Ehe man zum äußersten Mittel greift, versucht man's aber doch mit andern, dächte ich. Welche aber könntet ihr mir in Vorschlag bringen?"

„Laß frisch weg das Haupt der Christen, einen Senonier, Namens Eodald, als Verführer des Volkes und Verächter der Götter durch deine Soldaten festnehmen.

Schlage den Hirten und du schlägst die Heerde. Je entschiedener du auftrittst, desto besser und schneller wirst du mit der ganzen Bande fertig sein."

„Aber was soll ich mit ihm machen?"

„Gib ihm den Tod, den er verdient hat."

„Nach welchem Gesetze?"

„Welche Bedenklichkeiten! Als wenn die noch zu Recht bestehenden Gesetze des Claudius gegen die alten gallischen Priester, die Druiden, nicht offenbar auch auf die Christen anzuwenden wären! In ihrer ganzen Organisation, in den Lehren, die sie verkünden, in dem Geheimnißvollen ihres Opfercults wie in der lächerlichen Strenge ihres Lebens stehen sie den Druiden gleich. Durch ihre Versammlungen stören sie die öffentliche Ordnung, ebenso wie ihre Lehren Zwietracht in die Familien hineintragen. Wir denken, das genügt."

„In Ermangelung von etwas Besserm muß es wohl genügen. Nun, ihr sollt ferner nicht nöthig haben, an meinem Eifer zu zweifeln." Mit diesen Worten verabschiedete der Prätor die Götzenpriester, die froh waren, mit dem leichten Einsatz einer halb angedeuteten Drohung ihre Absicht erreicht zu haben. Sie hatten richtig gerechnet; vor dem Namen Cäsar erbebte der feige Mensch; vor diesem Schreckbilde erbleichten alle Gesetze und alle Gerechtigkeit. Agrippinus kannte nur ein Gesetz, und das war die Gunst Cäsar's, nur ein Glück: ein in dieser Gunst träge sich fortschleppendes Leben voll Genuß. Sofort ließ er eine Cohorte zusammentreten, und befahl ihrem Hauptmanne, sich nach dem von den Priestern bezeichneten Versammlungsorte der Christen zu begeben, das Haus umzingeln zu lassen, und Codald sowie die vornehmsten Christen

in's Gefängniß abzuführen. Der Prätor hatte kaum diesen Befehl erlassen, als sich ein junger Sklave, der seine Dienstleistungen in der Umgebung des Agrippinus zu versehen hatte, unbemerkt aus dem Palaste wegstahl. Er stürzte auf die Straße, die sich an dem Palaste vorbei nach dem Ufer der Sequana erstreckte, lief einige Zeit am Strande dieses Flusses hin und bog dann plötzlich links in ein unscheinbares Gäßchen ab. An der Thüre eines umfänglichen Hauses blieb er stehen und klopfte hastig zu verschiedenen Malen. Unverzüglich wurde ihm geöffnet. „Wo ist Eodald?“ rief der Sklave fast außer Athem.

„Er ist noch nicht hier; aber die Gemeinde ist bereits versammelt,“ gab der Pförtner, ein ehrwürdiger Greis, zur Antwort. „Er kann jeden Augenblick kommen.“

„So sage mir schnell, wo er wohnt, wo ich ihn finden kann; mein Anliegen duldet keinen Aufschub.“

„Ist deine Eile gerechtfertigt, so folge mir,“ heischte der Pförtner; die sichtbare Angst und Unruhe auf dem Gesichte des jungen Christen ließen ihn auf einen Moment seine nähere Pflicht vergessen. Durch einen dunkeln Laubgang schritt er voran. An seinem Ende lag die Wohnung Eodald's; der Greis zeigte auf eine Holzstiege, die in's erste Stockwerk des Hauses führte, und sagte: „Eodald ist oben; du kannst nicht irren, es ist nur eine Thür da.“

Der junge Mann flog die Treppe hinan.

Eodald lag auf den Knien. Bei dem unerwarteten Geräusche erhob er die Augen, und dem jungen Manne in das verstörte Gesicht sehend, fragte er in aller Ruhe: „Warum so eilig, mein Sohn?“

„Wenn du nicht in die Hand deiner erbittertsten Feinde gerathen willst, so fliehe, mein Vater.“

„Wer ist mir Feind?“ fragte Eodald, ohne im geringsten aus seiner Ruhe sich aufstören zu lassen; „mir, der ich doch Jedermanns Freund bin?“

„Der Prätor ist gegen uns Christen aufgehetzt. Er hat Befehl gegeben, dich in's Gefängniß bringen zu lassen. Ich beschwöre dich, fliehe; fliehe, um dich uns zu erhalten!“

Während Eodald einen Entschluß zu fassen suchte, wie er vor Gott bestehen möchte, trat eben so ungestüm der Oberaufseher Agoard's in's Gemach. Auch er hatte auf dem Wege nach dem Versammlungsorte der Christen von einem Andern aus der Dienerschaft des Agrippinus die Gefahr, in der ihr verehrter Oberhirt schwebte, vernommen. Ehrfurchtsvoll ergriff er den Arm Eodald's, um ihn wegzuführen. Seine Stimme zitterte vor Bewegung: „Im Namen unserer jungen Gemeinde beschwöre ich dich, erhalte uns dein kostbares Leben! Fliehe!“

„Wohin?“ fragte Eodald.

„Nach Cristolinum, in die Villa Agoard's; dort bist du sicher.“

Sanft zogen die Beiden Eodald zur Thüre hinaus. Aber nur die Versicherung, er werde durch sein Zögern auch die Heerde in Gefahr bringen, machte dem Schwanken des Hirten ein Ende.

Noch keine Stunde war Eodald unter Begleitung des Oberaufsehers aus der Stadt, als eine Cohorte Soldaten, mit ihrem Hauptmann an der Spitze, vor das gewöhnliche Versammlungslocal der Christen rückte. Von zwanzig seiner Soldaten gefolgt, trat der Hauptmann ein und befahl, ihn in den Versammlungssaal zu führen. Er verwunderte sich schon, als man diesen erst aufschließen mußte; aber wie aus den Wolken gefallen stand er da, als er

zwischen den vier Mauern auch nicht eine einzige lebende Seele fand.

„Ist denn nicht hier der Ort, wo die Christen sich gewöhnlich versammeln?“ fragte er den Pförtner.

„Du irrest nicht,“ erwiderte der Greis; „auch sogar heute ist dies noch geschehen. Aber du kommst zu spät, wenn du mit deinen Leuten dem Gottesdienste beiwohnen wolltest; die Gläubigen sind alle wieder fort.“

„Und wo ist Eodald, das Haupt dieser Menschen? Hat er mit den Uebrigen die Flucht ergriffen?“

„Ich weiß nicht, ob du damit für seine Abreise den rechten Ausdruck gebrauchst; aber genug, Eodald ist nicht mehr in der Stadt.“

Der enttäuschte Centurio ließ das ganze Haus durchsuchen, aber er fand Niemanden. Die Christen waren, frühzeitig benachrichtigt, um kein Aufsehen zu erregen, nach verschiedenen Richtungen auseinander gegangen.

Unterdeß war Eodald in Cristolinum angelangt. Dort schützte ihn im Nothfalle der mächtige Einfluß Agoard's.

Während Solches zu Lutetia sich begab, waren die Christen zu Carnutum gleichfalls das Ziel einer Verfolgung von Seiten der Heiden. Nerses war wirklich von Senones nach Rom abgereist. Danach hielt Bibulus die Zeit für gekommen, mit den Druiden abzurechnen für seine schimpfliche Ausstoßung aus ihrem Collegium durch Ker-Gwidion. Er machte sich auf nach dem Lande der Carnuten. Die dortige Gemeinde blühte unter der weisen Leitung des Adventinus; die Christen waren eifrig in Zucht und Lehre; ihre Zahl wuchs fortwährend. Der neue Präfect war von kaum besserm Schlage als Quirinus; aber er duldete die Chri-

sten, weil er in ihrer Ausbreitung durchaus keine Gefahr für die Autorität des Kaisers erblickte.

Bibulus arbeitete insgeheim seit seiner Ankunft mit aller Macht daran, die Gemüther gegen die Gläubigen zu hetzen. An der Empfänglichkeit des Statthalters für seine Pläne verzweifelnd, versuchte er sein Glück bei den Opferpriestern. Er erzählte ihnen, wie in Senones der Vesta-Tempel in die Gewalt der Christen gekommen sei, und wie diese ihn in ein christliches Heiligthum verwandelt hätten. „So wird es," schloß Bibulus, „auch hier kommen in nächster Zeit. Ihr habt keine Ahnung von der Vermessenheit und Frechheit dieser Menschen. Mir scheint, ihr habt schon zu lange hier zugesehen."

„Nie lassen wir solche Schmach über uns kommen."

„Wenn der richtige Augenblick nicht schon verpaßt ist, soll's mich freuen," höhnte Bibulus. „Aber freilich, man muß thun, was sich noch thun läßt, um vor diesen Dieben euern bedrohten Tempel zu retten."

„Sage uns, was geschehen soll!"

„Kommt ihren Gelüsten einfach zuvor. Sammelt alle Männer, die noch ein Herz für die Götter des Kaiserreiches haben, und sagt ihnen, wie die Dinge stehen, wie die Christen es anderwärts treiben; und wenn ihr die Leute dann warm gemacht habt, dann tretet muthig an ihre Spitze und schafft dies verfluchte Geschlecht aus der Welt. Die Todten können euch nicht mehr schaden."

„Aber was wird der Statthalter sagen?"

„Er wird zusehen, und schweigend euch gewähren lassen. Ich kenne den Mann; seid ohne Sorge. Dürfte er's auch wagen, für die Feinde des Reiches Partei zu ergreifen? Er wird sich hüten. Ja, wenn ihr erst ein-

mal recht mit der Vertilgung des Christenthums begonnen habt, dann könnt ihr sogar für den Rest auf seine Unterstützung rechnen. Uebrigens, wo ich euch mit Rath und That dienen kann, will ich in dieser Sache gern ein Führer sein."

Die Götzenpriester fanden den Vorschlag des Bibulus gut, und leiteten den Gewaltstreich ein. Dieser selbst hatte, gewandt in solchen Dingen, bald ein Complott gebildet.

Eines Abends, als die Gläubigen in dem Heiligthume der Jungfrau zum Gebete versammelt waren, drang ein roher, bewaffneter Haufe urplötzlich herein und stürzte sich auf die Wehrlosen. Adventinus, sich an die Spitze seiner Heerde stellend, fiel zuerst in dem Gemetzel; nach ihm eine große Anzahl der Gläubigen, darunter auch Ker-Gwidion. Der Rest des Häufleins stob auseinander, und die Götzenpriester, schon von dem vollständigen Untergang des Christenthums im Carnutenlande träumend, feierten Freudenmahlzeiten.

Altinus hatte kaum Nachricht von dieser Verfolgung der Gemeinde zu Carnutum, als er zum Troste der verschont Gebliebenen herbei eilte. Aber kaum hatten die Götzenpriester und ihr Anhang von seiner Anwesenheit in der Stadt erfahren, als sie sich auf's neue zusammenrotteten; sie zogen tumultuarisch vor das Haus, in dem der Bischof ein Unterkommen gefunden hatte, und rissen ihn aus demselben heraus, mit Schlägen und Stößen ihn überhäufend. Diesmal verhinderte der Präfect, daß es zum Aeußersten kam. Ein von ihm an Ort und Stelle geschickter Hauptmann erklärte, der Präfect verlange diesen Fall vor seinen Richterstuhl; er selbst habe Befehl, den Altinus in's öffentliche Gefängniß abzuführen.

Erst als der Beamte versprach, der Präfect werde den Christen nach der Strenge des Gesetzes als Volksaufwiegler und Feind der römischen Herrschaft richten, gab die Rotte ihren Gefangenen los.

Geschah es durch die Nachsicht des Präfecten oder durch die Vermittelung Anderer, genug, es gelang Altinus, der Haft zu entkommen. Mit Wunden bedeckt floh er in's Haus Agoard's in Cristolinum, wo er Eodald wiedersah und diesem erzählte, wie auch er kaum der Wuth der heidnischen Priester entschlüpft sei.

Nach Verlauf einiger Tage, sobald nämlich die heilenden Wunden des Altinus es ermöglichten, brachen Beide im Stillen nach Senones auf, um mit Sabinianus zu berathen, was zu thun sei, und diesem Rechenschaft von ihrem Wirken zu geben.

Die Rachsucht der Götzenpriester zu Carnutum hatte indeß in der Flucht des Altinus neue Nahrung gefunden. Sie wiesen vor dem Präfecten auf dieselbe hin als ein Eingeständniß und das offenbarste Zeugniß seiner Schuld. Sie drohten, sich klagend nach Rom zu wenden, weil ruhige Bürger in ihrem Cultus und ihrer Sitte, unbeschützt durch die vom Kaiser gesetzte Obrigkeit, gekränkt werden dürften. So drohten sie; aber sie unterließen auch nicht zu handeln. Als sie erfahren hatten, Altinus habe den Weg nach Cristolinum eingeschlagen und sei wohl im Hause Agoard's zu finden, stieg Bibulus an der Spitze einer entschlossenen Bande zu Pferde und machte sich auf den Weg nach Lutetia. In dieser Stadt war ein Einverständniß mit den Götzenpriestern, selbst mit dem feigen Agrippinus schnell zu Wege gebracht, und vereint mit diesen zogen sie nach Cristolinum.

Eine große Anzahl Christen hatte bei ihrer Flucht aus Lutetia Aufnahme bei Agoard und seinem Freunde Aglibert gefunden. Als die Truppe der Götzenpriester dort erschien, traten ihnen die beiden vornehmen Gallier entgegen, um die Sache ihrer Brüder zu führen und deren Leben zu schützen. Ungehört wurden sie niedergehauen, und gleich ihnen fielen die schutzlosen Christen in den Villen Agoard's und Aglibert's sämmtlich dem Hasse der Heiden zum Opfer.

XII.

Der Stand der Dinge in Rom.

Nerses hatte die in Senones und den übrigen Orten der Provinz angestellten Rache-Intriguen dem Bibulus zur Ausführung überlassen und für seine eigenen Thaten einen größern Schauplatz gesucht.

Er war, wie wir gehört haben, nach Italien gereist, und zwar in Folge einer geheimen Botschaft seines kaiserlichen Halbbruders. In Ostia gelandet, traf er im Anfange des Jahres 59 in Rom ein, wo auch Nero eben anwesend war.

Alles, was nur den geringsten Verdacht der Kaiserin-Mutter auf ihn hätte ziehen können, sorgfältig vermeidend, nahm er sein Absteigequartier in einer entlegenen Vorstadt nahe dem Tiber bei Severus, dem Sohne des seit Kurzem gestorbenen Minucius. Dieser Sohn des einstmaligen Präfecten von Senones war ungefähr von gleichem Alter wie Nerses; Beide hatten bisher einen lebhaften Briefwechsel mit einander unterhalten. Diesen Verkehr hatte auch Nero mehrere Male als Verbindungsweg zwischen ihm und Nerses benutzt.

Ungeheuchelte Freude strahlte auf dem Gesichte des Severus, als er des Nerses ansichtig wurde. Er ging ihm entgegen, küßte ihn nach römischer Sitte und rief: „Endlich also bist du da! Wie lange hast du auf dich warten lassen!“

„Was gibt es Neues?“ fragte Nerses.

„Nichts als einige Eifersüchteleien im Palaste. Doch davon später. Erst laß uns des Wiedersehens froh werden. Du scheinst wenig ermüdet von der langen Reise, daß du, kaum angekommen, dich schon erkundigst, wo du dich etwa nützlich machen und deine Kräfte verwerthen kannst.“

Nerses lachte hell auf. „Ermüdet meinst du? Als ich Rom's ansichtig wurde, durchströmte neue Lebenskraft meine Glieder. Beim Herkules! Rom ist doch die einzige Stadt, wo sich leben läßt.“

„Hm, hm... das hängt denn doch von der Stellung ab, die man hier einnimmt. Wenn....“

„Freilich wohl; — — Was treibt Nero?“

„Dem gehen große Dinge im Kopfe herum; ihretwillen hat er dich hierher bescheiden lassen.“

„Ha, er sieht also endlich ein, daß die Zeit des Gehenlassens vorbei ist. Sie ist's schon lange. Sechs Jahre sitzt er bereits auf dem Throne, und weder im Reiche noch in den Provinzen nennt ein Mensch seinen Namen! Also er ist's müde, länger seiner liebenswürdigen Mutter Gliederpuppe zu sein?“

„Ich dächte, er hat es ihr gezeigt in dem vortrefflich ausgefallenen Vorspiel mit Britannicus. Mag die Alte sich ein Beispiel daran nehmen! Ich glaube, ihr ist ohnehin die Heldenrolle im Hauptdrama zugedacht.“

„Ich muß gestehen, die Art, wie er sich den Britannicus vom Halse schaffte, zeugt von Energie. Es war ein wahres Meisterstück und läßt ahnen, was der Cäsar noch leisten kann, wenn er auf den Beinen bleibt."

„Du hättest," fuhr Severus fort, „die Gewandtheit und Entschlossenheit sehen sollen, die er dabei entwickelte. Seneca und Burrus glaubten schon die herrschsüchtige Agrippina verdrängt und Nero, ihren Schüler, aus einem Schattenkaiser zu einem wirklichen gemacht zu haben, da stellte sich das stolze Weib, um Nero einzuschüchtern und ihm zu zeigen, wessen sie fähig wäre, als begünstige sie jetzt den Britannicus, dem der Thron ja doch von Rechtswegen zukomme. Da galt's freilich! Nero rief die Locusta. »Schaffe Gift!« herrschte er sie an, »aber ein ganz anderes, als du für den elenden Claudius gebraut hast; ein kräftiges, rasches Tränkchen muß es sein; die Sache hat Eile.« Die alte Hexe hatte Furcht vor dem Julianischen Gesetz gegen die Giftmischer, aber Nero lachte sie aus. »Was ist Gesetz?« rief er. »Ich bin Gesetz.« Locusta lieferte das Gift. Nero lud den Britannicus zu Tische, füllte selbst einen Becher und reichte ihn demselben bekränzt. Britannicus trank, aber erstarrt stürzte er hin und war todt. In aller Eile errichtete man den Scheiterhaufen, um die Leiche zu verbrennen. Der niederströmende Regen aber machte den feinen Gyps, mit dem man die schwarz und blau angelaufenen Gesichtszüge gefärbt hatte, abträufeln, und das Volk erkannte gar wohl, an welcher Krankheit der kaiserliche Bruder des Todes verblichen war."

„Was sagten denn Seneca und Burrus, die Weisheit und die Staatskunst, dazu?"

„Sie beweinten den Todten und beklagten das Ver-

brechen; als aber Nero sie die Villen des Britannicus erben ließ, da trösteten sie sich über beides."

„Und Agrippina?"

„Sie machte Nero Vorwürfe; dieser gab sie ihr zurück und sagte ihr: wer in einem gläsernen Hause wohne, dürfe nicht mit Steinen werfen. Dann entzog er ihr die Leibwache und meinte, es sei besser, wenn sie nicht mehr beisammen wohnten. Haha!"

„Und das war alles?"

„Es war seine Mutter, Freund! Wie sollte er sie härter strafen? Diese Demüthigungen gehen ihr ohnehin an's Leben."

„Ich begreife dich nicht, Severus! Es war seine Mutter? Nein, es ist Agrippina! Es ist das Weib, welches Ehebruch und Blutschande, welches den Mord ihres zweiten Gemahls und ihres dritten, alles das und tausend andere Schandthaten auf der Seele hat! Ich wiederhole, sie ist zu gnädig weggekommen, und Nero wird seine Nachsicht büßen!"

„Alle die Verbrechen, die du da aufgezählt hast, die verzieh Nero seiner Mutter herzlich gern, und für das eine und das andere mußte er ihr noch Dank wissen: genoß er doch die Frucht davon! Auch daß du in solche moralische Entrüstung geräthst, ist mir unbegreiflich. Ha, ha! Sie hat dich verbannt! Ist das nicht ihrer Laster größtes? Und du, edele Seele, zählst es nicht einmal mit auf? Doch Scherz bei Seite, was Nero gegen Agrippina aufbringt, sind in der That ganz andere Punkte. Er liebt nämlich die Poppäa Sabina, die Gemahlin Otho's, des Statthalters in Lusitanien. [1]) Poppäa ist verschlagen und ehr-

[1]) So hieß das heutige Portugal als römische Provinz.

geizig; sie verlangt von ihm seine Scheidung von Octavia, der Schwester des Britannicus, um ihn selbst zu heirathen. Agrippina arbeitet mit aller Kraft dagegen; daher seine Erbitterung, sein tödtlicher Haß gegen die Mutter."

„Ich sehe, ich kam zur rechten Stunde. Nero bedarf eines Mannes, der mit Rath und That ihm beisteht. Er ist auf gutem Wege; ich werde sorgen, ihn darauf zu halten."

Der Abend überraschte die Beiden in ihrer Unterredung. Da überbrachte Paris, ein Freigelassener Nero's, von Seiten seines Herrn eine Einladung an Nerses: Der Kaiser erwarte ihn im Palaste.

Der Herrscher empfing den natürlichen Sohn des Domitius Denobarbus mit wahrhaft wilder Freude. Sein vertrauliches Entgegenkommen zeigte Nerses sofort, daß die lange Zeit der Trennung ihrer Freundschaft keinen Eintrag gethan habe. Nero befahl, daß man ihn mit Nerses allein lasse. „Du kommst gelegen, Nerses, ich bedarf deiner Einsicht, vielleicht deines Armes. Du hast von meinen Streitigkeiten mit Agrippina gehört?"

„Ich kenne das hochmüthige Weib und kann mir den Kummer vorstellen, den sie dir macht."

„Nein, das kannst du nicht, — du hast keinen Begriff..."

„So schaff' sie bei Seite."

„Sie ist meine Mutter..."

„Sie ist zu allem fähig und wird nicht bedenken, daß du ihr Sohn bist."

„Ich weiß es wohl; so geht es mit unserm Geschlechte. Ist es nicht bisweilen, als laste ein Fluch auf uns? In unser Aller Adern regt sich eine Racheluft, eine Freude an Mord und Blut, die sich nur im Tode selbst zufrieden gibt."

„Nun, so mach' daß du mit Agrippina zu Ende kommst. Besser sie stirbt, als du."

„Es könnte nicht geheim bleiben. Was würde man in Rom, was in den Provinzen denken?"

„Den Römern mußt du's vorsagen lassen, was sie denken sollen. Was man dann in Rom denkt, das denkt man in den Provinzen nach. Du hast den Seneca; er wird eine Rede im Senate halten. Mit einem so gewandten Wortkünstler kann man schon etwas wagen. Er weiß den Begriff von Tugend so geschickt zu drehen und zu deuteln, zu dehnen und einzuzwängen, daß er sich schließlich auch Dingen anpaßt, die andern Leuten gar nicht sehr tugendsam aussehen. Das Gewissen dieses Philosophen ist weit und gefügig. Wer die Macht hat, hat auch ihn sammt seinem Gewissen."

„Ich habe mir das alles auch schon vorgestellt."

„Nun, dann muthig an die Ausführung!"

„Aber wie?... Gift? Das schien mir anfangs am zweckmäßigsten; aber der Gedanke an den Tod des Britannicus und der Argwohn des Volkes bei demselben möchte es für diesen Fall unbrauchbar, wenigstens nicht räthlich erscheinen lassen. Uebrigens wäre es auch noch die Frage, ob ich damit bei Agrippina zu meinem Ziele gelangte; sie ist schlau und nimmt, so erzählte man mir, häufig Gegengift. Nichts aber wäre unter den obwaltenden Verhältnissen schlimmer, als ein Streich in die Luft."

„Nun, so bleibt der Dolch."

„Auch der hat sein Bedenken. Wo eine Wunde klafft, ist der Mord offenbar. Wie viel verlässige Leute hat man, denen man sich anvertrauen darf und die in einem solchen Falle gehorchen?"

„Du hast in Anicetus, dem Commandanten der Flotte von Misenum einen vertrauten Mann.“

„Allerdings;... er verdankt mir die Freiheit und liebt mich von meiner Kindheit an eben so sehr, wie er Agrippina haßt. Er ist zudem gerade im Palaste anwesend und ich könnte ihn sogleich rufen lassen.“

„Thue das. Ich mache mich anheischig, mit ihm eine Ausführung für unsern Plan zu verabreden, wie du besser keine wünschen sollst.“

„Wohlan, wir wollen zusammen überlegen.“ Nero ließ dann durch einen Sklaven Anicetus herbeiholen. Bald hatte der Cäsar diesen in seine Absicht eingeweiht.

„Du bist mit allem See- und Schiffswesen bekannt, Anicetus,“ begann dann Nerses; „ich könnte mir nun recht wohl ein Schiff denken, das sich wie von selbst mitten auf den Fluthen öffnete. Wärst du im Stande, ein solches Schiff in Wirklichkeit herzustellen?“

„In kürzester Frist. Wo und wie man will soll es auseinandergehen.“

„Das ist herrlich!“ rief Nero. „Wenn Agrippina so unbemerkt, gleichsam im Schiffbruche zu Grunde geht, wer wird dann den Muth haben, von einem Verbrechen zu sprechen?“

„Dann fehlt noch eins, Cäsar, um die Welt, die getäuscht sein will, vollends zu blenden: wenn dieses Weib von der Erde verschwunden ist, erbauest du einen Tempel mit Altären zu ihrer Ehre, zum Beweise deiner kindlichen Liebe und als Zeugen deines Schmerzes.“

Nero gab seine Zustimmung und befahl, sofort an's Werk zu gehen.

Anicetus reiste eiligst nach dem Hafen von Misenum,

am Ende des Golfs von Neapolis ab. Nero begab sich nach seiner in einiger Entfernung davon an den Ufern dieses Golfs gelegenen reizenden Villa zu Bajae; hierhin, an das schönste Seegestade Italien's und vielleicht der Welt, lud er seine Mutter ein zu einem Besuche, um, wie er heuchlerisch in seinem Einladungsschreiben vorgab, das Fest ihrer Wiederversöhnung zu feiern. Agrippina konnte das Traumbild ihrer frühern unumschränkten Herrschaft nicht vergessen; die süße Hoffnung, wieder zu erlangen, was sie an Macht und Einfluß verloren hatte, verlockte sie trotz aller Bedenken, und sie eilte herbei. Nero behandelte sie mit kindlicher Zuvorkommenheit; am Tische räumte er ihr den Ehrenplatz ein. Um Mitternacht geleitete er sie an das Schiff, das sie hinüber führen sollte auf ihr Landgut zu Baccoli [1]) zwischen Bajae und dem Cap Misenum, wo sie wohnte; er küßte sie zum Abschiede auf Hand und Auge und drückte sie lange an sein Herz. War es Heuchelei, oder war es die gewaltige, unvertilgbare Stimme der Natur, die sich noch ein Mal in diesem Frevlerherzen erhob gegen das widernatürliche Verbrechen, das sich einige Augenblicke später an seiner Mutter vollziehen sollte?

Die Nacht war schön und hell, die See glatt. Ueber die leicht gekräuselten Wellen, deren Spitzen der Mond mit seinem Lichte versilberte, glitt das Schiff der Kaiserin sanft durch den Golf von Bajae. Im Unterraume saß Agrippina in einem prächtig ausgestatteten Zimmer, vor ihr ihr Diener Creperius; ihre Freigelassene Acerronia hatte sich schmiegsam zu ihren Füßen gekauert. Freude und Befriedigung strahlte aus den Gesichtern. Acerronia wurde nicht

1) Jetzt Bauli.

müde, ihre Herrin zu beglückwünschen über den herzlichen Empfang, der ihr von Seiten ihres Sohnes geworden war. Da, auf einmal — ein Krach, und die Decke über ihren Häuptern stürzt in Trümmern über sie zusammen. Creperius liegt von dem Holzwerke zerdrückt am Boden, aber die Andern leben noch und sind unverletzt.

Doch neues Jammergeschrei und rathlose Verwirrung — das Schiff neigt sich und sinkt! Die beiden Frauen stürzen sich in's Meer.

Acerronia schreit: „Rettet mich! Ich bin Agrippina. Rettet die Mutter des Cäsar!“ Das gerade war ihr Tod. In der Meinung, sie sei es wirklich, schlug man ihr von einem Kahne aus, der auf Nero's Befehl der kaiserlichen Barke gefolgt zu sein schien, mit dem Ruder auf's Haupt; sie versank.

Agrippina entrann dem ihr so klug bereiteten Verderben. Man hatte sie, ohne zu wissen, wer die Dahertreibende war, in einem Kahn aufgenommen. Erst nachher gab sie sich zu erkennen. Sie war mit einer unbedeutenden Verletzung davongekommen. Man brachte sie nach ihrer Villa.

In angstvoller Unruhe und Erwartung harrte Nero zu Bajae der Nachricht vom Untergange seiner Mutter. Endlich erschienen die bestellten Boten, aber mit der Kunde, der Anschlag auf Agrippina sei fehlgegangen; sie sei in ihrer Villa geborgen.

Der Kaiser gerieth außer sich. Im ersten Anfalle der Wuth konnte selbst Nerses mit Mahnungen zu Besonnenheit und Fassung nicht durchdringen. Nero ließ Seneca und Burrus rufen, und dieser Umstand läßt annehmen,

daß sie in den schändlichen Plan eingeweiht waren. Bei ihrem Eintritt rief der Kaiser ihnen entgegen: „Mein Streich hat nicht getroffen. Die Sache wird ruchbar werden. Was beginnen?“

Der Philosoph und der Prätor der Leibwache schwiegen, der Eine wie der Andere.

„Ihr seht,“ fuhr Nero fort, „in welcher Gefahr ich schwebe. Agrippina kann ihre Sklaven bewaffnen, die Soldaten in Aufruhr bringen, den Senat und das Volk für sich gewinnen.“ Nero hielt ein, um die Beiden zu Worte kommen zu lassen.

Seneca und Burrus verharrten in ihrem Schweigen. Einer schien auf das Vorgehen des Andern zu warten. Endlich faßte Burrus sich ein Herz: „Die Leibwache ist zwar deinem Hause ergeben; aber das Andenken an Germanicus lebt noch in ihr; sie wird nichts gegen seine Tochter unternehmen. Anicetus hat die Sache in die Hand genommen. Er mag Rath schaffen.“

Anicetus, der zugegen war, erklärte sich bereit, das begonnene Werk zu Ende zu führen, wenn man ihm freie Hand lasse.

„Auf, thue was dir gut dünkt, aber schnell!“ schrie Nero. „Heute noch will ich Kaiser sein, und wenn ich mein Glück nicht meinen Räthen verdanken kann, will ich's meinem Freigelassenen schulden.“

An den Ufern des Golfs hatte sich unterdessen eine große Menge Volkes zusammengefunden. Das geheimnißvolle Halbdunkel der Nacht ließ ein bewegtes Bild erkennen. Die Einen schwammen in ihren leichten Barken auf der ruhigen Wasserfläche, um etwa umhertreibende Trümmer des geborstenen Schiffes aufzufischen; Andere hatten

sich bis auf die äußersten Spitzen der Uferdämme hinausgewagt; wieder Andere wateten, einander die Hände reichend, an den seichten Stellen bis an die Brust in der Fluth. Dumpf über dem glatten Wasserspiegel verklingend, ließen sich fragende und antwortende Stimmen hören; unheimlich leuchtete jetzt hier, jetzt da am Ufer eine Fackel auf, bewegte sich ab und zu und warf ihren röthlichen Schein bald auf eine Gruppe zusammenstehender Neugieriger, bald auf die aufschäumenden Uferwellen. Die Gefahr, in der Agrippina geschwebt, hatte den leicht erregbaren Haufen sofort für sie eingenommen. Auf die Nachricht, sie sei gerettet und schon in ihrer Villa zu Baccoli, eilte die Menge dahin.

Während unter ihren Fenstern lautes Freudengeschrei erscholl, lag Agrippina in ihrem Schlafgemache ganz einsam. In dem matten Scheine der Lampe gewahren wir eine einzige Sklavin in ihrer Umgebung. Voll Spannung wartete die Herrin auf Nachrichten von ihrem Sohne. Obwohl im Herzen überzeugt, dem Ereigniß liege ein Verbrechen zu Grunde, war sie doch zu klug, nach dieser Ueberzeugung zu handeln. Sie hatte zu ihrem Sohne geschickt, um ihm Nachricht zu geben, welcher Gefahr sie so eben glücklich entronnen sei. Stunde um Stunde verstrich, kein Bote kam zurück. Das Geschrei und Gesumme unter ihren Fenstern war schon geraume Zeit immer schwächer und schwächer geworden und endlich gänzlich in der Ferne erstorben. Das unheimliche Schweigen der Nacht erfüllte wieder alles rings umher; das leise Anschlagen der Brandung an die Mauern der bis in die Fluth hineinragenden Villa war das einzige, was von Bewegung zeugte weit und breit.

„Da horch! — das sind Tritte ... es sind mehrere ... Bewaffnete?“ Das Thor der Villa wird mit Gewalt eingestoßen, die Hauswache verstummt. Jetzt ist die Schaar an der Thüre des Gemaches, wo Agrippina liegt.

Die Sklavin, das einzige lebende Wesen, das sie noch um sich hatte, ergreift durch eine Hinterthüre die Flucht. „Auch du? du verlässest mich?“ rief die Kaiserin ihr nach; aber da drängten die Ungestümen auch schon in's Zimmer.

Anicetus stand vor dem Bette.

„Bist du von Nero zu meiner Begrüßung gesandt,“ rief Agrippina diesem entgegen, „so geh' und melde ihm, ich sei wieder hergestellt; bist du aber zur Ausführung einer Unthat gekommen, so wird mein Sohn dir doch wenigstens nicht aufgetragen haben, die Mutter zu morden!“

Bei diesen Worten schweifte ihr Blick durch das Gemach; er blieb auf einer Gestalt haften, die aus dem Hintergrunde hervortrat: es war Nerses.

Wie Feuer glühten seine dunkeln Augen. Der konnte zu nichts anderm gekommen sein, als zur Rache.

„Was vom Blute des Denobarbus kommt, wird mir zum Verderben,“ ächzte verzweifelnd Agrippina.

Die Züge des Nerses verzogen sich zu einem grinsenden Hohnlachen. Er trat an das Bett heran und beugte sich zu Agrippina nieder. „Nun ist die Reihe an mich gekommen, zu schmecken, wie süß Vergeltung ist. Du hast mich des Landes verweisen lassen. Du siehst, ich habe dich in der Fremde nicht vergessen.“

Agrippina antwortete nicht.

Einer aus dem Gefolge des Anicetus, das sie sofort umringt hatte, versetzte ihr mit einem Stocke einen be-

täubenden Schlag auf's Haupt. Sie sah noch, wie ein Centurio sein Schwert zog, um sie zu durchbohren, und ihre letzte Kraft zusammennehmend, rief sie ihm zu: „Hier in den Bauch!“ Durch mehrere Wunden zum Tode getroffen, starb sie.

Das war die Welt, das die Menschen, welche das Christenthum bei seinem Erscheinen vorfand. Kein Schrei des Entsetzens erhob sich, keine Klage wurde laut in der vornehmen Welt Rom's, als diese ruchlose That bekannt wurde. Keiner wagte es, sie zu brandmarken; ja, Afranius Burrus, der Mann, den man seiner Zeit als Einen der Besten ansah, sandte die Officiere der Leibwache, um Nero zu beglückwünschen. In den Villen Campaniens brannte der Weihrauch zum Dankopfer für die Götter. Seneca, der Weise, der Gerechte, sprach im Senate zur Vertheidigung seines Herrn. Und was geschah? In den hündisch-ergebensten Phrasen bat man Nero, dessen Hand vom Blute der eigenen Mutter triefte, in die Hauptstadt zurückzukehren und seine allzeit getreuen Römer mit seiner Gegenwart zu beglücken.

Aber nicht nur der Senat, alles Volk zog hinaus zu seinem Empfange. Weiber, Kinder, alle Classen der Stadt drängten sich an die Wege, wo er vorbeikommen sollte, und geleiteten ihn im Triumphe zum Capitol, wo er den Göttern ein Dankopfer darbrachte.

Ein Einziger wagte es, anderer Meinung zu sein: Thraseas; in dem Augenblicke, wo man im Senat den Fluch über Agrippina's Andenken aussprach, stand er auf und verließ den Saal.[1])

[1]) Tacitus, Annalen. De Champagny: Les Césars.

Es kostete nun den Nerses keine erhebliche Anstrengung mehr, Nero auf der Bahn verbrecherischer Gewaltthaten voranzutreiben. Der Gebieter der Welt, der Mann, den Gott als Geißel brauchte, um des Römervolkes Stolz und Verkommenheit zu züchtigen, er stürzte sich wie besessen in ein ganzes Meer von Schmach und Schande. Seine nächste Umgebung war nur entartetes, feiges Sklavenvolk, meist Schauspieler und zu einer gewissen Berühmtheit gekommene Verbrecher. Ließ sich von diesen etwas Anderes erwarten als Schmeicheleien und Glückwünsche zu allen Greueln? Aber Nero verlangte auch nichts Anderes. Auf den Mord seiner Mutter folgte der Mord Octavia's, seiner Gattin, der Tochter des Claudius. Dem Fürsten zu Liebe bekannte sich Anicetus vor Gericht als Mitschuldiger ihres Ehebruchs, worauf Nero sie nach der wüsten Insel Pandataria verbannte, während Anicetus auf der Insel Sardinia ein bequemes Exil fand, wo man ihn in aller Freiheit leben und in seinem Bette ruhig sterben ließ.

Nie, sagt Tacitus, wurden mehr Thränen geweint bei dem Abschiede einer Verbannten, als von denen, die Zeuge der Abfahrt Octavia's waren. Die Verbannung Agrippina's unter Tiberius und Julia's unter Claudius war noch in frischem Andenken. Sie waren wenigstens in gereifterm Alter; sie hatten das Leben genossen und glückliche Tage gesehen. Aber für Octavia war selbst der Tag ihrer Vermählung ein Schmerzenstag gewesen. In dem Hause, in das sie eintrat, sah sie nichts als Trauer; dort war ihr Vater vergiftet worden, dort ihr Bruder beinahe einem ähnlichen Verbrechen erlegen, dort war sie die unter eine Sklavin erniedrigte, mißachtete Herrin. Sie sah, wie ihr Gemahl

an ihrem Verderben arbeitete, nur um die Poppäa zu heirathen; sie mußte eine Anklage erleben, die grausamer für sie war als der grausamste Tod. Und dieses Kind — sie war noch nicht zwanzig Jahre alt — sah sich nun von einer Horde Soldaten umringt, von dem Leben getrennt, ohne unbehelligt im Frieden sterben zu können.

Nach wenigen Tagen kam der Befehl, sie zu tödten. Nicht mehr als seine rechtmäßige Frau, nein, nur als eine liebende Schwester, die von ihrem Bruder eine Gnade erfleht, beschwor sie Nero im Namen des Germanicus oder wessen Andenken ihm noch heilig sei, doch ihr junges Leben zu schonen: alles umsonst. Er ließ ihr die Adern öffnen, und da das Blut, wie von Schrecken erstarrt, nur langsam floß, warf man sie in ein heißes Bad, in welchem sie erstickte.

Während Nero seine Hände so in das Blut seiner nächsten Anverwandten tauchte, während Greuelscenen ohne Ende sich überhaupt in der vornehmen Welt Rom's häuften, keimte das in dem gewaltigen Worte der Apostel Petrus und Paulus unter dieses Unkraut gesäete Christenthum unaufhaltsam empor. Selbst im Palaste Cäsar's gab es Christen; und Senatoren und Ritter fanden sich in großer Anzahl unter denen, die glaubten.

Und nicht bloß in Rom schlug der Baum Wurzel, unter dessen Schatten die Welt den Frieden finden sollte und unter dem allein sie ihn finden wird; täglich erschienen Boten aus allen Weltgegenden zu den Füßen des Simon Petrus, ihm Kunde bringend von dem wunderbaren Gedeihen des Reiches Christi.

Eines Tages kam auch ein Mann aus Gallien zu dem ersten Papste. Es war Gennorix. Sabinianus hatte

ihn zum Priester geweiht und ihm den Auftrag gegeben, das weite gallische Reich zu bereisen, sich von dem religiösen Zustande der einzelnen Pflanzschulen des Evangeliums zu unterrichten, um dann in seinem Namen dem Apostelfürsten Rechenschaft von den Mühen seiner Sendboten und Kunde von deren Erfolg überbringen zu können.

Mit welch' heißer Sehnsucht hatte ihn verlangt, in das Antlitz dessen zu schauen, dem Christus seine Schafe und seine Lämmer zur Obhut gegeben! Bei seiner Anwesenheit in Antiochien war ihm dies Glück dadurch nicht zu Theil geworden, daß Petrus sich eben eine Zeit lang aus dem Centrum seines damaligen Wirkens entfernt hatte. Aber welches unnennbar selige Gefühl durchströmte sein Herz, als Simon Petrus ihn jetzt als Mitarbeiter im Weinberge des Herrn begrüßte und umarmte, seinen Bericht über die apostolischen Arbeiten der Hirten Gallien's, über ihre reiche Ernte, ihre Hoffnungen für die Zukunft der gallischen Kirche mit thränen- und freudenreicher Theilnahme hörte! Mit besonderer Liebe und persönlicher Dankbarkeit erzählte Gennorix von Sabinianus und dessen unzähligen Mühen, dessen glühendem Eifer.

Oft verkehrte seit dieser Stunde Gennorix mit dem Apostel. Eines Tages sagte dieser: „Mein Sohn, ich will, daß du fortan in meiner Nähe bleibest. Aus allen Nationen, die in Rom zusammentreffen, erhält die Kirche Zuwachs; Männer aller Sprachen drängen sich in die Umzäunung der Hütten Sem's und unter die Gezelte Jacob's. Auch viele Gallier, welche hier die höchsten Würden bekleiden und Sitz im Senate haben, hören auf des Herrn Wort. Ich bedarf eines Priesters ihres Stammes, um mit ihnen in ihrer Art verkehren zu kön-

nen. Willst du das Opfer deines Vaterlandes bringen und hier mein Helfer sein?“

Gehorsam beugte sich Gennorix dem Befehle des Apostelfürsten. Er, wie auch der Bischof von Senones hatten es ohnehin gewünscht, daß er sich durch einen längern Aufenthalt zu Rom in den apostolischen Ueberlieferungen befestigen könne.

Das war geschehen im Jahre 63 nach Christus.

Zwei Jahre später, im Anfange des Monats October ließ sich ein Mann von ungefähr 50 Jahren in Massilia in einem der Ueberfahrtsschiffe, die von Ostia kamen, nach der Stadt rudern. Ohne längern Aufenthalt in derselben zu nehmen, als er zur Uebergabe der für den dortigen Bischof mitgebrachten Briefe und zur nothdürftigen Stärkung bedurfte, eilte er weiter. Nach etwa acht Tagen hatte er schon die weite Strecke, welche die Stadt der Senonen von dem Meere trennte, zurückgelegt; er machte Halt — es war bei einbrechender Nacht — vor der Thüre des Hauses, das Sabinianus bewohnte, und begehrte Einlaß.

„Segne Gott deine Heimkehr! Gennorix, mein Sohn!“ rief der nun sechszigjährige, in harter Arbeit ergraute Greis, als der Reisende in sein Gemach trat. „So sehe ich dich doch wieder, ehe ich sterbe!“ Lange hielt der Bischof ihn an sein Herz gedrückt. Auch Potentianus, der vor Kurzem von Trecae gekommen war, umarmte ihn. Sein Haar war, seit Gennorix ihn zuletzt gesehen, gleichfalls gebleicht.

Gennorix konnte lange keine Worte finden, so sehr bestürmten die verschiedensten Gefühle sein Herz. Als Sabinianus ihn aber fragte, ob Simon Petrus ihm

gestattet habe, wieder in der Heimath zu bleiben, da brach sein Herzeleid in einem heißen Thränenstrom hervor und mit gebrochener Stimme jammerte er: „Simon Petrus ist nicht mehr!“

„Er ist gestorben?“

„Das Zeugniß seiner Predigt mit seinem Blute besiegelnd. Nero hat ihn an's Kreuz schlagen lassen. Wir haben seinen Leib bestattet auf dem Mons Vaticanus jenseits des Tiber.“ Als Gennorix diese Worte in nicht mehr zurückzuhaltender Bewegung gesprochen, versagte ihm die Stimme auf's neue.

Langsam war das Haupt des Sabinianus auf die Brust herabgesunken. Er saß, die quellenden Augen geschlossen, die Hände auf dem Schooße gefalten; und er betete: — wohl um gleich seliges Sterben.

„Muß nicht der Jünger sein beim Meister?“ rief er dann mit zitternder Stimme, Augen und Hände zur Höhe erhebend. „Warum also klagen und weinen? O wie glücklich ist er! Er und wir, die wir jetzt einen solchen Fürsprecher haben im Himmel für die Kirche! Und haben wir nicht noch Paulus, den Genossen seines mühevollen Werkes?!“

„Laß deinen Thränen freien Lauf, Sabinianus! Auch Paulus ist uns genommen. Am selben Tage wurde er an der Straße nach Ostia enthauptet.“

„So ist die römische Kirche also ganz verwaist,“ klagte der alte Bischof der Senonen. „O, Herr, sei ihr Hirte!“

Gennorix erzählte dann, wie gleich nach dem glorreichen Tode der beiden Apostel sich die Gläubigen in Rom versammelt und einstimmig den Priester Linus, einen ehr-

würdigen Greis, aus Volaterra in Tuscia gebürtig, und stark geworden in der Heilslehre durch langen Umgang mit Paulus, zum Oberhirten gewählt hätten. „Als er," fuhr Gennorix fort, „zum ersten Male auf dem Stuhle Petri saß, kniete auch ich vor ihn hin, um im Namen der Kirche Gallien's ihn meiner Anhänglichkeit zu betheuern. Ihm aber gefiel es, mich her zu senden, um den Vorstehern der Kirche in Gallien, so mündlich als durch die Schreiben, deren Besorgung er mir auftrug, von dem in Rom Geschehenen Kunde zu bringen. Die Verfolgung in Rom aber dauert fort. Wie ein wildes Thier ist Nero in die Gehege der Kirche eingedrungen und berauscht sich im Blute unserer Bekenner."

Mit blutendem Herzen hörten Sabinianus und Potentianus die eingehende Schilderung der Leiden, welche der Verfolgungssturm über die römische Gemeinde gebracht hatte. „Auch die Stunde unseres Kampfes naht!" seufzte der Bischof von Senones. „Laßt uns zum Herrn beten, daß sie uns bereit finde! Auch hier leben Feinde unseres Glaubens, gleich grausam im Gemüthe und nur auf den Befehl von Rom harrend, um dem Beispiele Nero's zu folgen."

„So lange wir Leodorich als Vollstrecker der kaiserlichen Edicte hier haben, wollen wir nicht das Schlimmste fürchten."

„O Gennorix, auch hier haben sich die Dinge geändert! Leodorich ist unser Präfect nicht mehr. Aus welchem Grunde er aber entsetzt wurde, hat Niemand, er selbst nicht, erfahren. Seine Gewalt übt seit Kurzem Severus, der Sohn des frühern Präfecten Minucius."

„Wohnt Bibulus noch in Senones?"

„Er hat seit deiner Abreise nach Rom die Stadt nicht verlassen; seit Leodorich abgesetzt ist, triumphirt er. Victorinus und seine fromme Gattin sind mehr denn je seinen frechen Drohungen ausgesetzt."

„Was ist aus dem Freigelassenen Menas geworden, der kurz vor meiner Abreise den Mordversuch auf Leodorich machte?"

„Der, sagt man, sei todt. Ueber sein Verbleiben aber schwebt ein geheimnißvolles Dunkel. Man hatte seine Frau, die Tochter der berüchtigten Locusta, im Verdacht, ihn auf die Seite geschafft zu haben. Der Präfect ordnete die Untersuchung an; sie zog es jedoch vor, deren Ausgang nicht abzuwarten. Es heißt, sie sei nach Italien geflohen."

Gennorix erzählte nun, in den Straßen von Rom sei er mehrere Male auf jene sonderbare Person gestoßen, die Leodorich nach dem Attentate des Menas habe verhaften lassen, dann aber wieder freigegeben habe; er halte Bibulus, Menas und ihre andern Spießgesellen nur für Spione dieses Nerses, der einen bestimmenden Einfluß auf den Kaiser üben solle. „Jetzt, wo dieser Mensch in Rom ist, fürchte ich von seiner Verbindung mit Bibulus Alles. Er wird Unheil über die Stadt und uns bringen."

Am andern Morgen reiste Gennorix weiter, seine in Rom übernommene Mission zu erfüllen.

XIII.

Durch Kampf zum Sieg.

Es war einige Wochen vor dem Besuche des Gennorix in Senones, daß Potentianus dorthin zurückgekehrt war und zwar in Begleitung des Serotinus, eines zweiten Stephanus an Seelenstärke und himmlischer Erleuchtung.

Von Lutetia weggehend, hatte Potentianus sich, wie früher erzählt, nach Trecae gewandt, dort das Evangelium verkündet und ihm eine große Zahl Anhänger gewonnen. Mit ihrer Taufe war die Kirche zu Trecae gegründet. Da er aber voraus sah, daß die Ernte groß sein würde, berief er den Serotinus zu seiner Hülfe und gewann durch dessen Predigt Viele in der Umgegend. Potentianus weihte ein Gotteshaus und konnte bald Lehrer aus der jungen Gemeinde selbst bestellen.

Die Götzenpriester, anfangs rathlos über die stets wachsende, stets allgemeiner werdende Vernachlässigung der Götter, waren bald eins in ihrem Hasse. Tumultuarisch verlangten sie von dem Prätor Montanus, daß er gegen die Christen einschreite.

Wenn auch weniger grausamer Gemüthsart als seine Amtsgenossen in Lutetia und Carnutum, so litt doch auch er an der Krankheit der meisten damaligen Würdenträger und Gewalthaber, an jener unmännlichen Feigheit, die sich von jeder Rotte mißbrauchen ließ. Auch er war nur allzugeneigt, wenn er die Worte Cäsar und Ungnade hörte, Gesetz und Billigkeit, ja Gerechtigkeit und Staatsklugheit gänzlich zu vergessen. Montanus weigerte sich zwar stand-

haft, die Todesstrafe über die Christen auszusprechen, aber er ließ sich dennoch ein Verbannungsdecret abpressen, das er sofort ausführen zu lassen versprach. Das aber war den Heidenpriestern nicht genug. Mit der Meute ihrer Anhänger warfen sie sich, ohne auf den Spruch des Präfecten zu achten, ohne seine Maßregeln abzuwarten, auf Potentianus und Serotinus. Vom Präfecten zu ihrem Schutze entsandte Soldaten retteten ihnen das Leben und führten sie, beladen mit Schmach und Mißhandlung, aus der Stadt.

Voller Freude, um des Namens Jesu willen gelitten zu haben, kamen sie in Senones an. Mit Liebe und Freude, wie eine Mutter ihre aus der Fremde heimkehrenden Kinder, empfing sie ihr greiser Oberhirt; die Sehnsucht seines Herzens nach dem Martyrium pries sie glücklich für ihr Dulden im Streite für die Kirche.

„O," rief er gerührt, „könnte auch ich mit meinem Blute die Kirche von Senones befruchten, der ihr mit euern Schmerzen so viele Söhne errungen habt! Wie glücklich wäre ich, wie gerne wollte ich sterben!"

Potentianus, Serotinus, Altinus, Eodald, selbst Victorinus und Alle, die ihn hörten, wer unter ihnen hätte wohl andere Gefühle in seinem Herzen, andere Gelübde auf seinen Lippen haben können?

Alle beschlich in diesem feierlichen Momente mehr denn je die Ahnung, als sei die Erfüllung dieser ihrer Wünsche nahe. Severus, der Sohn des Mannes, der einst die Präfectur von Senones wegen ihrer reichen Einkünfte als ein herrliches Unterkommen für seinen Sohn gepriesen hatte, besaß sie jetzt. Noch lasterhafter und zügelloser als sein Vater Minucius, hatte er in der Schule Nero's nicht nur gelernt, jeder Regung des Gewissens Hohn zu

sprechen, über jedes Recht und jedes Bedenken zu triumphiren; er hatte auch jenen glühenden Haß in seine düstere Seele eingesogen, der damals die Brandfackel in die Straßen Rom's schleuderte, um die aufschlagenden Flammen im Blute der Christen zu löschen. Seine Ausschweifungen hatten bald das ungeheuere Vermögen, das sein Vater Minucius mit aus der Provinz gebracht, verschwelgt. Nerses, der dies wußte, ließ es sich, um ihn vor gänzlichem Ruin zu bewahren, angelegen sein, ihm von Nero die Präfectur von Senones zu verschaffen.

Auch Nerses begann allgemach das Leben in Rom weniger angenehm zu finden als im Anfange seiner Rückkehr; nicht als ob er der Weltstadt und ihres Treibens an und für sich satt geworden wäre; aber die Launen Nero's, dessen immer maßloser werdende Ansprüche an seine nähere Umgebung machten ihn bedenklich. Die gräßliche Leichtfertigkeit, mit welcher der Cäsar ohne weiteres seine besten Freunde wegschaffen ließ, schreckte auch ihn. Er ging ernstlich mit dem Gedanken um, sich in irgend eine ferne Provinz zurückzuziehen. Instinctmäßig drängte sich ihm der Gedanke auf, auch die sklavischste Gesinnung dulde eine überspannte Tyrannei nur bis auf einen gewissen Punkt; sei dieser erreicht, dann sei ihr Sturz unvermeidlich. Nero hatte freilich gesagt: „Meine Vorgänger haben die Rechte der Alleinherrschaft noch nicht gekannt. Man mag mich hassen, wenn man mich nur fürchtet.“ Nerses aber, ein guter Menschenkenner, meinte, Haß und Furcht seien auf die Dauer unverträglich oder aber es entspränge ihrer Verbindung ein drittes gefährliches Ding, die Rache. Kurz, er ahnte, eine schreckliche Katastrophe werde dem Traume neronischer Herrschaft, der schon zu lange gedauert, plötz-

lich ein Ende bereiten mit Schrecken. Er aber hatte durchaus nicht Luſt, in irgend einer Weiſe in dieſen Sturz der Gewalt Nero's mit hineingezogen zu werden. Von dieſen Erwägungen geleitet, bereitete Nerſes ſich allmälig, Rom zu verlaſſen, und richtete ſeinen Blick auf Senones. Aber dort zu leben im ruhigen Genuſſe der unermeßlichen Reichthümer, die ihm das Denunciren mißliebiger Reichen und ſeine Helfershelferknechtſchaft unter Nero eingebracht hatten, ſchien ihm unmöglich, wenn er täglich noch die Geſichter ſolcher Männer hätte um ſich ſehen müſſen, welche wie die erſten glaubenseifrigen Chriſten in ihrem Thun und Laſſen ein fortwährender Vorwurf für ihn geweſen wären.

Severus war der Mann dazu, dieſem Uebelſtande abzuhelfen. Nerſes hatte dieſem ſchon bei deſſen Abreiſe von Rom auf ſeine Präfectenſtelle nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, was er von ihm erwarte.

„Ich will nicht hoffen,“ lautete ſeine wiederholte Mahnung, „daß du lange auf beſtimmte Befehle von hier warten wirſt, um mit allen denen, die den fremden Aberglauben begünſtigen, gründlich aufzuräumen. Die Stadt der Senonen muß auf die eine oder die andere Art von ihnen befreit werden.“

In der That ſchickte Severus eines Tages, es waren einige Wochen ſeit dem Beſuche des von Rom zurückgekehrten Gennorix in Senones verfloſſen, einen Vertrauten zu Bibulus in die Behauſung an der Icauna, wo der greiſe Böſewicht in Vergeſſenheit lebte, und ließ ihn zu ſich beſcheiden. „Da lies,“ redete der Präfect ihn dann an, ihm ein Schreiben des Nerſes überreichend. „Der Augenblick iſt da, wo wir mit Ernſt gegen die Chriſten vorgehen

müssen; ich habe dem Nerses versprochen, dafür zu sorgen, daß er keinen mehr finde, und ich werde mein Wort halten."

„Du hast damit keine leichte Sache übernommen, Präfect. Wenn ..."

Severus unterbrach ihn mit höhnischem Lachen. „Glaubst du, diese Feiglinge, die sich geduldig treten lassen von Jedem, der Lust hat, würden sich zur Wehr setzen, wenn ich, des Kaisers Stellvertreter, mit ihnen anbinde? Oder setzest du etwa gar voraus, ich könnte mich zum Mitleid gegen dieses Volk umstimmen lassen, wenn sie um Gnade und Duldung winseln? Wir haben unsere Schule in Rom durchgemacht, Freundchen, und dort Schauspiele ganz anderer Art gesehen."

„Die Christen," entgegnete Bibulus, „werden sich nicht zur Wehr setzen, und du wirst sie ganz ohne Bedenken erwürgen; ich zweifele weder an dem einen noch an dem andern. Aber das ist's eben: bei ihrer Zähigkeit ist mit aller Gewalt nichts gegen sie zu gewinnen. Im Gegentheil, jeder gewaltthätige Widerstand, jedes Leid, das du ihnen zufügst, macht sie nur um so eifriger in ihren Thorheiten. Glaube mir, ich habe sie beobachtet und das, was ich dir sage, ist das Ergebniß meiner eigenen, langjährigen, mitunter recht enttäuschenden Erfahrungen. Uebrigens scheint mir jetzt jede Maßregel zu spät zu kommen; ein großer Theil der Bevölkerung von Senones hat dem Staatscultus offen den Rücken gedreht. Oder wolltest du im Ernste die halbe Stadt dem Henker überliefern? Meiner Meinung nach bleibt uns nichts übrig, als das Unkraut fortwuchern zu lassen, bis es in der eigenen Ueppigkeit erstickt. Mehrere, denen das Hundeleben der Christen nicht zusagte, weil sie eine freiere Existenz gewohnt waren, sind bereits ihre bit-

terſten Feinde geworden. Die könnte man allenfalls unterſtützen und ſo mit denen operiren, die gewiſſermaßen zu ihnen gehören. Aber das wird auch alles ſein, von dem wir uns einigen Erfolg verſprechen dürfen."

„Ich dachte, der Tod ihrer Häupter werde ihnen den Muth benehmen und wenigſtens ihrer fernern Ausbreitung Schranken ſetzen."

„Eitele Täuſchung! Ich habe vor einigen Jahren in Carnutum mit dieſen meinen Augen Dinge geſehen, die ich nicht für menſchenmöglich gehalten hätte und die das gerade Gegentheil beweiſen. Nicht nur, daß die Chriſten zum Tode wie zu einem Freudenfeſte eilten, ſo daß das Henkerbeil ſelbſt das heitere Lächeln nicht von ihrem Geſichte verwiſchen konnte, ihre Halsſtarrigkeit wirkte förmlich anſteckend. Leute, die vielleicht in ihrem ganzen Leben nicht daran gedacht hätten, ſich um dieſe närriſchen Neuerungen auch nur zu kümmern, ſah ich alle Rückſicht vergeſſen, allen Zweifel überwinden, alle Folgen mißachten und wie umgewandelt in einem Schlage das Mitſterben mit dieſen Thoren für ihr höchſtes Glück halten. So ſehr imponirte ihnen das, was ſie überzeugungsvolle Standhaftigkeit und göttliche Gnade nannten. Präfect, Präfect, ſo böſe Beiſpiele muß man nicht veranlaſſen! Menſchen, die alle irdiſche Güter in der feſten Zuverſicht einer unendlichen Vergeltung in einem andern Leben verachten, muß man nicht mit dem Tode bedrohen! Man ſichert ihnen ja nur damit, wonach ſie ſich ſehnen!"

„Hm, pure Einbildung."

„Mag ſein; aber trotzdem iſt ihr Glaube, daß ſie im alleinigen Beſitze der Wahrheit ſeien, feſt wie ein Fels und unerſchütterlich."

„Du räthst mir also von einer Verfolgung ab und meinst, wir sollten die Sache ganz sich selbst überlassen?“

„Das gerade nicht; ich wollte dir nur begreiflich machen, daß der Gedanke, das Christenthum durch Abschlachten auch der halben Stadtbevölkerung gänzlich zu vertilgen, ein Wahn ist, der sich durch den entgegengesetzten Erfolg als solchen sicher erweisen würde. Einzelne sind allerdings darunter, deren Wegschaffung unserm Plane förderlich sein dürfte. Ich würde, wenn du die Hand bieten wolltest, alles, was in meinen Kräften steht, gerne thun, um . . .“

„Ah, eine kleine Privatrache! Hab' ich's errathen?“

„Ich leugne es nicht. Unter den Anhängern Christi zählen Nerses und ich mehrere Todfeinde.“

„Nun, immerhin! das Resultat bleibt dasselbe. Nenne mir die Namen. Wenn der erste Schritt geschehen ist, findet das Andere sich leicht.“

„Vor allem laß dir Victorinus vorführen, lies ihm die Edicte Nero's gegen die Christen vor [1]) und fordere ihn unter Androhung der Todesstrafe auf, seinen Aberglauben abzuschwören. Er liebt sein Weib und seinen Knaben mit der zärtlichsten und heißesten Liebe. Wenn wir bei Einem hoffen dürfen, daß die Lust zu leben deiner Drohung Gewicht geben wird, so ist es bei ihm. Und sein Abfall würde es uns möglich machen, mit Erfolg den Weg der Strenge gegen die Uebrigen einzuschlagen. Wir hätten den Baum in seinem Herzen getroffen.“

Dieser hinterlistige Plan, durch den Bibulus seinen Todfeind, von dessen standhaftem Ausdauern er im Voraus überzeugt war, unfehlbar zu verderben hoffte, fand den

1) Diese Edicte sind an die Statthalter der Provinzen gerichtet; Inschriften wie zuverlässige Traditionen erwähnen sie.

Beifall des Severus, und noch am selben Tage sandte er einen Hauptmann und einige Soldaten, um Victorinus festzunehmen und sogleich in's Prätorium zu führen, wo er zu Gericht zu sitzen pflegte. Das männlich würdevolle Auftreten des Victorinus setzte anfangs den Präfecten in Verlegenheit. Seine Verwirrung geschickt verbergend, begann er in fast herablassendem Tone: „Du bist eines Verbrechens angeklagt, auf das Todesstrafe gesetzt ist, und stehst hier, um dich zu verantworten."

„Ich bin mir nicht bewußt, die Gesetze verletzt, zu haben, über deren Beobachtung du als Richter gesetzt bist, Präfect."

„Kennst du nicht das Verbot Cäsar's gegen den Aberglauben, dem du sowohl selbst anhängst als auch in deinem Hause duldest?"

„Was du da Aberglauben nennst, Präfect, sind Dinge, über die ich dem Kaiser keine Rechenschaft schulde. Hat er Edicte erlassen, denen ich durch mein christliches Bekenntniß zuwider handele, so gilt für mich das Wort unserer verehrungswürdigsten Lehrer: »Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.«

„Du gibst also deine Zukunft, dein Glück toller Träumereien wegen preis? Du bist reich, angesehen, du hast ein edeles, geliebtes Weib; einen Sohn, an dem du mit Zärtlichkeit hängst, erhalte dich ihnen! Bedenke wohl, wohin dein hartnäckiges Widerstreben führt."

Drohung wie Ueberredung erwiesen sich als gleich fruchtlos. Aber nun war der erste Schritt geschehen; Sabinianus und Altinus folgten Victorinus in den Kerker. Die grausamsten Mißhandlungen erschütterten die Erstern in ihrer Standhaftigkeit so wenig, wie den Letztern die Drohung, daß sein Knabe mit ihm sterben müsse. Die

Erbitterung des Präfecten wuchs mit jedem Tage, und es bedurfte der Erinnerung an die Nerses gegebene Zusage nicht mehr, um Severus zu stets weitern Verhaftungen zu veranlassen. Schon hatte er auch Leodorich, Diadumena und deren Kinder in Gewahrsam. Von den durch ihre Lebensstellung in Senones hervorragenden Christen war nur Excelsa noch in Freiheit. So hatte es Bibulus gewollt. Oder war es nicht die grausamste Rache an ihr, daß man ihr den Knaben nahm, und an dem Vater, daß man das siebenjährige Kind unter seinen Augen die gräßlichsten Peinigungen dulden ließ?

Der Tag erschien, an welchem die über Sabinianus, Victorinus und seinen Sohn nebst einer großen Anzahl von Christen verhängte Todesstrafe durch's Richtbeil vollstreckt werden sollte. Der Weg auf dem die Glaubensgenossen, umringt von Soldaten und Lictoren, welche die Strafe zu vollziehen hatten, aus der Stadt geführt wurden, führte an der Kirche der Christen vorbei. Der nachsichtige Centurio erlaubte dem Bischofe auf dessen inständiges Bitten, noch ein Mal in dieselbe einzutreten. Dort sah er Potentianus, der frei geblieben war, und bestellte ihn zu seinem Nachfolger. Als der fromme Bischof dann zum letzten Male an dem Altare, an dem er so oft die heiligen Geheimnisse gefeiert hatte, betete, stürzten Einige der fanatischen Soldatenrotte gewaltsam herein. Von zwei Beilschlägen auf's Haupt getroffen, sank er über den Altarstein zusammen und wurde vollends getödtet. [1]) Dann

[1]) Der Altarstein, auf welchen Sabinianus hinstürzte, bekannt unter dem Namen: pierre de St. Savinien, befindet sich noch in Sens; Augenzeugen versichern, die Blutspuren noch in unsern Tagen erkannt zu haben.

führten sie Victorinus, seinen siebenjährigen Sohn und die Andern zum Tode. Potentianus bestattete die Leiber der Martyrer in der Kirche, und es schien, als sei der Blutdurst der Verfolger gestillt. Aber anstatt daß, wie diese wohl gehofft haben mochten, die Heerde sich zerstreute, ließ Altinus, aus dem Kerker entlassen, im Verein mit Potentianus, Serotinus und Eodald sich angelegen sein, dieselbe auf's neue zu sammeln. Excelsa war aber nicht lange mehr die Zierde der gelichteten Gemeinde. Der auf den Gatten und ihr Kind gezückte Todesstreich hatte ihr Leben mit getroffen. Ihre letzte Bitte war um eine Ruhestätte bei ihren Lieben.

Severus hatte dem Nerses von dem Tode der vornehmsten Christen von Senones Nachricht gegeben, erhielt aber von ihm die kalte Antwort: nur darin könne er einen Beweis von seiner Fähigkeit, die Provinz ferner zu verwalten, erkennen, wenn es ihm gelinge, das Christenthum bis auf den letzten lebendigen Keim in derselben auszurotten. Bibulus, nach dem Eintreffen dieses Schreibens von dem Präfecten zu Rath gezogen, lehnte es ab, sich irgendwie an einer neuen Verfolgung zu betheiligen. Seine Rache war gekühlt, und es war, als ob er in der Befriedigung dieses Hasses seine Lebensaufgabe erfüllt geglaubt hätte. Nachdem er in dem mit Riesenschritten über ihn hereinbrechenden Alter, wohl auch wegen seiner schulderfüllten Vergangenheit, den Tod als das Ziel eines elenden Daseins oft herbei gewünscht hatte, gab er ihn sich eines Tages selbst. Er starb mit einem Fluche auf den Lippen, der den Sieg des Christengottes bekannte.

Weit entfernt, durch ein so offenbares Strafgericht an dem Genossen seiner Frevelthaten sich warnen zu las

sen, betrieb der Präfect, gereizt durch den von Nerses ihm zugefügten Hohn, die Verfolgung mit grausamern Mitteln denn je. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß der Diakon Serotinus die Nächte im Gebete bei dem Grabe des Sabinianus zubringe. Verhaftet zeigte auch er sich gleich fest und standhaft gegen die Drohungen, wie gegen die Verlockungen des Präfecten. Severus befahl, ihn mit Ruthenstreichen bis zu Tode zu peitschen. In dieser schrecklichen Marter hauchte er sein Leben aus.

Auch Potentianus, Altinus und Codald, vor den Präfecten geführt, wiesen standhaft jede Zumuthung, ihren Glauben zu leugnen, zurück, und starben sammt einer heldenmüthigen Schaar von Gläubigen unter dem Beile des Henkers. Als die Stätte ihrer Marter nennt uns eine fromme Ueberlieferung die Umgebung der Kirche Saint Pierre le vif, so genannt wohl von der Vorstadt Vivus, in der sie lag. Ihre Ueberreste wurden in der Krypta dieses Gotteshauses beigesetzt [1])

Severus fand einige Jahre später einen elenden Tod.

Auch den Nerses, den Anstifter aller dieser Unthaten, ereilte die verdiente Strafe, ehe es ihm noch gelungen war, Rom zu verlassen. Nero, der ihn im Verdacht hatte, er sei in eine im Jahre 65 entdeckte Verschwörung — die sogenannte Pisonische — verwickelt, ließ ihm den Befehl zukommen, sich selbst den Tod zu geben. Aber der feige Bösewicht zitterte, und Nero, der wenig Lust hatte, seinetwegen in der Zukunft noch auf der Hut zu sein, ließ ihn durch einen Centurio ermorden. Auch Seneca und Burrus wurden wegen angeblicher Theilnahme an dieser Verschwörung zum Tode ver-

[1]) Vie des saints de France par M. Ch. Barthélemy.

urtheilt; die einzige Begünstigung, die Seneca zugestanden wurde, war, daß er sich selbst eine Todesart wählen konnte. Er ließ sich im Bade die Adern öffnen.

Gennorix überlebte seine Freunde um einige Jahre; er war es, der auf den Stein, der ihre Gruft deckte, die Inschrift schreiben ließ: „Hier ruhen die Leiber Solcher, die ein gutes Zeugniß für Christus abgelegt haben: Sabinianus, Potentianus, Eodald und Serotinus, nebst einer großen Schaar Gläubigen. Nachdem sie sich den Siegeskranz gewunden aus ihrem rosigen Blute, sind sie hier beigesetzt worden im Frieden, am Tage vor den Calenden des Januar." [1])

Das römische Kaiserreich ist dahingegangen und Viele haben in seinen stolzen Trümmern ihr Grab gefunden. Die Eine aber, die Zeuge war all seiner Pracht und Herrlichkeit, all seiner Größe und seiner Macht, und dann all der Strafgerichte Gottes an diesem Reiche, — die Kirche Christi — sie ist nicht gealtert in den Jahrhunderten; sie ist stets erneut hervorgegangen aus der Gluth der Prüfung und einzig geblieben in dem Brande der Länder. Auch der bischöfliche Stuhl des Sabinianus steht heute noch, und nie war seit dem heiligen Gründer die lange Kette seiner Inhaber unterbrochen, und an frommen Betern am Grabe des Heiligen hat es nie gefehlt.

So erzählen uns alte ehrwürdige Ueberlieferungen die Gründung der Kirche unter den keltischen Völkern in

1) Vie des saints de France par M. Ch. Barthélemy.

Gallien. Ihren Stammesgenossen in Irland ist das Licht der Wahrheit erst in den nächstfolgenden Jahrhunderten aufgegangen. Auf diese Insel, die nordwestliche Grenze der bewohnten Welt, hatte kein römischer Proconsul den Fuß gesetzt, und so war sie bewahrt geblieben vor römischen Götzenpriestern, vor den Erpressungen römischer Verwalter und den Schwelgereien römischer Großen. Als die Glaubensboten kamen, fanden sie ein Volk, welches an den Lehren seiner Druiden mit Liebe hi ng. An diese Lehren knüpften sie, wie ihre Vorarbeiter in Gallien, wo es sich immer thun ließ, die Kunde an von dem durch Christus der Welt gewordenen Heile. Sie erfüllten die alten Formen und Gebräuche mit einem neuen Geiste, den die unbefangenen Herzen freudig aufnahmen. So verwandelte sich das Fest des Frühlings, welches zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche wegen der neugeborenen Sonne gefeiert wurde, unvermerkt in das Fest der Auferstehung des Herrn. Die frohe Botschaft verbreitete sich in wenigen Jahren über die ganze grüne Insel — bald mit Recht die „heilige“ genannt — ohne Verfolgung, ohne daß die dortige Kirche ihren Grundstein mit dem Blute ihrer Erstlinge hätte befeuchten müssen. Noch in spätern Jahrhunderten fand man Druidensteine auf den Höhen, in welche der Name des Erlösers eingegraben war, und die Namen vieler Kirchen so wie die Form derselben bezeugen noch jetzt, daß aus den runden Steinhügeln des alten Glaubens unter den heiligen Eichen der geweihten Haine die Gotteshäuser der Christen hervorgegangen sind. Die Barden und Druiden legten ihre Lehre am Fuße des Kreuzes nieder und wurden Priester und Verkünder des Christenthums, wie sie in solchem Eifer und Geschick für

diese Mission das westliche Europa nicht mehr sah. Frankreich, die Schweiz, Belgien und Deutschland wissen, was sie den bei Beginn des Mittelalters aus Irland herübergekommenen Glaubensboten zu danken haben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Guenot, C.

Sabinianus oder die ersten Apostel Gallien's

Köln 1865
P.o.gall. 2298 q-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10099756-1